Lotte Ferstel

BERNARD SHAW
MENSCH UND ÜBERMENSCH

S. F.

Von Bernard Shaw iſt im gleichen Verlage erſchienen:

Der Schlachtenlenker. Komödie.
Cäſar und Cleopatra. Hiſtoriſche Komödie.
Der verlorene Vater. Komödie.
Frau Warrens Gewerbe. Drama.
Heuchler. Komödie.

Mensch und Übermensch

Eine Komödie und eine Philosophie von

Bernard Shaw

Deutsch von Siegfried Trebitsch

S. Fischer, Verlag, Berlin
1907

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript. Das Recht der Aufführung ist allein von S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90 zu erwerben.

An Arthur Walkley

Mein lieber Walkley!

Sie haben mich einmal gefragt, warum ich kein Don Juan-Drama schriebe. Die Leichtfertigkeit, mit der Sie diese entsetzliche Verantwortung auf sich nahmen, ist wahrscheinlich auch schuld daran, daß Sie sie heute bereits vergessen haben, aber der Tag der Abrechnung ist gekommen: hier liegt Ihr Drama! Sein Ertrag und seine Arbeit, sie sind mein: seine Ethik, seine Sittenschilderung, seine Philosophie, seinen Einfluß auf die Jugend haben Sie zu rechtfertigen. Sie waren in reifem Alter, als Sie die Anregung gaben; und Sie kannten Ihren Mann. Es sind kaum fünfzehn Jahre her, seitdem wir beide als Zwillingspioniere des „neuen Journalismus", in die gleichen neuen Laken gebettet, eine Epoche in der Theater- und Opernkritik begründet haben, indem wir sie zum Vorwande für eine Propaganda unserer eigenen Lebensanschauungen machten. Sie können daher nicht Unkenntnis der Art der Kraft vorschützen, die Sie in Bewegung gesetzt haben. „Epater le bourgeois!" das haben Sie von mir gewollt, und wenn der Bourgeois nun protestiert, verweise ich ihn hiemit an Sie als den einzig verantwortlichen Teil.

Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie verdächtigen werde, Sie fänden das Stück für Ihren

Geschmack zu anständig, falls Sie versuchen sollten, Ihre Verantwortung abzulehnen. Mich haben die erwähnten fünfzehn Jahre älter und ernster gemacht. An Ihnen kann ich keine gebührliche Veränderung entdecken. Ihr Leichtsinn und Ihre Kühnheit sind wie die Liebe und die Annehmlichkeiten, die Desdemona erbittet; sie nehmen in eben dem Maße zu, als Ihre Tage sich mehren. Jetzt wagt es bloß keine tonangebende Zeitung, sich mit Ihnen einzulassen! Nur die stattliche Times ist erhaben über jeden Verdacht, der diese Zeitung zu Ihrer Anstandsdame machen könnte; aber selbst die Times mag manchmal dem Himmel dafür danken, daß nicht täglich neue Stücke gegeben werden, da nach jedem solchen Ereignisse Ihre Kritiken — die zu zeichnen Ihnen die Traditionen des Blattes nicht gestatten, die Sie aber wohlweislich zwischen den Zeilen mit den verrücktesten Schnörkeln zeichnen, — seine Wohlerzogenheit gefährden und seine Seichtheit in Epigramme, seinen Anstand in Zierlichkeit und sogar seine Würde in Unart verwandeln würde. Ich weiß nicht, ob das nicht Anzeichen einer Revolution sind. Im Frankreich des XVIII. Jahrhunderts stand das Ende nahe bevor, als die Leute Diderot in der Enzyklopädie finden konnten. Wenn ich die Times kaufe und Sie darin finde, hört mein prophetisches Ohr das Rasseln der Munitionskarren des XX. Jahrhunderts.

Augenblicklich quält mich jedoch eine andere Angst,

die in der Frage gipfelt: werden Sie nicht von einem Don Juan-Drama enttäuscht sein, das auch nicht eines der tausend und drei Abenteuer jenes Helden auf die Bühne bringt? Um Sie günstig zu stimmen, will ich Ihnen meinen Standpunkt erklären. Sie werden entgegnen, daß ich nie etwas anderes tue. Ihre Lieblingsgrimasse mir gegenüber behauptet: Was Sie „Drama" nennen, ist nichts als die Erklärung Ihres Standpunktes. Aber Sie dürfen von mir nicht erwarten, daß ich Ihre unbegreifliche, phantastische, mutwillige, schwer zu befriedigende Methode annehme; Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, als einen vernünftigen, geduldigen, folgerichtig denkenden, sich rechtfertigenden, arbeitsamen Menschen mit dem Temperament eines Schulmeisters und den Sorgen eines Kirchenvorstehers. Jener literarische Kunstgriff ist es zweifellos, der dem britischen Publikum zufällig Spaß macht und seine Aufmerksamkeit von meinem Charakter ablenkt; aber der Charakter ist nichtsdestoweniger da, und so fest wie ein Felsen. Ich habe ein Gewissen und das Gewissen ist immer ängstlich bemüht, alles zu erklären. Sie dagegen fühlen, daß ein Mann, der von seinem Gewissen spricht, einer Frau sehr ähnlich ist, die von ihrer Bescheidenheit spricht. Die einzige moralische Kraft, die Sie sich herablassen zur Schau zu tragen, ist die Kraft Ihres Geistes; die einzige Forderung, die Sie öffentlich stellen, ist die Forderung Ihres künstlerischen

Temperaments nach Symmetrie, Vornehmheit, Stil, Anmut, Verfeinerung und Lauterkeit, die gleich nach der Göttlichkeit kommt, wenn nicht vor ihr. Aber mein Gewissen ist die echte Kanzelware; es ärgert mich, Leute behaglich zu sehen, wenn sie sich unbehaglich fühlen sollten, und ich bestehe darauf, sie zum Denken zu zwingen und zum Bewußtsein der Sünde zu bringen. Wenn Ihnen meine Rede nicht gefällt, dann achten Sie nicht darauf. Ich kann wirklich nicht anders.

In der Vorrede zu meinen „Plays for Puritans" erklärte ich die eigentümliche Lage unseres zeitgenössischen englischen Dramas, das gezwungen ist, beinahe ausschließlich Fälle sexueller Anziehung zu behandeln, und dem es dennoch verboten ist, die Erscheinungen jener Anziehungskraft zu zeigen, ja selbst ihre Natur zu besprechen. Ihre Anregung, ich solle ein Don Juan-Drama schreiben, war tatsächlich eine Herausforderung für mich: ich sollte diesen Gegenstand dramatisch behandeln! Die Schwierigkeit dieser Zumutung war so groß, daß sie mir annehmenswert schien. Obgleich wir genug Dramen mit verliebten Helden und Heldinnen haben, die dementsprechend zum Schlusse des Stückes heiraten oder zugrunde gehen müssen, weil ihre Beziehungen zueinander durch die Ehegesetze verwickelt worden sind — gar nicht zu sprechen von jener leichtern Art von Stücken, die auf der Tradition fußen, daß ungesetzliche Liebesangelegenheiten zugleich laster-

haft und köstlich sind — muß man doch bedenken, daß wir keine modernen englischen Stücke haben, in denen die gegenseitige natürliche Anziehungskraft der Geschlechter zur Haupttriebfeder der Handlung gemacht worden wäre. Das ist auch der Grund, warum wir so großen Wert auf die Schönheit unserer Darsteller legen, worin wir von den Ländern abweichen, die unser Freund William Archer unserem kindischen Theater vorgehalten hat, auf daß es sich an ihrer ernsten Auffassung der Bühnenkunst ein Beispiel nehme. Dort könnten die Julien und Isolden, die Romeo und Tristan unsere Mütter und Väter sein. Um die englische Schauspielerin ist es ganz anders bestellt. Die Heldin, die sie verkörpert, darf die elementaren Beziehungen zwischen Männern und Frauen nicht besprechen; all ihr romantisches Geschwätz über romanhafte Liebe, all ihre rein juridischen Dilemmas bezüglich der Tatsache, ob sie verheiratet oder „betrogen" worden ist, verfehlen vollständig den Weg zu unseren Herzen und quälen unsern Geist. Um uns zu trösten, brauchen wir die Darstellerin bloß anzusehen. Wir tun es, und ihre Schönheit labt unsere verhungernden Gefühle. Zuweilen murren wir ungalant über die Dame, weil sie nicht ebensogut spielt, wie sie aussieht. Aber in einem Drama, das trotz all seiner Beschäftigung mit dem Geschlecht von geschlechtlichem Interesse gänzlich unberührt bleibt, ist hübsches Aussehen erwünschter als schauspielerische Tüchtigkeit.

Ihnen gegenüber darf ich diese Ansicht besonders betonen, da Sie zu klug sind, in Torenweise über ein Paradoxon Lärm zu schlagen, so oft ich einen Stock beim richtigen, statt beim falschen Ende anfasse. Warum sind unsere gelegentlichen Versuche, das Geschlechtsproblem auf der Bühne zu behandeln, so abstoßend und öde, daß selbst jene, die sich vollkommen klar darüber sind, daß Geschlechtsfragen und ihre Diskussion auf der Bühne gestattet werden sollen, keinen Geschmack an solchen freudlosen gesellschaftlichen Sanitätsversuchen finden? Nicht vielleicht deshalb, weil sie im Grunde vollkommen geschlechtslos sind? Worin besteht die übliche Schablone für derartige Stücke? Eine Frau ist gelegentlich irgend einmal in Konflikt mit dem Gesetz gebracht worden, das die Beziehungen der Geschlechter regelt. Ein Mann wird dadurch, daß er sich in sie verliebt oder sie heiratet, in Konflikt mit der gesellschaftlichen Konvention gebracht, die eine solche Frau mißbilligt. Nun können die Konflikte der Individuen mit dem Gesetze und der Konvention, wie alle andern menschlichen Konflikte, dramatisiert werden; aber sie sind nur von gerichtlichem und nicht von allgemein menschlichem Interesse; und die Tatsache, daß wir viel neugieriger auf die unterdrückten Beziehungen zwischen Mann und Frau sind, als auf ihre Beziehungen zu unsern Gerichts- und privaten Frauenschwurgerichtshöfen, erzeugt jenes Gefühl ausweichenden Mißvergnügens, fundamentaler Belanglosigkeit, Seichtheit

und nutzloser Unannehmlichkeit, die das vollständige Mißlingen einer Erbauung und das teilweise Fehlschlagen einer Erweckung des Interesses hervorrufen, eine Stimmung, die Ihnen im Theater ebenso vertraut ist, wie sie es mir war, als auch ich jene unbehaglichen Gebäude besuchte und bei unseren populären Stückeschreibern die Absicht erkannte, mit Ibsen zu wetteifern, was sie ihrer Ansicht nach vermochten.

Ich nehme an, daß Sie nichts Derartiges wollten, als Sie von mir ein Don Juan-Drama verlangten. Niemand will so etwas: die Erfolge, die solche Stücke manchesmal erzielen, sind dem nebensächlichen, konventionellen Melodrama zuzuschreiben, durch das der erfahrene populäre Verfasser sich gleichzeitig instinktiv vor einem Mißerfolge rettet. Aber was wollten Sie? Dank Ihrer unglückseligen Gewohnheit — ich hoffe, Sie fühlen jetzt ihren Nachteil — sich nicht zu erklären, hatte ich das selbst herauszufinden. Zunächst habe ich mich also fragen müssen: was ist ein Don Juan? Trivial gesprochen: ein Wüstling. Aber Ihre Abneigung gegen das Triviale ist so übertrieben groß, daß sie ein Fehler ist; ein allgemein verständlicher Charakter ist unmöglich ohne einen Einschlag von Trivialität; und wenn Sie selbst den Geschmack an einem solchen Charakter erwerben könnten, würden die üblichen Quellen, aus denen er fließt, Sie derart übersättigt haben, daß Sie mich nicht bemüht hätten. Ich

nahm daher an, Sie hätten von mir einen Don Juan im philosophischen Sinne verlangt.

Philosophisch gesprochen ist der Don Juan ein Mann, der seinen eigenen Instinkten folgt — obgleich ihn seine Begabung befähigt, zwischen Gut und Böse außerordentlich gut zu unterscheiden — ohne Rücksicht auf das ungeschriebene, das geschriebene, oder das kanonische Recht, und der sich deshalb, während er die glühende Sympathie unserer aufrührerischen Instinkte gewinnt, (denen der Glanz, mit dem Don Juan sie verbindet, schmeichelt,) in einem Kampf auf Leben und Tod mit den bestehenden Einrichtungen befindet und sich ebenso unbedenklich mit Schwindel und Kraft verteidigt, wie ein Landmann seine Frucht vor dem Ungeziefer. Der vorbildliche Don Juan, den ein spanischer Mönch zu Beginn des XVI. Jahrhunderts erfand, wurde, den Ideen jener Zeit entsprechend, als der Feind Gottes dargestellt, und das Nahen der göttlichen Rache wird durch das ganze Drama hindurch von Minute zu Minute drohender empfunden. Don Juans Furcht wird durch keinen geringen Gegner erregt; er versteht es, der Polizei — sowohl der weltlichen wie der geistigen — leicht zu entwischen, und wenn ein empörter Vater privatim Selbsthilfe mit dem Schwerte sucht, tötet ihn Don Juan mühelos. Erst als der erschlagene Vater als Werkzeug Gottes in Gestalt seiner eigenen Statue vom Himmel zurückkehrt, gewinnt er die Oberhand

über seinen Mörder und schleudert ihn in die Hölle. Die Moral: bereue und bessere dich heute, denn morgen kann es zu spät sein, ist eine mönchische. Dies ist wirklich der einzige Punkt, in dem Don Juan skeptisch ist; denn er glaubt fromm an eine schließliche Hölle und riskiert die Verdammnis nur, weil sie, da er jung ist, ihm so weit entfernt scheint, daß die Reue aufgeschoben werden kann, bis er sich nach Herzenslust amüsiert hat.

Aber die Lehre, die ein Autor zum Ausdruck bringen will, ist kaum jemals die Lehre, die es der Welt beliebt aus seinem Buche zu ziehen. Was uns im „Burlador de Sevilla“ anzieht und ergreift, ist nicht die unmittelbare Notwendigkeit der Reue, sondern der Heroismus, zu wagen, Gottes Feind zu sein. Von Prometheus bis zu meinem eigenen „Devil's Disciple“ herab sind solche Feinde immer populär gewesen. Don Juan wurde in einem Maße der Liebling aller, daß die Welt seine Verdammnis nicht ertragen konnte. In einer zweiten Version versöhnte sie ihn auf sentimentale Weise mit Gott und schrie ein ganzes Jahrhundert lang nach seiner Heiligsprechung, wodurch sie ihn so behandelte, wie der englische Journalismus jenen komischen Feind der Götter, den „Punch“, behandelt hat. Molières Don Juan greift, was seine Verstocktheit anbelangt, auf den ursprünglichen zurück, aber in der Frömmigkeit fällt er von seinem Urbilde stark ab. Es ist war: auch er nimmt sich vor, zu bereuen;

aber in welchen Ausdrücken! „Oui, ma foi! il faut s'amender. Encore vingt ou trente ans de cette vie ci, et puis nous songerons à nous.“ Nach Molière kam der Zauberkünstler Mozart, der Meister aller Meister, der des Helden Geist in märchenhaften Harmonien, elbischen Tönen und erhaben hervorbrechenden Rhythmen in hörbar gewordenen Sommerblitzen offenbart. In seinen Tönen ist Freiheit in Liebe und Moral, die in köstlicher Weise der Sklaverei spotten, interessieren, anziehen und locken, und uns auf unerklärliche Weise zwingen können, den Helden mit seiner Feindin, der Statue, auf ein transzendentales Niveau zu stellen und die spröde Tochter und ihren pedantischen Liebhaber auf einem Geschirrbrett darunter stehn zu lassen, auf daß beide in Frömmigkeit weiterleben für und für.

Nach diesen vollendeten Werken kann Byrons Fragment nicht als sonderlich philosophisch in Betracht kommen. Unsere herumzigeunernden Wüstlinge sind von jenem Standpunkte aus nicht interessanter als der Matrose, der in jedem Hafen ein Weib hat; und Byrons Held ist schließlich nur ein herumzigeunernder Wüstling. Und er ist stumm; er bespricht sich nicht mit einem Sganarelle-Leporello oder mit den Vätern oder Brüdern seiner Maitressen; er erzählt nicht einmal wie Casanova seine eigene Geschichte. Er ist tatsächlich überhaupt kein echter Don Juan; denn er ist nicht mehr Feind Gottes als jeder andere romantische und abenteuerlustige junge

Mensch, der sich austobt. Wären Sie und ich in seinem Zeitalter an seiner Stelle gewesen, wer weiß, ob wir nicht getan hätten wie er, wenn nicht wirklich Ihr schwer zu befriedigendes Wesen Sie vor der Kaiserin Katharina bewahrt hätte. Byron war ebensowenig Philosoph wie Peter der Große; beide sind Beispiele jener seltenen und nützlichen, aber unerfreulichen Abart: energische Genies, geboren ohne die Vorurteile oder abergläubischen Vorstellungen der eigenen Zeitgenossen. Die sich daraus ergebende skrupellose Freiheit des Denkens machte Byron zu einem größern Dichter als Wordsworth, genau so, wie sie Peter zu einem größeren König als Georg III. machte; aber da sie schließlich nur eine negative Fähigkeit ist, hinderte sie Peter nicht daran, ein schrecklich roher Patron und ein Erzfeigling zu sein, noch befähigte sie Byron, eine religiöse Macht wie Shelley zu werden. Lassen wir also Byrons Don Juan aus dem Spiele. Der Mozarts ist der letzte der echten Don Juane; denn zur Zeit seiner (Don Juans) Großjährigkeit hatte sein Vetter „Faust" in den Händen Goethes seinen Platz eingenommen und hatte sowohl seinen Kampf wie seine Versöhnung mit den Göttern weit über das bloße Coursschneiden hinaus auf die Politik, die hohe Kunst und auf Pläne, — wie der daß dem Ozean neue Kontinente abgenommen werden könnten, — gerichtet und zu der Erkenntnis eines ewigen weiblichen Prinzips im Weltall hinübergeleitet. Goethes

Faust und Mozarts Don Juan waren die letzten Worte des XVIII. Jahrhunderts über diesen Gegenstand; und zur Zeit, als die höflichen Kritiker des XIX. Jahrhunderts — die William Blake ebenso oberflächlich ignorierten, wie das XVIII. Hogarth oder das XVII. Bunyan ignoriert hatte — durch das Dickens-Macauly-Dumas-Guizot-Stadium und das Stendhal-Meredith-Turgenieff-Stadium gegangen waren und sich philosophischer Dichtung von Männern wie Ibsen und Tolstoi gegenübersahen, hatte Don Juan das Geschlecht gewechselt und war zu Donna Juana geworden, die aus dem Puppenheim ausbrach und sich als selbständiges Individuum geltend machte, anstatt noch länger nur eine einzelne Figur in einem moralischen Possenspiel abzugeben.

Nun ist es ja ganz schön, wenn Sie mich zu Beginn des XX. Jahrhunderts um ein Don Juan-Drama bitten, aber Sie werden aus dem vorausgegangenen Überblick ersehen, daß der Don Juan-Stoff für Sie und für mich um ein ganzes Jahrhundert zu alt ist; und wenn es Millionen literarisch weniger gebildeter Leute gibt, die noch immer im XVIII. Jahrhundert leben, haben diese nicht Molière und Mozart, deren Kunst keine Menschenhand vervollkommnen könnte? Sie würden mich auslachen, wenn ich heutzutage in Duellen, in Geistern und in „weiblichen" Frauen machte. Was die reine Ausschweifung anbelangt, wären Sie der erste, der mich daran

erinnern würde, daß „Le Festin de Pierre“ von Molière kein Stück für Erotiker ist und daß ein Takt der wollüstigen Empfindsamkeit Gounods oder Bizets in der Partitur von „Don Giovanni“ als liederlicher Fleck erscheinen würde. Selbst die abstrakteren Teile des Don Juan-Stoffes sind heute bis zur Unbrauchbarkeit veraltet; so schleuderte zum Beispiel Don Juans übernatürlicher Widersacher jene, die sich zu bereuen weigerten, in einen See von brennendem Schwefel, damit sie dort von Teufeln mit Hörnern und Schwänzen gemartert würden. Was ist von jenem Widersacher und von jener Auffassung der Reue übrig geblieben, das in einem Ihnen von mir zugeeigneten Drama verwendet werden könnte? Andrerseits triumphieren jetzt überall jene Mächte der öffentlichen Meinung der Mittelklasse, die für einen spanischen Edelmann in den Tagen des ersten Don Juan kaum existiert haben. Die zivilisierte Gesellschaft ist eine einzige ungeheure Bourgeoisie geworden; kein Edelmann wagt es heute, seinen Gemüsekrämer zu beleidigen. Die Frauen, „marchesane, principesse, cameriere, cittadine“ und wie sie alle heißen mögen, sind ganz im gleichen Maße gefährlich geworden. Das weibliche Geschlecht ist aggressiv und mächtig; wenn Frauen Unrecht geschieht, gruppieren sie sich nicht mehr pathetisch, um „Protegga il giusto cielo“ zu singen; sie greifen zu furchtbaren gesetzlichen und sozialen Waffen und üben Vergeltung. Durch eine einzige Unvorsichtig-

keit werden politische Parteien zugrunde gerichtet und öffentliche Karrieren zerstört. Ein Mann wäre heute besser daran, selbst wenn er alle Statuen Londons zum Abendessen bei sich sähe — so häßlich sie auch sind — als wenn ihn Donna Elvira vor die Schranken des Nonkonformisten-Gewissensgerichtes schleppte. Der Kirchenbann ist heute eine beinahe ebenso ernste Sache geworden, wie er es im zehnten Jahrhundert gewesen ist.

Die Folge davon ist, daß der Mann nicht mehr wie Don Juan Sieger im Zweikampf der Geschlechter bleibt. Ob er das jemals wirklich gewesen ist, darf bezweifelt werden; jedenfalls kommt die ungeheure Überlegenheit der natürlichen Stellung des Weibes in dieser Sache mit immer größerer Macht zur Geltung. Was das beim Barte Zupfen des Nonkonformisten-Gewissensgerichtes betrifft, wie Don Juan die Statue des Kommandanten im Kloster von San Franzisko beim Barte zupfte, so kommt das heutzutage nicht in Betracht; Vorsicht und Artigkeit verbieten das in gleicher Weise einem auch nur etwas mit Verstand begabten Helden. Außerdem ist es Don Juans eigener Bart, der in Gefahr ist, gezupft zu werden. Weit davon entfernt, in Heuchelei zurückzufallen, was Sganarelle befürchtete, hat er ganz unerwartet in seiner Immoralität eine Moral entdeckt. Die wachsende Erkenntnis seines neuen Standpunktes überhäuft ihn mit Verantwortlichkeit. Er hat seine früheren Scherze so ernst nehmen müssen,

wie ich einige Scherze des Herrn W. S. Gilbert. Sein Skeptizismus, seine dereinst unerträglichste Eigenschaft hat nun so vollständig triumphiert, daß er sich nicht länger durch witziges Regieren behaupten kann und, um eine maßgebende Stellung zu finden, gezwungen ist, sich vor dem Grübeln zu bewahren. Seine tausenddreihundert galanten Abenteuer sind, nachdem sie zu höchstens zwei unreifen Intriguen zusammengeschmolzen sind, — die zu schmutzigen und ausgedehnten Verwicklungen und Demütigungen führten, — vollständig fallen gelassen worden, da sie seines philosophischen Ranges unwürdig und für seine neue anerkannte Stellung als Gründer einer Schule kompromittierend befunden worden waren. Statt angeblich Ovid zu lesen, liest er tatsächlich Schopenhauer und Nietzsche, studiert Westermarck und ist um die Zukunft der Rasse, statt um die Freiheit seiner eigenen Instinkte besorgt. So sind seine Verworfenheit und sein verwegenes Auftreten den Weg seines Schwertes und seiner Mandoline in den Trödelladen der Anachronismen und abergläubischen Vorstellungen gewandert. In der Tat ist er jetzt mehr Hamlet als Don Juan; denn obgleich die Worte, die dem Schauspieler in den Mund gelegt werden, um dem Parterre anzudeuten, daß Hamlet ein Philosoph sei, zum größten Teile nur wohlklingende Gemeinplätze sind, die mit einiger Vergröberung der Wortmusik besser für Pecksniff paßten, werden Sie doch, wenn Sie den wirk-

lichen Helden, der sich selbst — von Eingebungsblitzen abgesehen — undeutlich und unverständlich ist, von dem Schauspieler trennen, der um jeden Preis fünf Akte hindurch reden muß, und wenn Sie, lieber Freund, noch tun, was man immer in Shakespeares Trauerspielen tun muß — nämlich die absurden sensationellen Vorfälle und physischen Gewalttaten der erborgten Fabel von dem echten Shakespeareschen Gewebe loslösen, — einen richtigen prometheusähnlichen Feind der Götter erhalten, dessen instinktive Haltung den Frauen gegenüber derjenigen gleichen wird, zu der Don Juan jetzt getrieben wird. Von diesem Gesichtspunkte aus war Hamlet ein entwickelter Don Juan, den Shakespeare fälschlich als achtbaren Mann ausgab, genau so, wie er den armen Macbeth fälschlich als Mörder ausgab. Heute ist das zu betonen nicht mehr nötig (wenigstens auf Ihrem Niveau und dem meinen), weil Don-Juanismus ebenso wenig mißverstanden wird wie Casanovismus. Don Juan selbst ist beinahe asketisch in seinem Wunsche, jenes Mißverständnis zu vermeiden; und so hat mein Versuch, ihn zu modernisieren, indem ich ihn als modernen Engländer in ein modernes englisches Milieu versetzt habe, eine Gestalt hervorgebracht, die bei oberflächlicher Betrachtung dem Helden Mozarts ganz unähnlich ist.

Und dennoch habe ich nicht das Herz, Sie zu enttäuschen, indem ich Ihnen einen zweiten Blick auf

den Mozartschen dissoluto punito und seinen Gegner, die Statue, gänzlich vorenthalte. Ich bin überzeugt, daß Sie gerne mehr von jener Statue wissen, sie ausholen möchten, wenn sie sozusagen keinen „Dienst" hat. Um Sie zu befriedigen, habe ich zu dem Kniff des wandernden Theaterregisseurs Zuflucht genommen, der die Pantomime „Sindbad, der Seefahrer" mit einem Vorrat gebrauchter illustrierter, für „Ali Baba" entworfener Plakate ankündigt. Er wirft einfach einige Ölkrüge in das Diamantental und erfüllt auf diese Weise das dem Auge der Öffentlichkeit durch die Bauzäune entgegengehaltene Versprechen. Ich habe diese bequeme Erfindung unserem Fall angepaßt; ich habe nämlich in meine durchaus moderne dreiaktige Komödie einen vollständig unwesentlichen Akt eingeschoben, in dem mein Held, von der Luft der Sierra bezaubert, einen Traum hat, worin ihm sein Mozartscher Ahnherr erscheint und in einem Shawisch-Sokratischen Dialog weitläufig mit der Dame, der Statue und dem Teufel philosophiert.

Aber dieser Scherz ist nicht das Wesentliche des Schauspiels! Über dieses Wesentliche habe ich keine Gewalt. Sie schlugen eine gewisse soziale Substanz, die geschlechtliche Anziehung für den Geist, zur dramatischen Destillation vor, und ich destillierte sie für Sie. Ich verfälschte das Produkt weder mit erotischen Zusätzen, noch verdünnte ich es mit Romantik und Wasser, denn ich hatte bloß Ihren Auftrag

auszuführen, nicht aber eine populäre Komödie für den Markt zu schaffen. Sie müssen sich daher — wenn Sie nicht wie die meisten klugen Leute das Stück zuerst und die Vorrede nachher lesen — darauf gefaßt machen, einer Klatschbasengeschichte aus dem modernen Londoner Leben gegenüberzutreten, aus einem Leben, in dem, wie Sie wissen, des gewöhnlichen Mannes Hauptbeschäftigung darin besteht, die Mittel zur Aufrechterhaltung der Stellung und der Gewohnheiten eines vornehmen Herrn zu erlangen, und in dem es die Hauptbeschäftigung der Frau ist, sich zu verheiraten. In neuntausendneunhundertneunundneunzig von zehntausend Fällen kann man darauf zählen, daß die Frauen und Männer nichts, weder Edles noch Niedriges tun werden, was diesen Zielen widerstrebt; und diese Sicherheit ist es, auf die man sich als auf die Religion, die Moral, die Prinzipien, den Patriotismus, den guten Ruf, die Ehre der Leute und so weiter verläßt.

Im ganzen genommen ist das eine vernünftige und zufriedenstellende Grundlage für die Gesellschaft. Geld bedeutet Ernährung und Ehe bedeutet Kinder; und daß die Männer in erster Linie auf Ernährung und die Frauen in erster Linie auf Kinder bedacht sind, ist klar gesprochen das Gesetz der Natur und nicht die Eingebung persönlichen Ehrgeizes. Das Geheimnis des Erfolges des Alltagsmenschen ist die Einfalt, mit der er seine Ziele verfolgt; das Geheimnis des Mißerfolges des künstlerisch veran-

lagten Menschen ist der Wankelmut, mit dem er nach allen Richtungen in der Verfolgung nebensächlicher Ideale abschweift. Der Künstler ist entweder ein Dichter oder ein Lump; als Dichter kann er nicht, wie der Alltagsmensch zugeben, daß Ritterlichkeit im Grunde nur romantischer Selbstmord ist; als Lump kann er nicht zugeben, daß es sich nicht lohnt, zu schmarotzen und zu betteln, zu lügen, aufzuschneiden und seine Person zu vernachlässigen. Deshalb dürfen Sie in meiner einfachen Feststellung der fundamentalen Beschaffenheit der Londoner Gesellschaft nicht irrtümlich einen Vorwurf sehn, den ein Irländer Ihrer Nation machte. Von dem Tage an, da ich meinen Fuß zum ersten Male auf diesen fremden Boden setzte, erkannte ich den Wert der prosaischen Eigenschaften, deren sich zu schämen die Irländer die Engländer lehren, ebensogut wie ich die Nichtigkeit der poetischen Eigenschaften erkannte, auf die stolz zu sein die Engländer die Irländer lehren. Denn der Irländer setzt die Eigenschaft instinktiv herab, die ihn dem Engländer gefährlich macht; und der Engländer schmeichelt instinktiv dem Fehler, der ihm den Irländer harmlos und unterhaltend macht. Was an dem prosaischen Engländer auszusetzen ist, das ist an den prosaischen Menschen aller Länder auszusetzen: die Dummheit. Die Lebenskraft, die die Ernährung und die Kinder in die erste Reihe, Himmel und Hölle in eine etwas entfernte zweite, und die Wohlfahrt der Gesellschaft als organische

Einheit in gar keine Reihe stellt, kann sich erfolgreich durch alle Stadien des Zusammenwohnens in Herden hindurchwühlen; aber in Nationen des XIX. und Staaten des XX. Jahrhunderts muß der Vorsatz jedes Mannes, um jeden Preis reich zu werden, und jeder Frau, sich um jeden Preis zu verheiraten, ohne eine höchst wissenschaftliche gesellschaftliche Organisation eine verderbliche Entwicklung der Armut, des Cölibats, der Prostitution, der Kindersterblichkeit, der Entartung der Erwachsenen und all jener Übel zur Folge haben, die weise Menschen am meisten fürchten. Kurz, es gibt keine Zukunft für Menschen — mag ihre rohe Lebenskraft auch noch so groß sein — die weder intellektuell noch politisch gebildet genug sind, Sozialisten zu sein. Darum mißverstehen Sie mich bitte auch nicht in anderer Richtung: wenn ich die vitalen Eigenschaften des Engländers wie die vitalen Eigenschaften der Biene auch zu würdigen weiß, so stehe ich doch nicht gut dafür, daß der Engländer nicht wie die Biene (oder der Kanaaniter) von Wesen, die ihm an einfachem Erwerbssinn, an Kampflust und Fruchtbarkeit untergeordnet, aber an Einbildungskraft und List überlegen sind, ausgeräuchert und seines Honigs beraubt werden wird.

Das Don Juan-Drama jedoch soll die geschlechtliche Anziehungskraft und nicht die Ernährung behandeln, und zwar in einer Gesellschaft, in der die Männer das ernste Geschäft des Geschlechts den Frauen

überlassen, ebenso wie die Frauen das ernste Geschäft der Ernährung den Männern überlassen. Daß die Männer, um sich gegen eine allzu angriffslustige Verfolgung der Frauenangelegenheit zu schützen, ein schwaches romantisches Übereinkommen getroffen haben, wonach die Initiative in Geschlechtsangelegenheiten immer vom Manne auszugehen habe, ist wahr; aber der Vorwand ist so seicht, daß er sogar im Theater, jenem letzten Zufluchtsorte der Unwahrscheinlichkeit, nur die Unerfahrenen täuscht. In den Dramen Shakespeares ergreift immer das Weib die Initiative. Sowohl in seinen Problemstücken als auch in seinen volkstümlichen Dramen wird gezeigt, wie das Weib den Mann in der Liebe zu Tode hetzt. Sie mag es durch Schmeichelei tun wie Rosalinde oder durch eine Kriegslist wie Marianna; aber in jedem Falle ist die Beziehung zwischen dem Weibe und dem Manne die gleiche; sie ist die Verfolgerin und Ränkespinnerin, er der Verfolgte und der Gegenstand, über den verfügt wird. Wenn sie getäuscht wird wie Ophelia, wird sie wahnsinnig und begeht Selbstmord; und der Mann geht von ihrem Leichenbegängnisse geradewegs zu einem Fechtturnier. Ohne Zweifel kann die Natur, wenn es sich um sehr junge Paare handelt, dem Weibe die Mühe des Ränkespinnens ersparen; Prospero weiß, daß er Ferdinand und Miranda nur zusammenzustoßen braucht, damit sie sich wie ein Paar Tauben gatten; und Perdita hat es nicht notwendig,

Florizel einzufangen, wie die Dame (Ärztin) in „Ende gut, alles gut" (eine frühe Ibsenheldin) Bertram einfängt. Aber die Liebesfälle reifer Menschen illustrieren alle das Shakespearesche Gesetz. Die einzige scheinbare Ausnahme, Petruchio, ist keine wirkliche; er ist höchst sorgfältig als rein geschäftlicher Heiratsspekulant charakterisiert. Sobald er einmal sicher ist, daß Katharina Geld hat, unternimmt er es, sie zu heiraten, noch bevor er sie gesehen hat. Im wirklichen Leben finden wir nicht nur Petruchios, sondern auch Mantalinis und Dobbins, die Frauen mit Berufung auf ihr Mitleid oder ihre Eifersucht oder ihre Eitelkeit verfolgen oder sich in einer romantisch verblendeten Weise an sie klammern. Solche Weichlinge zählen im Weltenplane nicht; selbst Bunsby, der wie ein bezauberter Vogel in Frau Mac Stingers Rachen fällt, ist im Vergleiche zu den erwähnten Beispielen ein echt tragischer Gegenstand des Mitleids und Entsetzens. Ich finde, daß die Frau in meinen eigenen Stücken infolge ihrer dramatischen Gestaltung, die ihr unter meinen Händen widerfährt (ein Vorgang, über den ich — glauben Sie es mir — nicht mehr wirkliche Macht besitze als über meine Frau), sich genau so benimmt wie die Frauen in den Stücken Shakespeares.

Und so ist Ihr Don Juan als ein Bühnenentwurf der tragikomischen Liebesjagd der Frau nach dem Manne geboren worden; und mein Don Juan ist

die Jagdbeute statt des Jägers. Er ist aber trotzdem ein echter Don Juan geworden, mit einem Gefühl von Wirklichkeit, das die Konvention zum Schweigen bringt und der dem Schicksal, das ihn schließlich ereilt, bis aufs äußerste Trotz bietet. Das Bedürfnis der Frau nach ihm, der sie befähigen soll, das dringendste Naturgesetz zu erfüllen und fortzusetzen, gewinnt nicht eher die Oberhand über ihn, als bis sein Widerstand ihre Energie zu einem Höhepunkt treibt, auf dem sie es wagt, ihre gewöhnlichen Verführungsversuche, die üblichen zärtlichen und pflichtschuldigen Posen sein zu lassen und ihn kraft des natürlichen Rechtes zu einem Zweck in Anspruch zu nehmen, der ihre sterblichen persönlichen Ziele bei weitem übertrifft.

Unter den Freunden, denen ich dieses Stück im Manuskript vorgelesen habe, waren einige unseres eigenen Geschlechtes, die sich von der „Skrupellosigkeit", das heißt der völligen Außerachtlassung männlicher Verwöhntheit, mit der das Weib seinen Zweck verfolgt, verletzt gefühlt haben. Sie bedachten nicht, daß es mit der Erhaltung der Rasse ein Ende hätte, wenn die Frauen in moralischer oder physischer Hinsicht ebenso wählerisch wären wie die Männer. Gibt es etwas Gemeineres, als notwendige Arbeit anderen Leuten aufzubürden und sie dann als unwürdig und unfein herabzusetzen? Wir verhöhnen die hochmütige amerikanische Nation, weil sie den Neger zwingt, Stiefel zu putzen, und dann die mora-

lische und physische Minderwertigkeit des Negers durch die Tatsache beweist, daß er Stiefelputzer ist; aber wir selbst bürden die ganze schwere Schöpfungsarbeit dem einen Geschlechte auf und setzen dann stillschweigend voraus, daß kein mit etwas Weiblichkeit oder Zartgefühl begabtes weibliches Wesen in dieser Richtung einen entgegenkommenden Anfang mache. Die männliche Heuchelei kennt darin keine Grenzen. Es gibt zweifellos Augenblicke, wo die sexuelle Immunität des Mannes ihm empfindlich demütigend bewußt wird. Wenn der furchtbare Augenblick des Gebärens naht, läßt dessen äußerste Wichtigkeit und übernatürliche Anstrengung und Gefahr, an denen der Vater keinen Teil hat, diesen zur niedrigsten Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen; er geht dem bescheidensten Unterrock ängstlich aus dem Wege, glücklich, aus dem Hause gestoßen zu werden, wenn er elend genug ist, seine Schmach durch trunkene Freuden zu betäuben. Aber wenn die Krise vorüber ist, rächt er sich, indem er sich als den Brotverdiener breit macht und von der „Sphäre" der Frau mit Herablassung, ja selbst mit Ritterlichkeit spricht, als ob die Küche und das Kinderzimmer unwichtiger wären als das Geschäft in der Stadt. Wenn er dann des Prahlens müde geworden ist, beginnt er von erotischer Poesie zu faseln oder sentimentale Ergebenheit für die Frau zu empfinden; und der Tennysonsche König Arthur, der vor Guinevere posiert, wird zum Don Quixote,

der vor Dulcinea kriecht. Sie müssen zugeben, daß die Natur in diesem Punkte die Komödie übertrifft; die verwegenste Männer- oder Weiberposse ist schal, verglichen mit dem alltäglichsten „Stückchen Leben". Der Anschein, als ob die Frauen die Initiative nicht ergriffen, ist ein Teil der Posse. Die ganze Welt ist mit Schlingen, Fallen, Netzen und Gruben zur Gefangennahme der Männer durch die Frauen übersäet. Gebt den Frauen das Stimmrecht, und in fünf Jahren wird eine erdrückende Steuer auf Junggesellen gesetzt sein. Die Männer hingegen setzen Strafen auf die Eheschließung, indem sie die Frauen des Eigentums, des Wahlrechts, des freien Gebrauchs- ihrer Beine und jenes alten Sinnbildes der Unsterblichkeit und des Rechtes, sich's im Gotteshause durch Abnehmen des Hutes bequem zu machen, berauben; lauter Annehmlichkeiten, zu deren Entbehrung der Mann die Frau zwingen kann, ohne selbst darunter leiden zu müssen. Alles umsonst. Die Frau muß heiraten, weil das Menschengeschlecht ohne ihre Wehen zugrunde gehen müßte; und wenn Todesgefahr, die Gewißheit, Schmerzen, Gefahren und unsagbares Unbehagen zu erleiden, sie nicht abschrecken konnten, werden es Sklaverei und umwickelte Knöchel gewiß nicht im Stande sein. Und dennoch glauben wir, diese Macht, die Frauen durch alle jene Gefahren und Mühsale führt, werde verlegen vor der Geziertheit unseres Benehmens jungen Damen gegenüber inne halten. Man verlangt, daß die Frau

regungslos auf die Werbung des Mannes zu warten habe. Ja, zuweilen wartet sie auch regungslos — wie die Spinne auf die Fliege wartet. Aber die Spinne spinnt ihr Netz. Und wenn die Fliege, wie mein Held, eine Kraft zeigt, die ihr Befreiung verspricht, wie flink gibt sie da ihre vorgebliche Passivität auf und wirft unverhüllt Schlinge um Schlinge nach ihm, bis sie sich ihn für immer gesichert hat!

Wenn die wirklich ergreifenden Bücher und andere Kunstwerke von gewöhnlichen Menschen geschaffen würden, sie brächten mehr Furcht vor der Verfolgung durch die Frauen als Liebe zu ihrer illusorischen Schönheit zum Ausdruck. Aber gewöhnliche Menschen können nicht wirklich ergreifende Kunstwerke hervorbringen. Die das können, sind Männer von Genie, das heißt: Männer, die von der Natur ausersehn wurden, das Werk fortzusetzen, das darin gipfelt, ein geistiges Bewußtsein ihres eigenen instinktiven Zweckes aufzubauen. Infolgedessen können wir an dem Genie die ganze Skrupellosigkeit und die ganze „Selbstaufopferung" — diese beiden Dinge sind identisch — des Weibes beobachten. Der genia le Mann wird, wenn es notwendig ist, dem Marterpfahle und dem Kreuze trotzen, er wird zeitlebens in einer Dachkammer hungern, die Frauen studieren und von ihrer Arbeit und Pflege leben, wie Darwin Würmer studierte und von Schaffleisch lebte, er wird seine Nerven zu Fetzen zerarbeiten,

ohne sich dafür bezahlen zu lassen, ein erhabener Altruist in seiner Mißachtung gegen sich selbst, ein abscheulicher Egoist in seiner Geringschätzung anderer. Hier begegnet die Frau einem Lebenszweck, der ebenso unpersönlich, ebenso unwiderstehlich ist wie ihr eigener; und der Zusammenprall mit diesem ist zuweilen tragisch. Wenn so ein Fall dadurch noch verwickelter wird, daß das Genie ein Weib ist, dann ist das ein Schauspiel für einen König der Kritik: George Sand wird Mutter, um Erfahrungen für die Romanschriftstellerin zu sammeln, und um diese auszubilden, verschlingt sie Männer von Genie, Chopins, Mussets und dergleichen wie bloße hors d'oeuvres.

Ich konstatiere natürlich den Ausnahmefall; aber was für den großen Mann, der das philosophische Bewußtsein des Lebens und das Weib, das dessen Fruchtbarkeit verkörpert, gilt, das gilt in gewissem Grade auch für alle Genies und für alle Frauen. Daher kommt es, daß dieser Erde Bücher, Bilder, Statuen, und Symphonien von Menschen geschaffen werden, die von der sonst allgemeinen Macht der Tyrannei des Geschlechtes frei sind. Was uns zu dem für die gewöhnlichen Menschen erstaunlichen Schlusse führt, daß die Kunst, anstatt vor allem der Ausdruck der normalen geschlechtlichen Veranlagung zu sein, in Wirklichkeit das einzige Gebiet ist, auf dem das Geschlecht eine aufgehobene und sekundäre Macht mit so verworrenem Bewußt-

sein und so verdrehtem Zwecke ist, daß seine Ideen für gewöhnliche Menschen unfaßbar phantastisch sind. Mag der Künstler nun Dichter oder Philosoph, Moralist oder Religionsstifter werden, sein sexueller Lehrsatz ist nichts als ein unfruchtbares, persönliches Eintreten für Vergnügungen, Aufregung und Wissen, so lange er jung, und für beschauliche Ruhe, wenn er alt und gesättigt ist. Romantik und Askese, Erotik und Puritanismus sind in der großen Welt der Philister gleich unwirklich. Die Welt, wie sie uns in Büchern — ob die Bücher nun anerkannte Epen oder vorgebliche Evangelien sind — oder in Gesetzbüchern oder in politischen Reden oder in philosophischen Systemen gezeigt wird, ist keineswegs die große Welt; sie ist nur das Selbstbewußtsein gewisser normaler Menschen, die ein spezifisch artistisches Talent und Temperament haben. Das ist eine schlimme Sache für Sie und mich, weil der Mann, dessen Bewußtsein nicht mit dem der Mehrheit übereinstimmt, ein Narr ist und die alte Sitte, Narren zu verehren, der neuen Sitte, sie einzusperren, Platz macht. Und da größtenteils, was wir Erziehung und Bildung nennen, nichts anderes als der Ersatz der Erfahrung durch die Lektüre, des Lebens durch die Literatur, des zeitgenössischen Wirklichen durch das veraltete Erdichtete geworden ist, zerstört die Bildung — wie Sie zweifelsohne in Oxford bemerkt haben dürften — durch Verdrängung jeden Geist, der nicht stark genug ist, den Be-

trug zu durchschauen und die großen Meister der Künste für das zu nehmen was sie wirklich sind, und nicht für mehr: nämlich für Patentinhaber höchst fraglicher Methoden des Denkens und Fabrikanten höchst fraglicher und zum größten Teile nur halb gültiger Lebensbegriffe. Der Schuljunge, der seinen Homer dazu verwendet, ihn seinem Mitschüler an den Kopf zu werfen, macht vielleicht den ungefährlichsten und vernünftigsten Gebrauch davon; und ich habe mit Beruhigung bemerkt, daß Sie in Ihrer Jugend gelegentlich dasselbe mit Ihrem Aristoteles taten.

Zum Glück für uns, deren Gemüter durch die Literatur so ungeheuer verfälscht worden sind, ist das, was all diese Abhandlungen und Gedichte und Schriften auf die eine oder die andere Art hervorbringt, der Kampf des Lebens: sich seiner selbst göttlich bewußt zu werden, anstatt in der Linie des schwächsten Widerstandes blindlings bald hierhin und bald dorthin zu stolpern. Deshalb ist auch der Trieb nach Wahrheit über Dinge, in denen der Schriftsteller, obgleich außerordentlich begabt, doch normal veranlagt ist und keine Privatinteressen zu verfolgen hat, in allen Büchern so außerordentlich groß. Kopernikus hatte keinen Grund, seine Mitmenschen bezüglich der Stellung der Sonne im Sonnensystem irrezuführen; er forschte danach so ehrlich, wie ein Hirte seinen Pfad im Nebel sucht. Aber Kopernikus würde keine wissenschaftlichen Liebesgeschichten ge-

schrieben haben. Wenn es zu den Geschlechtsbeziehungen kommt, teilt das männliche Genie weder die Gefahr des gewöhnlichen Mannes, gefangen zu werden, noch das weibliche Genie die überwältigende Spezialisierung der gewöhnlichen Frau. Und deshalb verwandeln sich unsere Bücher und andere Kunstwerke, wenn sie die Liebe behandeln, bei den ehrlichen Versuchen, Kunst in die Naturwissenschaften hineinzutragen, in romantischen Unsinn, in erotische Ekstase oder in die strenge Askese der Sattheit „die Straße der Ausschweifung führt zum Palaste der Weisheit," sagt William Blake; denn: „man weiß niemals, was genug ist, wenn man nicht weiß, was mehr als genug ist."

Es gibt eine politische Seite dieser Geschlechtsfrage, die zu groß für meine Komödie und zu wichtig ist, um ohne sträflichen Leichtsinn übergangen zu werden. Es ist unmöglich darzutun, daß die Initiative in Geschlechtsangelegenheiten der Frau überlassen bleibt und ihr durch Unterdrückung der Gewalt und Abwehr der Belästigung immer mehr bestätigt worden ist, ohne zu sehr ernsten Betrachtungen über die Tatsache gedrängt zu werden, daß diese Initiative in politischer Hinsicht die wichtigste aller Initiativen ist, weil unser politisches Experiment der Demokratie, die letzte Zuflucht unserer wohlfeilen, schlechten Regierungen, uns zugrunde richten wird, wenn unsere Bürger schlecht gezeugt werden.

Als wir beide geboren wurden, wurde dieses Land

noch von einer auserwählten, durch politische Ehen gezeugten Klasse beherrscht. Der Handelsstand hatte damals die ersten fünfundzwanzig Jahre seines neuen Anteils an der politischen Macht noch nicht hinter sich, er wurde selbst durch die pekuniäre Qualifikation auserlesen und, wenn nicht durch politische Heirat, so doch immerhin durch eine ziemlich strenge Klassenheirat gezeugt. Der Adel und die Geldaristokratie liefern noch immer die Gallionsfiguren der Politik; aber sie sind jetzt von den Wahlstimmen der durch Mischehen gezeugten Massen abhängig. Und dies, ich bitte, gerade in dem Augenblicke, wo das politische Problem aufgehört hat, eine sehr beschränkte gelegentliche Einmischung in die Mißverwaltung eines schmalen, aber in Kirchensprengel eingeteilten kleinen Eilandes mit gelegentlicher bedeutungsloser Verfolgung dynastischer Kriege zu sein und wo es die industrielle Reorganisation Britanniens geworden ist, und vielleicht den Aufbau eines tatsächlich internationalen Gemeinwesens und die Aufteilung von ganz Afrika und vielleicht von ganz Asien durch die zivilisierten Mächte zur Folge haben dürfte. Können Sie glauben, daß die Leute, deren Begriffe von Gesellschaft und Anstand, deren Konzentration und deren Interessenkreis von dem britischen Theater, wie Sie es heute kennen, gemessen wird, die kolossale Aufgabe entweder selbst behandeln oder die Art von Geist und Charakter verstehen und unterstützen

wollten, die (wenigstens verhältnismäßig) sie zu behandeln imstande wären? Bedenken Sie: was unsere Wähler im Parterre und auf der Galerie sind, das sind sie auch im Wahllokal. Wir sind jetzt alle „unter die Hufe der schweinischen Menge geraten" wie Burke es nannte. Burkes Ausdrucksweise erregte großes Ärgernis, weil die darin enthaltenen Ausnahmen von seiner allgemeinen Beurteilung diese zu einer Beschimpfung der Gattung machten; und es kam gewiß dem einen Esel nicht zu, den andern Langohr zu schimpfen. Die Aristokratie, die er verteidigte, hatte trotz der politischen Ehen, durch die sie sich die Zucht zu sichern versuchte, einen durch alberne Schulmeister und Gouvernanten schlecht geübten Geist, ihr Charakter war durch unerarbeiteten Luxus korrumpiert, ihre Selbstachtung durch Schmeichelei und knechtische Unterwürfigkeit zur vollständigen Unechtheit verdorben worden. Sie ist heute nicht besser und wird nie besser werden; selbst unsere Bauern haben etwas moralisch Festeres in sich, das gelegentlich einen Bunyan, einen Burns oder einen Carlyle hervorbringt. Aber achten Sie darauf: diese Aristokratie, die von 1832 bis 1885 von der Mittelklasse überwältigt wurde, ist durch die Stimmen der „schweinischen Menge" wieder ans Ruder gekommen. Tom Paine hat über Edmund Burke triumphiert und die Schweine sind nun umworbene Wähler. Wie viele Mitglieder der eigenen Klasse haben diese Wähler ins Parlament entsendet? Kaum ein Dutzend

unter sechshundertsiebzig und diese nur infolge der Überredung hervorragender persönlicher Fähigkeiten und volkstümlicher Beredsamkeit. So richtet die Menge ihre eigenen Führer; sie gibt zu, daß sie selbst unfähig sei, zu regieren, und votiert nur für einen Mann, der durch Kleidung und vorzügliche Lebensführung und durch den Zauber aristokratischer Verwandtschaft morphologisch und generisch umgewandelt ist. Nun, wir beide kennen diese umgewandelten Persönlichkeiten, diese „College"-Studenten, diese gut gepflegten, Monocle tragenden Algys und Bobbies, diese Kricketspieler, denen das Alter Golfspiel statt Weisheit bedeutet, diese plutokratischen Erzeugnisse der Produktengeschäfte, denen sie ihr Geld verdanken. Wissen Sie, lieber Freund, ob Sie lachen oder weinen sollten bei dem Gedanken, daß die armen Teufel ein Gespann von Kontinenten kutschieren werden, wie sie einen Viererzug kutschieren; daß sie eine Anarchie, die gelegentlich Handel und Spekulation treibt, in eine geordnete Produktivität verwandeln und unsere Kolonien zu einer Weltmacht erster Größe verbünden werden? Geben Sie diesen Leuten die vollkommenste politische Verfassung und das gesündeste politische Programm, das die gütige Allwissenheit für sie ersinnen kann, und sie werden es so unfehlbar als reine Modetorheit oder scheinheilige Barmherzigkeit auslegen, wie ein Wilder die philosophische Theologie eines schottischen Missionärs in rohe afrikanische Götzendienerei verkehrt.

Ich weiß nicht, ob Sie noch Illusionen bezüglich der Erziehung, des Fortschrittes und so weiter haben. Ich habe keine. Jeder Pamphletist kann den Weg zu einer besseren Zukunft zeigen, aber wo der gute Wille fehlt, finden sich auch keine Wege. Meine Amme liebte den Ausspruch, daß man aus einem Schweinsohr keine Seidenbörse machen könne; und je mehr ich die Anstrengungen unserer Kirchen und Universitäten und literarischen Richtungen beobachte, die die Masse über ihr eigenes Niveau zu erheben bezwecken, desto überzeugter bin ich, daß meine Amme recht hatte. Der Fortschritt kann nichts tun, als unsere vorhandenen Fähigkeiten entwickeln, wir bleiben, was wir sind, und diese Entwicklung würde augenscheinlich nicht genügen, selbst wenn die Menschen, die schon aus den tiefsten Abgründen auf den Gipfel emporgehoben sind, auch den anderen Gelegenheit dazu verschaffen wollten. Die Luftblase der Erblichkeit ist angestochen worden; die Gewißheit, daß infolge wirklicher Erblichkeit erworbene Fähigkeiten entbehrliche Elemente sind, hat sowohl die Hoffnungen der Erziehungsfreunde als auch die Angst der Degenerationskrämer zerstört, und wir wissen jetzt, daß es ebensowenig eine erbliche „regierende Klasse" wie einen erblichen Organismus gibt. Wir müssen entweder politische Fähigkeiten züchten oder durch die Demokratie zugrunde gehen, die uns die mißglückten älteren Alternativen aufgezwungen haben. Doch wenn der Despotismus nur aus

Mangel an einem tüchtigen, wohlwollenden Despoten scheiterte, was für Aussicht auf Erfolg hat da die Demokratie, die eine ganze Bevölkerung fähiger Wähler erfordert, das heißt politischer Kritiker, die, wenn sie auch aus Mangel an überschüssiger Energie oder spezifischem Administrationstalente nicht persönlich regieren können, doch wenigstens Tüchtigkeit und Wohlwollen in anderen erkennen und würdigen und so durch tüchtige, wohlwollende Vertreter regieren könnten? Wo sind solche Wähler heutzutage zu finden? Nirgends. Die Mischzucht hat eine Charakterschwäche erzeugt, die zu ängstlich ist, um der ganzen Härte eines vollständigen Konkurrenzkampfes ums Dasein zu trotzen, und zu träge und kleinlich, um mitarbeitend das Gemeinwesen zu organisieren. Da wir Feiglinge sind, verhindern wir die natürliche Zuchtwahl unter dem Vorwande der Philanthropie; da wir Säumige sind, vernachlässigen wir die künstliche Zuchtwahl unter dem Vorwande der Feinfühligkeit und der Sittlichkeit.

Dennoch müssen wir ein Kurfürstentum von tüchtigen Kritikern bekommen oder zugrunde gehen, wie Rom und Ägypten zugrunde gingen. Augenblicklich wird das römische Verfallsstadium des panem et circenses vor unseren Augen inauguriert. Unsere Zeitungen und Melodramen prahlen mit unserm herrlichen Geschick; aber unsere Augen und Herzen wenden sich begierig dem amerikanischen Millionär zu. Sobald seine Hand in die Tasche fährt, fahren

unsere Finger instinktiv zu unsern Hutkrempen empor. Unser Ideal einer Wohlfahrt ist nicht die Wohlfahrt des industriellen Nordens, sondern die Wohlfahrt der Insel Wight, Folkestones und Ramsgates, Nizzas und Monte Carlos. Das ist die einzige Wohlfahrt, die man auf der Bühne sieht, wo die Arbeitskräfte aus Lakaien, Stubenmädchen und eleganten Künstlern bestehen, während die Helden und Heldinnen wunderbar mit unbeschränkten Dividenden versehen sind und, wie die Ritter in Don Quixotes Ritterbüchern, umsonst zu essen bekommen.

Die Zeitungen der Städte schwatzen von dem Wettstreite Bombays und Manchesters und dergleichen. Der wirkliche Wettstreit ist der von Regent Street mit der Rue de Rivoli, Brightons und der Südküste mit der Riviera, und dieser Wettstreit dreht sich um das Geld der amerikanischen Trusts. Was bedeutet all diese wachsende Neigung für Schaugepränge, diese überschwengliche Loyalität, dieses übertriebene Aufstehen und Hutabnehmen beim Flattern einer Fahne oder beim Trompetenstoß eines Orchesters von Blechinstrumenten? Imperialismus? Keine Spur! Kriecherei, knechtische Unterwürfigkeit, Habsucht, die der vorherrschende Duft des Geldes erweckt hat. Als Herr Carnegie in seinen Taschen mit Millionen klimperte, wurde ganz England zu einer einzigen, habgierigen tiefen Verbeugung. Nur als Cecil Rhodes, (der wahrscheinlich meinen „Sozia-

lismus für Millionäre“ gelesen hatte,) verkünden ließ, daß kein Müßiggänger sein Vermögen erben sollte, richteten sich die gebeugten Rücken einen Augenblick mißtrauisch auf. Wäre es möglich, daß der Diamantenkönig am Ende doch kein Gentleman ist? Immerhin eines reichen Mannes Verstoß konnte man leicht unbeachtet lassen. Die unfeine Klausel wurde nicht wieder erwähnt; und die Rücken bogen sich bald in ihre frühere Lage zurück.

Aber ich höre, wie Sie mich voll Beunruhigung fragen werden, ob ich wirklich dieses ganze Faß in eine Don Juan-Komödie hineinplumpsen ließ. Nein, das habe ich nicht getan. Ich habe meinen Don Juan nur zu einem politischen Pamphletisten gemacht und Ihnen sein vollständiges Pamphlet im Anhang beigegeben. Sie werden es am Schlusse des Buches finden. Ich bedaure feststellen zu müssen, daß es ein allgemein üblicher Brauch der Romanschreiber ist, ihren Helden als einen Mann von außergewöhnlicher Genialität anzukündigen und seine Werke dann vollständig der Phantasie des Lesers zu überlassen, so daß man sich am Ende des Buches wehmütig zuflüstert, daß man ohne die feierliche Versicherung des Autors diesem Herrn kaum den gewöhnlichen gesunden Menschenverstand zugetraut hätte. Mich können Sie dieser bemitleidenswerten Dürftigkeit, dieser schwachen Ausflucht nicht beschuldigen. Ich erzähle Ihnen nicht nur, daß mein Held einen Katechismus für Umstürzler schrieb, ich lege Ihnen

zu Ihrer Erbauung auch das Buch, wenn Sie es lesen wollen, in seinem ganzen Umfange, auf den Tisch. Und in diesem Buch werden Sie die Politik der Geschlechtsfrage finden, wie Don Juans Abkömmling sie meiner Auffassung nach versteht. Nicht daß ich die vollste Verantwortung für seine Meinungen und jene aller meiner Charaktere, der angenehmen und unangenehmen zurückweise. Von ihren verschiedenen Gesichtspunkten aus haben sie alle recht, und ihre Gesichtspunkte sind im dramatischen Augenblick auch die meinen. Das mag jene Leute verwirren, die da glauben, es gäbe etwas wie einen absolut richtigen Standpunkt, der gewöhnlich der ihrige ist. Mögen sie glauben, daß niemand, der daran zweifelt, in einem beneidenswerten Zustand sein könne. Wie dem auch sei; es ist sicherlich wahr, daß niemand, der diesen Leuten beipflichtet, die Möglichkeit hat ein Dramatiker oder auch nur irgend etwas anderes zu sein, wozu die Kenntnis der Menschheit erforderlich ist. Deshalb habe ich gezeigt, daß Shakespeare kein Gewissen hatte. Ich habe auch keines — in jenem Sinne.

Sie können mich jedoch daran erinnern, daß ich, vor dieser meiner Abschweifung in die Politik, sehr überzeugend dargetan habe, wie der Künstler in der Geschlechtsfrage niemals den Gesichtspunkt des gewöhnlichen Mannes einnehmen könne, weil er sich nicht in dessen eigentümlicher Lage befinde. Zuerst beweise ich, daß alles, was ich über die Be-

ziehung der Geschlechter schreibe, sicherlich irreführt, und dann gehe ich daran, ein Don Juan-Drama zu schreiben.

Wenn Sie nun darauf bestehen, mich zu fragen, warum ich mich auf so absurde Weise betrage, so kann ich nur erwidern, daß Sie mich dazu aufgefordert haben, und daß in jedem Falle meine Behandlung des Gegenstandes gültig für den Künstler, unterhaltend für den Liebhaber und mindestens verständlich und daher möglicherweise suggestiv für den Philister sein kann. Jeder Mann, der seine Illusionen zu Papier bringt, liefert Daten zu der echt wissenschaftlichen Psychologie, auf die die Welt noch immer wartet. Ich gebe meine Ansicht über die bestehenden Beziehungen der Männer zu den Frauen in der höchst zivilisierten Gesellschaft für das aus, was sie ist. Sie ist eine Ansicht wie jede andere und nichts weiter, weder wahr noch falsch, aber wie ich hoffe, eine Art, den Gegenstand zu betrachten, die in die übliche Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung eine genügende Menge von Tatsachen und Erfahrungen wirft, um für Sie, wenn schon nicht für das theaterbesuchende Londoner Publikum, interessant zu sein. Ich habe bei diesem Unternehmen gewiß wenig Rücksicht auf jenes Publikum gezeigt; aber ich weiß, daß es Ihnen und mir, soweit es überhaupt Bewußtsein von unserer Existenz hat, die freundlichste Stimmung entgegenbringt und sehr gut begreift, daß in beträchtlicher Höhe über seinem

einfältigen, romantischen Kopfe hinweggehen muß, was ich für Sie schreibe. Es wird meine Bücher als gelesen und mein Genie als zugestanden hinnehmen, weil es sich darauf verläßt, daß ich eine Arbeit leisten werde, deren Qualität seinen Urteilsspruch rechtfertigen wird. Wir können uns also auf unserm Niveau aufs äußerste ergötzen; und wenn irgend jemand dartun sollte, daß weder diese Zueignungsepistel noch Don Juans Traum im dritten Akte der nachfolgenden Komödie zur unmittelbaren Darstellung in einem volkstümlichen Theater paßt, so brauchen wir ihm nicht zu widersprechen. Napoleon versah Talma mit einem Parterre von Königen; mit welcher Wirkung auf Talmas Darstellung ist nicht verzeichnet. Was mich anbelangt, so habe ich immer ein Parterre von Denkern gebraucht; und dieses Stück ist für solch ein Parterre geschrieben.

Ich würde den Autoren, die ich in den folgenden Seiten geplündert habe, in aller Form meinen Dank abstatten, wenn ich mich an alle erinnern könnte. Der Diebstahl des Räuber-Dichterlings aus Sir Arthur Conan Doyle ist vorsätzlich; und die Verwandlung Leporellos in Enry Straker, Motor-Ingenieur und „neuer Mensch", ist eine absichtliche dramatische Skizze des zeitgenössischen Embryos von H. G. Wells' Vortrefflichkeit der ausgebildeten Ingenieurklasse, die, wie er hofft, schließlich die Plappermäuler der Zivilisation aus dem Wege räumen wird. Barrie hat ebenfalls, während ich meine

Korrekturbogen las, London mit einem Diener erfreut, der mehr weiß als sein Herr. Den Begriff der „Mendoza Aktiengesellschaft m. b. H." verdanke ich einem gewissen Sekretär der westindischen Kolonien, der zu einer Zeit, da er und ich und Sidney Webb uns politisch als eine Art fabischer „drei Musketiere" — ohne Ahnung von der überraschenden Achtbarkeit der Ernte, die folgte — austobten, Webb, dem Enzyklopädischen und Unerschöpflichen, anempfahl, sich zugunsten der Aktionäre in eine Gesellschaft umzuwandeln. Octavius nehme ich unverändert aus Mozart herüber, und ich bevollmächtige hiermit jeden Schauspieler, der ihn darstellt, „Dalla sua pace" in jedem passenden Augenblicke während der Vorstellung zu singen — wenn er's kann. „Ann" hat mir die holländische Moralität aus dem XV. Jahrhundert, betitelt „Jedermann", die William Poel kürzlich so siegreich wieder ins Leben zurückgerufen hat, eingegeben. Ich hoffe, er wird diese Ader weiter ausbeuten und erkennen, daß elisabethinischer Renaissance-Schwulst nach mittelalterlicher Poesie ebenso unerträglich ist, wie Scribe nach Ibsen. Während ich im Charterhouse saß und mir „Jedermann" ansah, sagte ich zu mir selbst: Warum nicht „Jedes Weib"? Ann war das Resultat; jedes Weib ist nicht Ann; aber Ann ist „Jedes Weib".

Daß der Verfasser von „Jedermann" kein bloßer Künstler, sondern ein Künstler-Philosoph gewesen

ist, und daß die Künstler-Philosophen die einzige Sorte von Künstlern sind, die ich ganz ernst nehme, wird Ihnen nichts Neues sein. Selbst Plato und Boswell, die Sokrates und Dr. Johnson erfunden haben, machen tiefern Eindruck auf mich als jene romantischen Schauspielschreiber selbst. Seit ich als Knabe zum ersten Male die Luft übersinnlicher Regionen während einer Aufführung von Mozarts „Zauberflöte" atmete, bin ich stets gegen den grellen Glanz und die Aufregungen der gewöhnlichen theatralischen Verwicklungen und der Romantik, mit Erlaubnis der Polizei, gefeit gewesen. Bunyan, Blake, Hogarth und Turner, (diese vier von allen englischen Klassikern), Goethe, Shelley, Schopenhauer, Wagner, Ibsen, Morris, Tolstoi und Nietzsche gehören zu den Schriftstellern, deren besondere Weltauffassung ich als mit meiner eigenen mehr oder weniger verwandt anerkenne. Achten Sie auf das Wort „besondere". Ich lese Dickens und Shakespeare ohne Beschämung oder Einschränkung; aber die scharfsinnige Lebensbeobachtung und -Darstellung dieser Dichter hat mit keiner Philosophie oder Religion etwas zu schaffen; im Gegenteil, Dickens' sentimentalen Voraussetzungen wird von seinen Beobachtungen heftig widersprochen, und Shakespeares Pessimismus fließt nur aus seiner verwundeten Menschlichkeit. Beide besitzen das spezifische Genie des Dichters und die gemeinsamen Sympathieen des menschlichen Fühlens und Denkens in hervor-

ragendem Grade. Sie sind oft geistig gesünder als die Philosophen, gerade so wie Sancho Pansa oft geistig gesünder und klüger war als Don Quixote. Sie beseitigen große Massen drückenden Ernstes durch ihren Sinn für das Lächerliche, das im Grunde eine Verbindung von gesunder moralischer Urteilskraft mit frohsinniger guter Laune ist. Aber sie sind mit den Verschiedenheiten in der Welt anstatt mit ihren Einheiten beschäftigt; sie sind so irreligiös, daß sie die volkstümliche Religion ohne Zartgefühl oder Skrupel zu professionellen Zwecken ausbeuten (z. B. Sydney Carton und der Geist in Hamlet!): sie sind anarchisch und können ihre Preisgebungen Angelos und Dogberrys, Sir Leicester Dedlocks und Tite Barnacles mit keinem Gemälde eines Propheten oder eines würdigen Führers übereinstimmen; sie haben keine umwälzenden Gedanken und betrachten die, die sie haben, als gefährliche Fanatiker. In allen ihren Dichtungen ist weder ein leitender Gedanke, noch eine leitende Begeisterung, für die ein Mensch auch nur seinen Hut in einem Regenguß opfern, um wieviel weniger sein Leben einsetzen könnte. Beide sind in gleicher Weise gezwungen, ihre Stoffe aus dem üblichen Topf zu holen und für die kühneren Handlungen ihrer Personen melodramatische Motive zu entlehnen, so daß Hamlet durch die Vorurteile eines Schutzmannes und Macbeth durch die Habgier eines Strauchdiebes in Bewegung gesetzt werden muß. Dickens rudert,

ohne die Entschuldigung, Motive für Hamlets und Macbeths zu schaffen, seine Bemannung überflüssigerweise den Strom seiner monatlichen Lieferungen mit mechanischen Kunstgriffen hinab, die zu schildern ich Ihnen überlasse, da mein eigenes Gedächtnis durch die einfachste Frage bezüglich Monks in „Oliver Twist" oder der lange aus den Augen verlorenen Herkunft Smikes, oder der Beziehungen zwischen den Familien Dorrit und Clennan, die so ungelegen von Monsieur Rigaud Blandois entdeckt werden, ganz zu Schanden gemacht wird. Die Wahrheit ist, daß die Welt für Shakespeare eine große „Narrenbühne" gewesen ist, die ihn gänzlich verwirrt hat. Er konnte keinerlei Sinn im Leben entdecken, und Dickens rettet sich vor der Verzweiflung des Traumes in den „Sylvesterglocken", indem er die Welt hinnimmt, wie sie ist, und sich mit ihren Einzelheiten beschäftigt. Keiner von beiden wußte mit einem ernsthaften, entschiedenen Charakter etwas anzufangen; sie konnten einem eine menschliche Gestalt mit vollkommener Wahrscheinlichkeit vor Augen stellen; aber sobald der Augenblick kam, sie leben und sich bewegen zu lassen, fanden sie es durchaus nicht heiter, eine Marionette auf dem Halse zu haben, und mußten irgend ein künstliches äußeres Reizmittel erfinden, um sie in Bewegung zu setzen. So steht es auch mit Hamlet von Anfang bis zu Ende; er hat keinen Willen, außer in seinen Leidenschaftsausbrüchen. Törichte Beurteiler machen daraus auf ihre Weise

eine Tugend; sie erklären, dieses Drama sei die Tragödie der Unentschlossenheit; aber Shakespeare wußte von allen seinen Entwürfen tiefster Menschlichkeit, daß sie an dem selben Fehler litten: ihre Charaktere und Sitten sind immer naturgetreu; aber ihre Handlungen sind ihnen von außen aufgezwungen, und die äußere Kraft ist grotesk unpassend, außer wenn sie, wie im Falle Heinrich V., ganz konventionell ist. Falstaff ist lebendiger geraten als irgend einer der ernst überlegenden Charaktere, weil er selbsthandelnd auftritt; seine Motive sind seine eigenen Gelüste, Instinkte und Launen. Auch Richard III. ist köstlich als der absonderliche Komödiant, der einen Leichenzug anhält, um der Witwe des Toten den Hof zu machen; aber sobald er im nächsten Akte durch einen Bühnenbösewicht verdrängt wird, der kleine Kinder erwürgt und den Leuten die Köpfe abschlägt, sind wir über den Betrug empört und wollen den Wechselbalg nicht anerkennen. Faulconbridge, Coriolanus, Leontes sind bewunderungswürdige Gestaltungen instinktiver Temperamente; „Coriolan" ist tatsächlich die bedeutendste Komödie Shakespeares; aber Gestaltung ist nicht Philosophie, und eine Komödie kompromittiert weder den Autor, noch offenbart sie ihn. Er muß nach jenen Charakteren beurteilt werden, in die er hineinlegt, was er von sich selbst weiß, nach seinen Hamlets und Macbeths und Lears und Prosperos. Wenn solche Charaktere wegen künst-

licher, melodramatischer Morde, Racheakte und dergleichen in Todespein vergehn, während die komischen Charaktere mit festem Boden unter den Füßen lebendig und unterhaltend dahinschreiten, so weiß man, daß der Autor viel darzustellen und nichts zu lehren hat. Falstaff und Prospero gleichen einander wie Micawber und David Copperfield. Zum Schluß des Buches *kennt* man Micawber, wogegen man nur weiß, was David zugestoßen ist, ohne genügend Interesse für ihn zu haben, um neugierig zu sein, wie es wohl um seine politischen oder religiösen Ansichten bestellt sein möge, vorausgesetzt, daß ihn jemals irgend etwas so Wunderbares wie eine religiöse oder politische oder eine allgemeine Idee in den Sinn kommen sollte. Er ist erträglich als Kind; aber er wird niemals ein Mann und könnte ganz und gar aus seiner eigenen Biographie entfernt werden, wenn er nicht so nützlich als Bühnenvertrauter wäre, als ein Horatio oder „Karl, sein Freund" — was man auf dem Theater einen Anstifter nennt.

Von den Werken der Künstler-Philosophen können Sie das nicht sagen. Zum Beispiel nicht von „The Pilgrim's Progress". Stellen Sie Ihren Shakespeareschen Helden und Feigling Heinrich V. und Pistol oder Parolles neben Valiant und Fearing, und Sie haben eine plötzliche Offenbarung des Abgrundes, der zwischen dem modernen Autor, der in der Welt nichts als persönliche Ziele und die Tra-

gödie ihrer Enttäuschung oder die Komödie ihrer Nichtübereinstimmung erblicken konnte, und dem Feldprediger klafft, der Tugend und Mut erwarb, indem er sich mit dem Endzwecke der Welt, wie er ihn verstand, identifizierte. Der Gegensatz ist ungeheuer: Bunyans Feigling erregt einem das Blut mehr als Shakespeares Held, der einen tatsächlich kalt läßt und heimlich feindselig stimmt. Man erkennt plötzlich, daß Shakespeare mit allen seinen plötzlichen Eingebungen und Ahnungen niemals Tugend und Mut richtig verstanden hat, niemals begriffen hat, wie irgend ein Mensch, ohne ein Narr zu sein, wie Bunyans Held vom Ufer des Todesflusses auf den Kampf und die Arbeit seiner Pilgerfahrt zurückblicken und ausrufen konnte: „Dennoch bereue ich nichts!“ oder wie er mit dem Federbusch des Millionärs ausrufen konnte: „Ich vermache dem, der mir auf meiner Pilgerfahrt nachfolgen wird, mein Schwert, und meine Geschicklichkeit dem, der sie zu erwerben weiß.“ Die wahre Freude am Leben besteht darin, zu wissen, daß man für einen bestimmten Zweck, den man selbst als einen mächtigen anerkennt, gebraucht wird und daß man durch und durch aufgebraucht ist, bevor man auf den Lumpenhaufen geworfen werden muß. Zu wissen, daß man eine Naturkraft sein kann, statt eines fieberkranken, selbstsüchtigen kleinen Bündels von Schmerzen und Nöten, das jammert, weil die Welt sich nicht der Aufgabe widmet, einen glücklich zu machen. Und die einzige

wirkliche Tragödie im Leben besteht nur darin: für die persönlichen Zwecke selbstsüchtiger, reicher Leute, die man als niedrig erkennt, verwendet zu werden. Das allein ist Elend, Sklaverei, die Hölle auf Erden, alles übrige ist schlimmsten Falles nur Unglück oder Sterblichkeit; und die Auflehnung dagegen ist die einzige Kraft, die dem armen Künstler, den unsere selbstsüchtigen reichen Leute so gerne als Kuppler, Spaßmacher, Schönheitskrämer, sentimentalen Schwärmer und dergleichen verwenden möchten, eine eines Mannes würdige Arbeit bietet.

Der Weg von Bunyan bis Nietzsche mag weit erscheinen, aber der Unterschied zwischen ihren Schlüssen ist bloß ein formaler. Bunyans Wahrnehmung, daß Rechtschaffenheit ein schmutziger Fetzen ist, seine Verachtung der Frau Gesetzmäßigkeit im Dorfe Moral, seine trotzige Verachtung der Kirche als der Verdrängerin der Religion, seine Hochhaltung des Mutes als der Tugend der Tugenden, seine Geringschätzung der Laufbahn des konventionell ehrbaren und vernünftigen „Worldly Wiseman", die er im Grunde nicht höher einschätzte als Leben und Sterben des „Badman": alles dieses, von Bunyan in den Ausdrücken der Theologie eines Kesselflickers gesagt, ist genau dasselbe, was Nietzsche in Ausdrücken nach Darwinscher, nach Schopenhauerscher Philosophie, Wagner in Ausdrücken polytheistischer Mythologie und Ibsen in Ausdrücken der Pariser Dramaturgie der Mitte des XIX. Jahrhunderts gesagt

haben. Nichts in diesen Dingen ist neu, mit Ausnahme ihrer Moden; es ist zum Beispiel eine Mode, die Rechtfertigung durch den Glauben Wille, und die Rechtfertigung durch Werke Vorstellung zu nennen. Der einzige Vorteil dieser Mode besteht darin, daß Sie und ich Schopenhauers Abhandlung über Wille und Vorstellung kaufen und lesen, während wir uns nicht im Traume einfallen lassen, eine Sammlung von Predigten über Glauben versus Werke zu kaufen. Im Grunde ist die Streitfrage die gleiche, und die dramatischen Resultate sind auch die gleichen. Bunyan macht keinen Versuch, seine Pilger als vernünftiger oder besser geleitet darzustellen, als Mr. Worldly Wiseman. Mr. W. W.'s schlimmste Feinde Mr. Embezzler, Mr. Nevergo-to-Church-on-Sunday, Mr. Bad Form, Mr. Murderer, Mr. Burglar, Mr. Co-respondent, Mr. Blackmailer, Mr. Cad, Mr. Drunkard, Mr. Labor Agitator und so weiter können „The Pilgrim's Progress" lesen, ohne ein gegen sie gerichtetes Wort zu finden; wogegen die achtbaren Leute, die von den genannten angeschnauzt und ins Gefängnis geworfen werden, wie Mr. W. W. selbst und seine jungen Freunde Civility, Formalist und Hypocrisy, Wildhead, Inconsiderate und Pragmatick (die augenscheinlich junge Universitätshörer aus guter Familie und an Wohlleben gewöhnt waren), wie jene muntern Jungen Ignorance, Talkative, By-Ends of Fairspeech und seine Schwiegermutter Lady Feigning

und andere achtbare Herren und Bürger „ihr Teil ordentlich bekommen". Selbst dem Little Faith wird, obgleich er zum Schlusse in den Himmel kommt, zu verstehen gegeben, daß ihm recht geschah, von den Brüdern Faint Heart, Mistrust und Guilt — alle drei anerkannte Mitglieder der achtbaren Gesellschaft und wahrhafte Säulen des Gesetzes — angegriffen worden zu sein. Die ganze Allegorie ist ein gleichmäßiger, zusammenhängender Angriff auf die Moral und Ehrbarkeit, ohne daß man sich auch nur an ein Wort gegen das Laster und das Verbrechen erinnern könnte. Genau dasselbe, worüber man sich bei Nietzsche und Ibsen beklagt, nicht wahr? Und auch genau das, worüber man sich in der ganzen Literatur, die groß und alt genug ist, offiziell oder unoffiziell kanonischen Rang beanspruchen zu dürfen, beklagen würde, ließe man nicht Bücher zum Kanon zu durch einen Pakt, der ihre Größe zugesteht und ihren Sinn aufhebt; so daß der hochwürdige Herr Pfarrer mit dem Propheten Michah übereinstimmen kann, was seinen begeisterten Stil anbelangt, ohne irgend einer Mitschuld an Michahs wütend radikalen Meinungen überwiesen werden zu können. Und siehe da, ich selbst finde, während ich mich, die Feder in der Hand, zu Anerkennung und Höflichkeit zwinge, die ganze Gewalt meines Angriffs durch eine einfache Politik der Widerstandslosigkeit zerstört. Vergebens verdoppele ich die Heftigkeit der Sprache, in der

ich meine Irrlehren verkünde. Ich verhöhne die theistische Leichtgläubigkeit Voltaires, den Liebesaberglauben Shelleys, das Wiederaufleben der Stammeswahrsagerei und der götzendienstlichen Riten, die Huxley Wissenschaft nannte und irrtümlicherweise für einen Fortschritt gegen den Pentateuch hielt, nicht weniger als den Wirrwarr geistlichen und professionellen Humbugs, der das stupide Roheits- und Räubereisystem beschützt, das wir Gesetz und Industrie nennen. Selbst Atheisten werfen mir Ungläubigkeit und Anarchisten Nihilismus vor, weil ich ihre moralischen Standreden nicht ertragen kann. Und dennoch heben mich die ehrsamen Tagesblätter rühmlich hervor, indem sie „wieder ein Buch dieses glänzenden und gedankenvollen Schriftstellers" ankündigen, anstatt auszurufen: „Sataniker an den Marterpfahl!" Und der gewöhnliche Bürger, der überzeugt ist, daß ein Autor, von dem eine achtbare Zeitung gut spricht, ganz „comme il faut" sein muß, liest mich, wie er Michah liest, mit ungetrübter Erbauung von seinem eigenen Standpunkt aus. Es wird erzählt, daß in den siebziger Jahren eine alte Dame, eine sehr fromme Methodistin, von Colchester in ein Haus in der Nachbarschaft der Cuty Road nach London übersiedelte, wo sie, die „Hall of Science" irrtümlich für eine Kapelle haltend, viele Jahre zu Füßen Charles Bradlaughs saß, entzückt von seiner Beredsamkeit, ohne seine Strenggläubigkeit in Zweifel zu ziehen oder ein Atom

ihres Glaubens zu lassen. Ich fürchte, ich werde auf dieselbe Art um mein verdientes Martyrium gebracht werden.

Allein ich komme von meinem Thema ab, was einem Menschen immer geschieht, wenn er Beschwerden vorbringt. Und schließlich ist bei der Bestimmung der künstlerischen Qualität eines Buches nicht die Meinung, die es verbreitet, Hauptsache, sondern die Tatsache, daß der Schriftsteller Meinungen hat. Die alte Dame aus Colchester hatte ganz recht, wenn sie ihre einfältige Seele in den kräftigen Strahlen von Bradlaughs echtem Glauben und Unglauben lieber sonnte, als in dem Froste bloßer Malerei von Licht und Wärme, wie Vortrag und Konvention sie leisten können. Meine Verachtung der schönen Literatur und der Dilettanten, die die Helden der Liebhaber literarischer Virtuosität werden, ist nicht auf irgend eine Illusion bezüglich der Dauer jener Formen der Gedanken (nennen Sie sie Meinungen) gegründet, durch die ich mich bemühe, meinen Mitmenschen meinen Standpunkt klarzumachen. Für jüngere Menschen sind sie schon unmodern; denn obgleich sie ihre Logik ebensowenig eingebüßt haben, wie ein Pastellgemälde aus dem XVII. Jahrhundert seine Zeichnung oder seine Farbe eingebüßt hat, werden sie doch wie das Pastellgemälde undefinierbar schäbig und werden immer noch schäbiger werden, bis sie aufhören, überhaupt zu zählen, zu welcher Zeit meine Bücher entweder zu-

grunde gehen, oder wenn die Welt noch immer arm genug sein sollte, ihrer zu bedürfen, mit denen Bunyans durch ganz amorphe Eigenschaften des Charakters und der Energie sich werden behaupten müssen. Mit dieser Überzeugung kann ich kein Belletrist sein. Es ist mir natürlich ganz klar, daß ich meine Geschichte unterhaltend erzählen muß, wenn ich den Hochzeitsgast trotz der Sirenentöne des lauten Fagotts in meinem Banne halten will. Aber einzig und allein „um der Kunst willen" fände ich es nicht der Mühe wert, auch nur einen einzigen Satz zu schreiben. Ich weiß, daß es Menschen gibt, die, wenn sie auch nichts zu sagen und nichts zu schreiben haben, trotzdem so verliebt in die Kunst der Rede und in die Literatur sind, daß sie sich daran ergötzen, alles zu wiederholen, was sie nur irgend von dem verstehen können, was andere früher gesagt oder geschrieben haben. Ich weiß, daß die gemütlichen Kunststücke, die ihnen ihr Mangel an Überzeugung mit der verdünnten und mißverstandenen Botschaft auszuführen erlaubt, ihnen ein hübsches Salonspiel gestattet, das sie „Stil" nennen. Ich kann solcher Schreiber Verstandesschwäche bemitleiden und sympathisiere sogar mit ihrer Liebhaberei. Aber einen echten originellen Stil wird man niemals um seiner selbst willen erlangen; ein Mensch kann von einem Shilling bis zu einer Guinee, je nach seinen Mitteln, dafür bezahlen, daß er eines andern Menschen geniale Tat sehen, hören

oder lesen darf; aber er wird nicht sein ganzes Leben und seine ganze Seele dafür hingeben, ein bloßer Virtuose in der Literatur zu werden und eine Fertigkeit zur Schau zu stellen, die ihm nicht einmal so viel Geld eintragen wird wie das Geigenspiel. Die Wirksamkeit einer Behauptung ist das Alpha und Omega des Stiles. Wer nichts zu behaupten hat, der hat auch keinen Stil und kann keinen haben; wer etwas zu behaupten hat, wird in der Kraft und Eigenart des Stiles soweit kommen, wie ihn die Wichtigkeit seiner Behauptung und seine Überzeugung tragen werden. Man widerlege die Behauptung, nachdem sie aufgestellt ist, ihr Stil bleibt dennoch. Darwin hat den Stil Hiobs oder Handels ebensowenig zerstört, wie Martin Luther den Stil Giottos zerstörte. Alle Behauptungen werden früher oder später widerlegt; und so finden wir die Welt voll von prachtvollen Trümmern künstlerischer Fossilien, aus denen die tatsächliche Glaubwürdigkeit vollständig geschwunden, aber deren Form noch immer herrlich ist. Und darum scheren sich die alten Meister den Henker um unsere bloß Empfänglichen. Euer königlicher Akademiker glaubt, er könne sich den Stil Giottos ohne die Überzeugungen Giottos aneignen und obendrein auch noch seine Perspektive verbessern. Euer Literat denkt, er könne sich Bunyans oder Shakespeares Stil aneignen ohne Bunyans Überzeugung und Shakespeares innere Sehkraft, besonders wenn er

darauf achtet, die Infinitive nicht zu spalten. Dasselbe gilt für eure Doktoren der Musik, die glauben, weil sie ihre Sammlung von Dissonanzen nach Art der großen Komponisten gehörig vorbereitet und aufgelöst oder zurückgehalten oder vorausgeschickt haben, sie könnten Palestrinas Kunst aus Cherubinis Abhandlung erlernen. Diese ganze akademische Kunst ist weit schlimmer als der Handel mit falschen antiken Möbeln; denn der Mann, der mir eine Truhe aus Eichenholz verkauft, die, wie er mir schwört, im XIII. Jahrhundert gezimmert worden sein soll, obgleich er sie tatsächlich erst gestern selbst angefertigt hat, gibt wenigstens nicht vor, daß sie irgend welche neue Gedanken enthalte; wogegen euer akademischer Fossilienkopist euch seine Kopien als den letzten Ausfluß des menschlichen Geistes feilbietet und, was das Schlimmste dabei ist, auch noch junge Leute durch List als Schüler anwirbt und ihnen einredet, daß seine Beschränktheit Regeln, seine Ängstlichkeiten guter Geschmack und seine Leerheiten Reinheiten sind. Und wenn er erklärt, daß die Kunst nicht didaktisch sein soll, stimmen ihm alle Leute, die nichts zu lehren haben, und alle Leute. die nicht lernen wollen, begeistert zu.

Ich bin stolz darauf, nicht einer jener Empfänglichen zu sein. Wenn Sie das elektrische Licht betrachten, mit dem ich Sie in meinem wichtigtuenden öffentlichen Berufe — über den Sie sich von Zeit zu Zeit lustig machen — versorge, so werden Sie fin-

den, daß Ihr Haus eine große Menge höchst empfänglicher Kupferdrähte enthält, die mit Elektrizität überfüllt sind und Ihnen dennoch keinerlei Licht geben. Aber hie und da kommt doch ein Stückchen stark unempfänglichen, stark widerstrebenden Materials vor; und jenes eigensinnige Stückchen kämpft mit dem Strom und will ihn nicht durchlassen, bevor er sich Ihnen nicht als jene zwei vitalen Eigenschaften der Literatur, Licht und Wärme, nützlich gemacht hat. Nun, wenn ich kein bloßer Kupferdraht-Dilettant, sondern ein lichtspendender Autor sein sollte, so muß ich auch eine intensiv widerspenstige Person, dem Auslöschen und Irregehen in den unpassendsten Augenblicken unterworfen und mit Zündungsmöglichkeiten erfüllt sein. Das sind die Fehler meiner Qualitäten; und ich versichere Ihnen, daß ich mich manchesmal selbst so wenig leiden kann, daß irgend ein reizbarer Rezensent, der in jenem Augenblick zufällig mit Behagen tüchtig auf mich losschlüge, mich unsagbar erleichtern und verpflichten würde. Aber ich denke nicht im Traume daran, mich zu bessern, da ich weiß, daß ich mich nehmen muß, wie ich bin, um aus mir so viel Arbeit herauszubekommen, als ich eben zu leisten vermag. Sie werden das alles verstehn; denn eine Gemeinsamkeit des Stoffes verbindet uns: wir sind beide sowohl Kritiker des Lebens als der Kunst; und Sie haben vielleicht schon zu sich selbst gesagt, wenn ich an Ihren Fenstern vorüberging: „Dort

ging ich, wenn die Gnade Gottes es nicht verhütet hätte.“ Eine furchtbare und strafende Betrachtung — die diesen unmäßig langen Brief beschließen soll —

Ihres ergebenen

G. Bernard Shaw.

Woking, 1903.

Mensch und Übermensch

Eine Komödie in vier Akten

Personen:

John Tanner
Roebuck Ramsden
Susanne Ramsden, seine Schwester
Octavius Robinson
Violet Robinson, seine Schwester
Frau Whitefield
Ann Whitefield, ihre Tochter
Malone
Hector Malone, sein Sohn
Henry Straker, Chauffeur
Stubenmädchen

Mendoza
Der Anarchist
Der ärgerliche Sozialdemokrat
Der Rowdy Sozialdemokrat
Duval, der französische Sozialdemokrat
} Alle drei mit scharlachroten Schleifen
Die echten englischen Räuber
Ein Ziegenhirt
Ein Offizier
Der Teufel
Don Juan Tenorio
Die Statue
Donna Ana

Ort der Handlung: Der erste Akt spielt in London; der zweite Akt spielt in der Nähe von Richmond; der dritte Akt ist in der Sierra Nevada gedacht; der vierte Akt spielt in Granada. Zeit: Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts.

Erſter Akt

Roebuck Ramsden ſitzt in ſeinem Studierzimmer und öffnet die Morgenpoſt. Der hübſch und ſolid möblierte Raum verkündet den wohlhabenden Mann. Nicht ein Staubfleckchen iſt ſichtbar; man erkennt deutlich, daß wenigſtens zwei Hausmädchen und ein Stubenmädchen in den unteren Räumen beſchäftigt ſind, während eine Haushälterin, die ſie nicht ſchont, in den oberen Regionen tätig iſt. Sogar Roebucks Scheitel ſieht wie poliert aus; an einem ſonnigen Tage könnte er ſeine Befehle nach entfernten Feldlagern durch bloßes Kopfnicken heliographieren. Indeſſen läßt er in keiner andern Hinſicht den Soldaten erkennen. Im tätigen Zivilleben bekommen die Menſchen ſeine behäbig wichtige Miene, ſein würdevolles Erwarten des Reſpektes und ſeinen entſchloſſenen Mund zu ſehen, der ſeit der Stunde ſeines Erfolges durch die Zurückhaltung der Oppoſition und das Zugeſtändnis von Behagen, Vorrang und Macht beſänftigt und verfeinert worden iſt. Er iſt ein durchaus hochachtbarer Mann; ja noch mehr: er iſt zu einem Präſidenten hochachtbarer Männer, zu einem Vorſitzenden unter Direktoren, zu einem Aldermann unter Räten, zu einem Bürgermeiſter unter Aldermännern wie geſchaffen. Vier Büſchel eiſengrauer Haare, die bald ſo weiß wie Fiſchleim ſein werden und auch in anderen Beziehungen dieſem nicht ganz unähnlich ſind, wachſen in zwei ſymmetriſchen Paaren über ſeinen Ohren und an den Ecken ſeiner ausladenden Kinnbacken. Er trägt einen ſchwarzen Gehrock, eine weiße Weſte — es iſt helles Frühlingswetter — und Hoſen, die weder ſchwarz noch ausgeſprochen blau, ſondern von einer jener vagen, gemiſchten Nuancen ſind, die der moderne Tuchfabrikant erfunden hat, damit ſie mit den Religionsanſchauungen achtbarer Männer harmonierten.

Er iſt heute noch nicht aus geweſen; weshalb er noch immer ſeine Hausſchuhe trägt, während ſeine Stiefel auf dem Kamin-

vorleger — einem Fell — für ihn bereit stehen. Da man vermutet, daß er keinen Diener hat, und erkennt, daß er weder einen Sekretär mit einem Stenographennotizbuch noch eine Schreibmaschine besitzt, mag man erwägen, wie wenig unsere große bürgerliche Häuslichkeit von neuen Moden und Methoden berührt worden ist.

Wie alt ist Roebuck? Die Frage ist wichtig an der Schwelle eines Ideendramas; denn unter Umständen hängt alles davon ab, ob das Jünglingsalter eines Mannes den sechziger oder den achtziger Jahren angehört hat. Er wurde tatsächlich im Jahre 1839 geboren und war von seiner Knabenzeit an Unitarier und Freihändler und seit der Veröffentlichung des „Ursprungs der Arten" auch Evolutionist. Infolgedessen hat er sich immer zu den vorgeschrittenen Denkern und den furchtlosen, entschiedenen Reformatoren gezählt.

An seinem Schreibtisch sitzend, hat er zu seiner Rechten die Fenster, die auf den Portland-Platz hinausgehen. Durch diese kann der neugierige Passant wie durch eine Proszeniumsloge sein Profil so gut betrachten, wie es die Fenstervorhänge eben gestatten. Zu seiner Linken befindet sich die Innenwand mit einem stattlichen Bücherschrank und einer Tür, die nicht ganz in der Mitte, sondern etwas weiter von ihm entfernt ist. An der Wand ihm gegenüber stehen zwei Büsten auf Säulen; links eine, die John Bright, rechts eine, die Herbert Spencer darstellt. Zwischen ihnen hängen: ein Porträt Stahlstich von Richard Cobden, vergrößerte Photographieen von Martineau, Huxley und George Eliot; Autotypieen von Allegorieen von Mr. G. F. Watts, (denn Roebuck glaubt an die schönen Künste mit der ganzen Ernsthaftigkeit eines Menschen, der nichts davon versteht); ferner eine Kopie von Duponts Stich des Delarocheschen „Halbkreises", der die großen Männer aller Zeitalter darstellt. An der Wand hinter ihm über dem Kaminsims hängt ein Familienporträt von undurchdringlicher Dunkelheit.

Ein Stuhl steht in der Nähe des Schreibtisches zur Bequemlichkeit geschäftlicher Besucher. Zwei andere Stühle stehn an der Wand zwischen den Büsten.

Ein Stubenmädchen tritt mit der Karte eines Besuchers ein. Roebuck nimmt sie und nickt erfreut. Augenscheinlich ein willkommener Gast.

Ramsden: Führen Sie ihn herauf.

Das Stubenmädchen geht hinaus und kehrt mit dem Besucher zurück.

Das Mädchen: Herr Robinson.

Herr Robinson ist wirklich ein ungewöhnlich hübscher junger Mensch. Er muß, so glaubt man, der jugendliche Liebhaber des Stückes sein, denn es ist gegen alle Vernunft zu vermuten, daß eine zweite so anziehende männliche Erscheinung in ein- und derselben Geschichte auftreten sollte. Die schlanke, ebenmäßige Gestalt, der elegante, tiefe Trauer verratende Anzug, der kleine Kopf und die regelmäßigen Züge, der hübsche kleine Schnurrbart, die freimütigen klaren Augen, der gesunde rosige Hauch auf dem jugendlichen Teint, das gut gebürstete, glänzende Haar, das nicht lockig, aber von feiner Struktur und schöner dunkler Farbe ist, die gutmütige Wölbung der Augenbrauen, die gerade Stirne und das gefällig zugespitzte Kinn, alles verkündet den Mann, der später lieben und leiden wird. Und daß er dies nicht in unsympathischer Weise tun wird, dafür bürgt eine einnehmende Aufrichtigkeit und eine eifrige, bescheidene Dienstfertigkeit, die ihn zum liebenswürdigen Manne stempeln. Im Augenblick, da er erscheint, verklärt sich Ramsdens Antlitz zu väterlicher Liebe und väterlichem Willkommen, nimmt aber bald den Ausdruck schicklichen Kummers an, da der junge Mann sich ihm in schwarzen Kleidern, mit Trauer in den Zügen, nähert. Ramsden scheint die Art des Verlustes zu kennen. Während der Besucher schweigend zum Schreibtisch vorschreitet, erhebt sich der alte Mann und schüttelt ihm über diesen hinweg wortlos die Hand: es ist ein

langer, liebevoller Händedruck, der die Geschichte eines kürzlich erlittenen gemeinsamen Verlustes erzählt.

Ramsden läßt die Hand des Besuchers los und beginnt etwas heiterer: Ja, ja, Octavius, es ist das allgemeine Schicksal: Wir müssen es alle eines Tages erleiden. Setzen Sie sich! Octavius ergreift den Besuchsstuhl. Ramsden setzt sich wieder, wie vorhin

Octavius: Ja, wir müssen es erleiden, Herr Ramsden. Aber ich hatte ihm sehr viel zu verdanken. Er hat alles für mich getan, was mein Vater getan haben könnte, wenn er gelebt hätte.

Ramsden: Er hatte eben keinen Sohn, wie Sie wissen!

Octavius: Aber zwei Töchter, und dennoch war er zu meiner Schwester ebensogut wie zu ihnen. Und sein Tod kam so plötzlich. Ich hatte stets die Absicht, ihm zu danken, ihn wissen zu lassen, daß ich nicht alle seine Fürsorge als etwas Selbstverständliches hingenommen habe, wie jeder Knabe seines Vaters Fürsorge hinnimmt. Aber ich wartete auf eine Gelegenheit. Und nun ist er tot. Tot ohne jede vorhergegangene Warnung! Er wird niemals wissen, was ich für ihn gefühlt habe. Er zieht sein Taschentuch und weint aufrichtig.

Ramsden: Wie können wir das wissen, Octavius? Vielleicht weiß er es. Wir können es nicht sagen. Kommen Sie. Weinen Sie nicht. Octavius beherrscht sich und steckt sein Taschentuch ein. So ist's recht. Nun will ich Ihnen etwas zum Troste sagen.

Als ich ihn zum letzten Mal sah — in diesem Zimmer ist's gewesen — da sagte er mir: „Tavy ist ein vornehmer Junge und die Rechtschaffenheit selbst. Und wenn ich sehe, wie wenig Beachtung andere Leute bei ihren Söhnen finden, dann wird mir klar, um wie vieles besser er gegen mich ist, als ein Sohn." Na, tut Ihnen das nicht wohl?

Octavius: Herr Ramsden, er pflegte mir zu sagen, daß er nur einen Mann in der Welt getroffen habe, der die Rechtschaffenheit selbst gewesen sei, und das sei Roebuck Ramsden.

Ramsden: Oh, das war seine Voreingenommenheit: wir waren sehr alte Freunde, wie Sie wissen. Aber er pflegte noch etwas über Sie zu sagen. Ich überlege, ob ich es Ihnen sagen soll oder nicht.

Octavius: Das müssen Sie am besten wissen.

Ramsden: Es betraf seine Tochter.

Octavius (begierig): Ann! Oh, sagen Sie mir das, Herr Ramsden.

Ramsden: Gut. Er sagte, er wäre eigentlich froh, daß Sie nicht sein Sohn sind, weil er hoffte, daß eines Tages Ann und Sie . . .! Octavius errötet lebhaft. Ich hätte es Ihnen vielleicht doch nicht sagen sollen. Aber er hat es ernst gemeint.

Octavius: Oh, wenn ich nur die geringste Aussicht hätte! Wissen Sie, Herr Ramsden, mir liegt nichts an Geld oder an dem, was die Leute Stellung

nennen. Und ich kann mich auch nicht dazu bringen, den Kampf um diese Dinge interessant zu finden. Nun, Ann ist ein äußerst seltenes Wesen. Aber sie ist diesbezüglich so verwöhnt, daß sie den Charakter eines Mannes für unvollkommen hält, wenn er keinen Ehrgeiz hat. Wenn sie mich heiraten wollte, würde sie sich meiner schämen, weil ich auf keinem Gebiete einen großen Erfolg aufzuweisen hätte; das weiß sie selbst nur zu gut.

Ramsden erhebt sich und pflanzt sich mit dem Rücken gegen den Kamin auf: Unsinn, mein Sohn, Unsinn. Sie sind zu bescheiden. Was weiß sie in ihrem Alter um den wirklichen Wert der Menschen?

Ernster: Übrigens ist sie ein wunderbar pflichttreues Mädchen. Der Wunsch ihres Vaters wird ihr heilig sein. Wissen Sie nicht, daß sie — seitdem sie mündig geworden ist — niemals ihren eigenen Wunsch als einen Grund, etwas zu tun oder zu lassen, gelten ließ? Sie sagt immer „Vater wünscht, daß ich . . .“ oder „Mutter würde nicht wünschen, daß ich . . .“ Es ist wahrhaftig beinahe eine schlechte Eigenschaft. Ich habe ihr oft gesagt, daß sie lernen muß, selbst zu denken.

Octavius den Kopf schüttelnd: Ich wäre nicht imstande, sie zu bitten, mich zu heiraten, weil ihr Vater es gewünscht hat, Herr Ramsden.

Ramsden: Selbstverständlich nicht. Das sehe ich ein. Nein, das können Sie wahrhaftig nicht. Aber wenn Sie Ann durch Ihre eigenen Verdienste

gewinnen, wird Ann sehr glücklich sein, gleichzeitig mit ihrem eigenen Wunsch auch den ihres geliebten Vaters zu erfüllen. Eh? Kommen Sie. Sie werden um sie anhalten, nicht wahr?

Octavius mit trauriger Lustigkeit: Jedenfalls verspreche ich Ihnen, daß ich niemals um eine andere anhalten werde.

Ramsden: Oh, Sie werden dazu nicht gezwungen sein. Sie wird Ihren Antrag annehmen, mein Sohn — allerdings . . . hier wird er plötzlich sehr ernst: haben Sie einen großen Fehler.

Octavius begierig: Was für ein Fehler ist das, Herr Ramsden? Ich sollte lieber fragen, welchen von meinen Fehlern meinen Sie?

Ramsden: Das will ich Ihnen sagen, Octavius. Er nimmt ein in rote Leinwand eingebundenes Buch vom Tisch. Ich habe hier ein Exemplar des infamsten, niederträchtigsten, verhängnisvollsten Buches in Händen, des empörendsten Buches, das jemals der Vernichtung durch den öffentlichen Henker entkommen ist. Ich habe es nicht gelesen. Ich würde meinen Geist mit einer solchen Gemeinheit nie beschmutzen. Aber ich habe gelesen, was die Zeitungen darüber sagen. Der Titel genügt mir vollkommen. Er liest: „Der Katechismus des Umstürzlers" von John Tanner, M. d. r. F., Mitglied der reichen Faulenzerklasse.

Octavius lachend: Das ist Jack . . .

Ramsden mürrisch: Um Gottes willen, nennen

Sie ihn nicht „Jack" unter meinem Dach! Er wirft das Buch wütend auf den Tisch. Dann geht er, etwas erleichtert, zu Octavius und spricht ihn heftig, mit eindringlicher Höflichkeit, an. Jetzt, Octavius, weiß ich, daß mein toter Freund recht hatte, als er sagte, daß Sie ein vornehmer Junge sind. Ich weiß, daß dieser Mensch Ihr Mitschüler gewesen ist und daß Sie sich verpflichtet fühlen, zu ihm zu halten, weil zwischen euch eine Knabenfreundschaft bestand. Aber ich bitte Sie, die veränderten Umstände in Betracht zu ziehen. Sie wurden im Hause meines Freundes wie ein Sohn behandelt. Sie waren dort daheim, und man konnte Ihren Freunden nicht die Tür weisen. Dieser Tanner durfte Ihretwegen dort seit seiner Kindheit ein- und ausgehen. Er ruft Ann bei ihrem Taufnamen, so wie Sie. Solange der Vater des Mädchens lebte, war das seine Sache, nicht die meine. Dieser Tanner war in seinen Augen nur ein Knabe. Über seine Ansichten konnte er lachen wie über den Hut eines Mannes auf dem Kopf eines Kindes. Aber jetzt ist Tanner ein erwachsener Mann, und Ann ist eine erwachsene Dame, und Anns Vater ist tot. Wir kennen die genauen Bestimmungen seines Testamentes vorläufig nicht, aber er hat sie oft mit mir durchgesprochen. Und ich zweifle daran, daß er mich zu Anns Beschützer und Vormund bestellt hat, so wenig wie daran, daß Sie hier vor mir sitzen. Heftig: Nun erkläre ich Ihnen aber ein für alle Mal: Ich kann Ann

nicht in die Lage bringen, aus Rücksicht auf Sie die Vertraulichkeit dieses Burschen Tanner erdulden zu müssen! Das ist ausgeschlossen!! Was beabsichtigen Sie in dieser Angelegenheit zu tun?

Octavius: Aber Ann selbst hat Jack versichert, daß er immer willkommen sein würde, weil er ihren teuern Vater gekannt habe, welcher Art seine Ansichten auch sein mögen!

Ramsden am Ende seiner Geduld: Dieses Mädel ist verrückt mit ihrem Pflichtgefühl gegen ihre Eltern. Er stürzt wie ein angetriebener Ochse zur Büste John Brights hin, in dessen Zügen kein Mitgefühl für ihn ist. Dann blickt er aufgeregt zu Herbert Spencer hinüber, der ihn noch kälter empfängt. Entschuldigen Sie, Octavius, aber die gesellschaftliche Duldsamkeit hat Grenzen. Sie wissen, daß ich kein prüder oder vorurteilsvoller Mensch bin. Sie wissen, daß ich einfach Roebuck Ramsden heiße, während andere Leute, die weniger geleistet haben, Titel vor ihre Namen gesetzt erhielten, weil ich für Freiheit und Gleichheit eingetreten bin, während die andern der Kirche und der Aristokratie unterwürfig gehuldigt haben. Whitefield und ich, wir haben eine Gelegenheit um die andere durch unsere vorgeschrittenen Ansichten verpaßt. Aber durch Anarchismus und freie Liebe und dergleichen habe ich einen Strich gemacht. Wenn ich als Anns Vormund handeln soll, dann wird sie lernen müssen, daß sie Pflichten gegen mich hat. Ich dulde das nicht: ich werde das nicht dulden. Ann muß John

Tanner das Haus verbieten; und Sie müßten das ebenfalls.

Das Stubenmädchen kommt zurück.

Octavius: Aber —

Ramsden seine Aufmerksamkeit auf die Dienerin lenkend: Sch! Was giebts?

Das Stubenmädchen: Herr Tanner fragt nach Ihnen, gnädiger Herr.

Ramsden: Herr Tanner?

Octavius: Jack!

Ramsden: Wie kann Herr Tanner es wagen, mich zu besuchen? Sagen Sie, daß ich ihn nicht empfangen kann.

Octavius verletzt: Ich bedauere, daß Sie meinem Freunde in dieser Form die Tür weisen.

Stubenmädchen ruhig: Er wartet nicht vor der Tür. Er ist oben im Empfangssalon. Er kam mit Frau Whitefield, Fräulein Ann und Fräulein Robinson, gnädiger Herr.

Ramsdens Gefühle sind durch Worte nicht ausdrückbar.

Octavius grinsend: Das sieht Jack ganz ähnlich, Herr Ramsden. Sie müssen ihn empfangen und wäre es nur, um ihn hinauszuwerfen.

Ramsden, die Worte mit unterdrückter Wut hervorstoßend: Gehen Sie hinauf und bitten Sie Herrn Tanner, er möge so gütig sein, hier herein zu stampfen.

Das Stubenmädchen geht hinaus, und Ramsden kehrt an den Kamin zurück, wie in eine befestigte Stellung. Ich muß

sagen, daß ich diese verdammten Unverschämtheiten ... nun wenn das die Manieren eines Anarchisten sind, so hoffe ich, daß sie Ihnen gefallen. Und Ann mit ihm! Ann! Ah! . . . Er keucht.

Octavius: Ja: das ist's, was mich überrascht. Er hat eine so entsetzliche Angst vor Ann. Da muß irgend etwas vorgefallen sein.

John Tanner öffnet plötzlich die Tür und tritt ein. Er ist zu jung, um einfach als „ein großer Mann mit einem Bart" beschrieben zu werden. Aber man kann schon bemerken, daß er in den mittleren Jahren zu dieser Kategorie gehören wird. Er hat noch etwas von der Schlankheit der Jugend; aber Jugendlichkeit ist nicht der Eindruck, an dem ihm gelegen ist. Sein Gehrock würde einem Premierminister anstehen, und eine gewisse hochbrüstige Haltung der Schultern, eine vornehme Pose des Kopfes und die olympische Majestät, mit der eine Mähne oder noch eher ein ungeheures Bündel haselnußbrauner Haare von einer achtunggebietenden Stirne zurückgeworfen wird, deuten eher auf Jupiter als auf Apollo. Er spricht wunderbar fließend, ist ruhelos, reizbar — man beobachte seine schnaubenden Nasenflügel und das unstete blaue Auge, das just um das Zweiunddreißigstel eines Zolls zu weit offen ist — möglicherweise ein bißchen verrückt. Er ist sorgfältig gekleidet, nicht um jener Eitelkeit willen, die des Putzes nicht entraten kann, sondern infolge eines Bewußtseins der Bedeutung, die er all seinem Tun beimißt. Er legt infolgedessen ebensoviel Gewicht auf das Abstatten eines Besuches, wie andere Menschen auf das Heiraten oder auf das Legen eines Grundsteins. Ein empfindsamer, erregbarer, zu Übertreibungen neigender, ernster Mann, ein Mensch, der etwas größenwahnsinnig ist und ohne Sinn für Humor verloren wäre. Augenblicklich fehlt ihm der Sinn für Humor.

Die Behauptung, er sei aufgeregt, versteht sich von selbst, weil alle seine Stimmungen Phasen der Aufregung sind. Er befindet sich jetzt im Stadium des Entsetzens und geht schnurgerade auf Ramsden zu, als ob er die feste Absicht hätte, ihn auf seinem eigenen Kaminteppich zu erschießen. Aber was er aus der Brusttasche zieht, ist keine Pistole, sondern ein Dokument aus Propatriapapier; er hält es Ramsden unter die entrüstete Nase und ruft aus: Ramsden: wissen Sie, was das ist?

Ramsden hochmütig: Nein, Herr.

Tanner: Es ist eine Abschrift von Whitefields Testament. Ann erhielt sie heute früh.

Ramsden: Wenn Sie Ann sagen, so meinen Sie wohl Fräulein Whitefield.

Tanner: Ich meine unsere Ann, Ihre Ann, Tavys Ann und jetzt, der Himmel helfe mir, auch meine Ann!

Octavius erhebt sich, sehr bleich: Was meinst du?

Tanner: Meinen! Er hält das Testament in die Höhe. Wissen Sie, wer durch dieses Testament zu Anns Vormund ausersehen ist?

Ramsden kühl: Ich glaube, ich bin es.

Tanner: Sie! Sie und ich, Mensch. Ich! Ich! Ich! Wir beide! Er schleudert das Testament auf den Schreibtisch.

Ramsden: Sie! Unmöglich.

Tanner: Es ist nur zu fürchterlich wahr. Er wirft sich in Octavius' Stuhl. Ramsden: helfen Sie mir auf irgend eine Art heraus. Sie kennen Ann nicht so gut wie ich. Sie wird jedes Verbrechen begehen,

zu dem ein anständiges Weib fähig ist, und es dann mit der Behauptung zu rechtfertigen wissen, daß es der Wunsch ihrer Vormünder gewesen ist. Sie wird uns alles in die Schuhe schieben, und wir werden sie nicht besser beaufsichtigen können, als ein paar Mäuse eine Katze.

Octavius: Jack, ich wünschte, du sprächest nicht in dieser Weise über Ann.

Tanner: Dieser Junge ist verliebt in sie. Das ist noch eine Schwierigkeit mehr. Entweder wird sie ihn sitzen lassen und sagen, daß ich ihn abgelehnt hätte, oder ihn heiraten und sagen, daß Sie sie dazu gezwungen hätten. Ich sage Ihnen, das ist der entsetzlichste Schlag, der jemals einen Mann in meinen Jahren und mit meinem Temperament getroffen hat.

Ramsden: Lassen Sie mich dieses Testament sehen, Herr. Er geht an den Schreibtisch und hebt es empor Ich kann nicht glauben, daß mein alter Freund Whitefield einen solchen Mangel an Vertrauen gegen mich bewiesen haben könnte, mich mit einem — Sein Gesicht verfärbt sich, während er liest.

Tanner: Dabei bin ich selbst an allem schuld: das ist die fürchterliche Ironie dieses Falles. Er sagte mir eines Tages, daß er Sie dazu ausersehen hätte, Anns Vormund zu werden; worauf ich wie ein Narr mit ihm über den Wahnsinn zu streiten begann, ein junges Mädchen unter die Aufsicht

eines alten Mannes zu stellen, der Ihre veralteten Anschauungen hätte.

Ramsden außer sich: Meine Anschauungen veraltet!!!!!!

Tanner: Total. Ich hatte eben einen Essay „Fort mit der Regierung durch Grauköpfe!“ beendet und war mit Beweisführungen und Beispielen geladen! Ich sagte, das Richtige wäre, die Erfahrung eines alten Kopfes mit der Lebenskraft eines jungen zu vereinigen. Ich lasse mich hängen, wenn er mich nicht beim Wort genommen und sein Testament dahin geändert hat — es ist nur vierzehn Tage nach dieser Unterredung datiert — daß er mich als gemeinsamen Vormund mit Ihnen zusammen eingesetzt hat.

Ramsden blaß und entschlossen: Ich werde mich weigern, das Amt zu übernehmen.

Tanner: Was soll das nützen? Ich habe mich den ganzen Weg von Richmond bis hierher geweigert, aber Ann besteht darauf und sagt, daß sie heute nur eine Waise sei und von den Leuten, die froh gewesen seien, in ihres Vaters Haus kommen zu dürfen, natürlich kaum verlangen könne, daß sie sich jetzt wenigstens um sie kümmerten. Das ist der letzte Trumpf: eine Waise! Es ist, als ob man ein Panzerschiff klagen hörte, daß es der Erbarmungslosigkeit der Winde und Wellen ausgeliefert sei.

Octavius: Das ist nicht fair, Jack. Sie ist eine Waise. Und du solltest ihr zur Seite stehen.

Tanner: Ihr zur Seite stehen! In was für einer Gefahr befindet sie sich denn? Sie hat das Gesetz auf ihrer Seite; sie hat die allgemeine Teilnahme auf ihrer Seite; sie hat eine Menge Geld und kein Gewissen. Alles, was sie von mir verlangt, ist, daß ich die ganze moralische Verantwortung auf mich laden und auf Kosten meines Charakters das tun soll, was sie will. Ich kann sie nicht beaufsichtigen; und sie kann mich kompromittieren, so viel sie nur mag. Ich könnte ebensogut ihr Mann sein.

Ramsden: Sie können sich weigern, die Vormundschaft anzunehmen. Ich werde mich sicherlich weigern, sie mit Ihnen gemeinsam auszuüben.

Tanner: Ja, und was wird sie dazu sagen? was sagt sie dazu? Nichts, als daß ihr die Wünsche ihres Vaters heilig seien und daß sie immer zu mir als zu ihrem Vormund emporblicken werde, ob ich nun die Verantwortung auf mich nehmen wolle oder nicht. Sich weigern! Sie könnten sich ebensogut weigern, die Umarmung einer Boa constrictor anzunehmen, wenn sie sich um Ihren Leib zu ringeln beginnt.

Octavius: Was du da sprichst, ist ungütig gegen mich, Jack.

Tanner erhebt sich und geht zu Octavius, um ihn zu trösten, jammert aber immer noch: Wenn ihm um einen jungen Vormund zu tun gewesen ist, warum hat er nicht Tavy dazu bestellt?

Ramsden: Ah! warum nicht? wahrhaftig!

Octavius: Das will ich Ihnen sagen. Er hat mich darüber ausgeforscht; aber ich habe sein Vertrauen zurückgewiesen, weil ich Ann liebe. Ich durfte mich von ihrem Vater ihr nicht als Vormund aufdrängen lassen. Er sprach mit ihr darüber und sie sagte, ich hätte recht. Sie wissen, daß ich Ann liebe, Herr Ramsden; und Jack weiß es auch. Wenn Jack eine Frau liebte, so würde ich sie in seiner Gegenwart nicht mit einer Boa constrictor vergleichen, wenn sie mir auch noch so sehr mißfiele! Er setzt sich zwischen die Büsten nieder und wendet sein Gesicht der Wand zu.

Ramsden: Ich glaube nicht, daß Whitefield bei Abfassung dieses Testaments bei vollem Bewußtsein gewesen ist! Sie haben zugegeben, daß er es unter Ihrem Einfluß gemacht hat, Herr Tanner.

Tanner: Sie könnten mir für meinen Einfluß recht dankbar sein. Er hinterläßt Ihnen zweitausendfünfhundert Pfund für Ihre Bemühung. Er hinterläßt Tavy eine Mitgift für seine Schwester und fünftausend Pfund für sein eigen Teil.

Octavius, seine Tränen fließen von neuem: Oh, ich kann das nicht annehmen. Er war zu gut gegen uns.

Tanner: Du wirst nichts bekommen, Freund, wenn Ramsden das Testament nicht anerkennt.

Ramsden: Ha! Ich sehe, Sie haben mich in eine Falle gelockt.

Tanner: Mir hinterläßt er nichts als die Sorge

um Anns Moral, mit der Begründung, daß ich schon mehr habe, als für mich gut ist. Das beweist doch, daß er bei vollem Bewußtsein gewesen ist, nicht wahr?

Ramsden grimmig: Das gebe ich zu.

Octavius erhebt sich und kommt aus seinem Schmollwinkel an der Wand hervor: Herr Ramsden, ich glaube, Sie sind voreingenommen gegen Jack. Er ist ein Mann von Ehre und unfähig —

Tanner: Nicht, Tavy: du machst mich krank. Ich bin kein Mann von Ehre, sondern einer, der von einer toten Hand zu Boden geschmettert worden ist. Tavy: jetzt mußt du sie schließlich doch heiraten und sie mir aus den Händen nehmen. Und ich hätte selbst mein Leben aufs Spiel gesetzt, dich vor ihr zu retten.

Octavius: Oh Jack, das hieße mich vor meiner höchsten Glückseligkeit retten.

Tanner: Ja, eine lebenslängliche Glückseligkeit. Wenn es sich nur um eine halbe Stunde Glückseligkeit handelte, Tavy, ich würde sie dir für meinen letzten Penny kaufen. Aber eine lebenslängliche Glückseligkeit! Kein Sterblicher kann das ertragen! Es ist die Hölle auf Erden.

Ramsden heftig: Unsinn, Herr. Sprechen Sie vernünftig, oder gehen Sie und vergeuden Sie nicht die Zeit anderer. Ich habe Besseres zu tun, als auf Ihre Narreteien zu hören. Er geht schnurstracks an seinen Tisch und nimmt seinen Sitz wieder ein.

Tanner: Du hörst ihn, Tavy. In seinem Kopf gibt es nicht eine Ansicht, die nach 1886 aufgekommen ist. Wir dürfen ihm Ann doch nicht ohne einen zweiten Vormund überlassen, an den sie sich um Rat wenden könnte.

Ramsden: Ich bin stolz darauf, daß mein Charakter und meine Ansichten Ihren Zorn erregen! Ihre eigenen sind in diesem Buche niedergelegt, wie mir scheint!

Tanner geht lebhaft an den Tisch: Was, Sie haben mein Buch! Was halten Sie davon?

Ramsden: Trauen Sie mir zu, daß ich ein solches Buch gelesen haben könnte?

Tanner: Wozu haben Sie es dann gekauft?

Ramsden: Ich habe es nicht gekauft, Herr. Es wurde mir von irgend einem verrückten Frauenzimmer zugeschickt, das Ihre Ansichten zu bewundern scheint. Ich war im Begriff, darüber zu verfügen, als mich Octavius unterbrach. Ich werde das, mit Ihrer Erlaubnis, jetzt tun. Er schleudert das Buch mit solcher Heftigkeit in den Papierkorb, daß Tanner mit der Empfindung zurückfährt, als ob es an seinen Kopf geworfen worden sei.

Tanner: Sie haben so schlechte Manieren wie ich selbst. Einerlei, das erspart uns gegenseitige Förmlichkeiten. Er setzt sich wieder nieder. Was haben Sie vor, in der Angelegenheit dieses Testaments?

Octavius: Darf ich eine Frage stellen?

Ramsden: Gewiß, Octavius.

Octavius: Vergessen wir nicht am Ende gar, daß

vielleicht Ann selbst in der Angelegenheit Wünsche haben könnte?

Ramsden: Ich bin damit vollkommen einverstanden, daß Anns Wünsche in jeder vernünftigen Weise berücksichtigt werden sollen. Aber sie ist nur ein Mädchen, und ein junges, in dieser Sache unerfahrenes Mädchen noch dazu.

Tanner: Ramsden: ich fange an, Sie zu bedauern.

Ramsden hitzig: Ich bitte Sie, mich mit Ihren Empfindungen über mich zu verschonen, Herr Tanner.

Tanner: Ann wird genau das tun, was ihr beliebt. Und was schlimmer ist, sie wird uns zwingen, ihr zu raten, das zu tun, was ihr beliebt; und wenn es dann schief geht, wird sie die ganze Verantwortung auf uns wälzen! Da Tavy aber danach verschmachtet, sie zu sehen —

Octavius schüchtern: Das tu ich nicht, Jack.

Tanner: Du lügst, Tavy: du verschmachtest nach ihrem Anblick. Wir wollen sie also herunter bitten und sie fragen, was wir tun sollen. Fort mit dir, Tavy, hole sie! Tavy wendet sich um und will gehen. Und bleib' nicht so lange aus; denn die gespannten Beziehungen zwischen mir und Ramsden werden die Wartezeit recht peinlich gestalten. Ramsden beißt die Lippen zusammen, sagt aber nichts.

Octavius: Nehmen Sie's nicht übel, Herr Ramsden. Er spricht nicht im Ernst. Er geht hinaus.

Ramsden, jedes Wort abwägend: Herr Tanner, Sie sind der unverschämteste Mensch, dem ich je begegnet bin.

Tanner ernst: Das weiß ich, Ramsden. Und trotzdem gelingt es mir nicht, das Schamgefühl gänzlich zu besiegen. Wir leben in einer mit Schamgefühl erfüllten Atmosphäre. Wir schämen uns aller Dinge, die wir täglich und stündlich tun müssen. Wir schämen uns unser selbst, unserer Verwandten, unsers Einkommens, unserer Aussprache, unserer Ansichten, unserer Erfahrungen genau so, wie wir uns unserer nackten Haut schämen. Guter Gott: mein lieber Ramsden, wir schämen uns, zu gehen, wir schämen uns, in einem Omnibus zu fahren, wir schämen uns, eine Droschke zu mieten, anstatt einen Wagen zu halten, wir schämen uns, ein Pferd, statt zwei Pferden, und einen Gärtner statt eines Kutschers und eines Bedienten zu halten. Je mehr ein Mensch sich schämt, desto achtbarer ist er. Sie zum Beispiel schämen sich, mein Buch zu kaufen, schämen sich, es zu lesen: das einzige, dessen Sie sich nicht schämen, ist, mich seines Inhaltes wegen zu beurteilen, ohne es gelesen zu haben; und sogar das beweist nur, daß Sie sich Ihrer rückständigen Ansichten schämen. Sehen Sie sich die Wirkung an, die ich hervorrief, weil meine gütige Pate die Gabe der Scham von mir ferngehalten hat. Ich habe jede mögliche Tugend, die ein Mann haben kann, ausgenommen —

Ramsden: Ich freue mich, daß Sie so gut von sich denken.

Tanner: Damit meinen Sie bloß, daß ich mich schämen sollte, von meinen Vorzügen zu sprechen. Sie meinen nicht, daß ich sie nicht besitze; Sie wissen ganz gut, daß ich ein genau so mäßiger und achtbarer Bürger bin wie Sie! Persönlich genau so vertrauenswürdig und politisch und sittlich noch viel vorgeschrittener als Sie.

Ramsden, dort getroffen, wo er am empfindlichsten ist: Das leugne ich. Ich werde weder Ihnen noch sonst jemandem gestatten, mich zu behandeln, als ob ich nichts als ein bloßes Mitglied des britischen Publikums wäre. Ich hasse seine Vorurteile; ich verachte seine Engherzigkeit; ich verlange das Recht der Gedankenfreiheit für mich. Sie spielen sich auf den vorgeschrittenen Menschen hinaus. Lassen Sie sich gesagt sein, daß ich schon ein vorgeschrittener Mensch gewesen bin, als Sie noch gar nicht geboren waren.

Tanner: Ich wußte, daß es etwas lange her gewesen sein muß.

Ramsden: Ich denke fortschrittlicher denn je. Sie sind nicht imstande zu beweisen, daß ich die Fahne jemals habe sinken lassen. Mit jedem Tag schreite ich mehr und mehr vor.

Tanner: An Jahren, Polonius.

Ramsden: Polonius! Sie sind also Hamlet, wie es scheint.

Tanner: Nein: Ich bin nur der schamloseste

Mensch, dem Sie je begegnet sind. Und dadurch mache ich auf Sie den Eindruck eines gründlich schlechten Charakters. Falls Sie die Absicht haben, mir Ihre Meinung zu sagen, dann fragen Sie sich zuvor als gerechter Mensch, was das Schlimmste ist, das Sie mir mit gutem Gewissen nachsagen können. Dieb, Lügner, Fälscher, Ehebrecher, Meineidschwörer, Schlemmer, Trunkenbold? Nicht einer dieser Namen paßt auf mich. Sie müssen auf meinen Mangel an Schamgefühl zurückkommen. Nun, den gebe ich zu. Ich beglückwünsche mich sogar dazu, denn wenn ich mich meiner selbst schämte, dann würde ich eine ebenso dumme Figur abgeben wie irgend einer von euch! Üben Sie sich ein wenig in Schamlosigkeit, Ramsden; und Sie werden ein ganz bemerkenswerter Mann werden.

Ramsden: Ich trage kein —

Tanner: Sie tragen kein Verlangen nach einer solchen Berühmtheit. Der Himmel segne Sie. Ich habe diese Antwort wahrhaftig so sicher vorausgesehen, wie ich das Herausfallen einer Zündholzschachtel aus einem Automaten vorausseh e, wenn ich einen Groschen in seine Öffnung werfe. Sie würden sich schämen, etwas anderes zu erwidern.

Die zermalmende Antwort, für die Ramsden sichtlich seine Kräfte sammelt, geht auf ewig verloren; denn soeben kehrt Octavius mit Fräulein Ann Whitefield und ihrer Mutter zurück, und Ramsden springt auf und will nach der Tür, sie zu empfangen. Ob man Ann hübsch findet oder nicht, das hängt vom Geschmack ab, und vielleicht noch

mehr vom Alter und Geschlecht des Beurteilers. Für Octavius ist sie ein bezaubernd schönes Weib, in dessen Gegenwart die Welt sich verwandelt und die engen Grenzen des Individualbewußtseins plötzlich durch eine mystische Erinnerung an das ganze Leben der Rasse bis zu ihren Anfängen im Osten oder sogar bis zurück zum Paradiese, aus dem sie stammt, unendlich erweitert werden. Sie ist für ihn die Verkörperung der Romantik, der innere Sinn des Unsinns, die Entschleierung seiner Augen, die Erlösung seiner Seele, die Aufhebung von Zeit, Ort und Verhältnissen, die Verwandlung seines Blutes zu reißenden Strömen des ureigentlichsten Lebenselixiers, die Offenbarung aller Mysterien und die Heiligkeit aller Dogmen. Für ihre Mutter ist sie — um es so gelinde wie möglich auszudrücken — nichts dergleichen. Womit nicht gesagt sein soll, daß Octavius' Bewunderung irgendwie lächerlich oder schimpflich ist. Ann ist ein wohlgewachsenes Geschöpf, durchaus wohlerzogen, anmutig und reizend, mit verführerischen Augen und Haaren. Außerdem trägt sie, anstatt sich wie ihre Mutter zu einer die Augen beleidigenden Vogelscheuche zu machen, ein Trauerkleid aus schwarzer und violetter Seide, das ihrem verstorbenen Vater Ehre macht und die Familientradition des mutigen Abweichens vom Herkömmlichen offenbart, worauf Ramsden so großen Wert legt.

Aber das alles kann den Zauber Anns nicht erklären. Man stülpe ihre Nase auf, ziehe ihr Auge in die Länge, ersetze ihr schwarzviolettes Kleid durch die Schürze und die Federn eines Blumenmädchens, und Ann würde die Männer noch immer zu Träumern machen. Die Lebenskraft ist so allgemein wie die Menschennatur selbst; aber wie die Menschennatur erhebt auch sie sich manches Mal zum Genie; und Ann ist ein Lebensgenie. Sie ist keineswegs eine sexuell überreiche Person; ihre Wirkung ist vitaler Natur, nicht die des echten Übermaßes. Sie ist ein durchaus achtbares, vollkommen selbstbeherrschtes Weib und sieht auch so aus; obgleich ihr Wesen modern, freimütig und impulsiv ist. Als Mensch flößt sie Vertrauen ein, als Weib eher Furcht.

Sie wird nichts tun, was sie nicht will, aber wahrscheinlich alles, was sie will, ohne mehr Rücksicht als unbedingt nötig auf andere Leute und auf das, was sie richtig findet, zu nehmen. Sie ist in Kürze das, was die Schwächeren ihres eigenen Geschlechtes manchesmal eine Katze nennen. Nichts kann züchtiger sein als ihr Eintritt und ihr Empfang durch Ramsden, den sie küßt. Der verstorbene Herr Whitefield würde im Jenseits zufrieden sein, wenn er die langen Gesichter der Männer (mit Ausnahme Tanners, der nervös ist), die stummen Händedrücke, das teilnahmsvolle Rücken der Stühle, das Schnupfen der Witwe und das feuchte Auge der Tochter sehen könnte, deren Herz augenscheinlich ihre Zunge nicht zu Wort kommen lassen will. Ramsden und Octavius nehmen die beiden Stühle von der Wand und setzen sie für die beiden Damen hin; aber Ann kommt zu Tanner und nimmt seinen Stuhl, den er ihr mit einer brüsken Gebärde überläßt, worauf er seiner Erregung dadurch Luft macht, daß er sich mit absichtlicher Nachlässigkeit auf die Kante des Schreibtisches setzt. Octavius schiebt Frau Whitefield einen Stuhl zu und nimmt selbst den freien ein, den Ramsden gerade unter die Büste Herbert Spencers gestellt hat. Frau Whitefield ist, nebenbei bemerkt, eine kleine Frau, deren verblaßtes Flachshaar wie Stroh aussieht. Sie hat einen Ausdruck von verwirrter Verschmitztheit, ein protestierendes Quieken in der Stimme und das drollige Aussehen, als ob sie fortwährend irgend eine größere Person, die sie in einen Winkel drücken will, mit dem Ellbogen beiseite schöbe. Man errät in ihr eine jener Frauen, die das Bewußtsein haben, daß sie als albern und en bagatelle behandelt werden, und die, ohne genug Kraft zu haben, sich wirksam zu behaupten, sich doch niemals und um keinen Preis ihrem Schicksal unterwerfen. Octavius' peinliche Aufmerksamkeit ihr gegenüber hat einen Schimmer von Ritterlichkeit, selbst in dem Augenblick, da seine ganze Seele von Ann eingenommen ist.

Ramsden geht feierlich zu seinem Präsidentensitz am Schreib-

tisch zurück, ohne auf Tanner zu achten und eröffnet die Verhandlungen.

Ramsden: Ich bedauere unendlich, meine liebe Ann, dich in einem so traurigen Augenblick mit einer geschäftlichen Angelegenheit behelligen zu müssen. Aber das Testament deines armen, teuren Vaters hat eine sehr ernste Frage zur Folge. Ich nehme an, daß du es kennst.

Ann bestätigt diese Vermutung mit einem Kopfnicken und atemstockend; denn sie ist zu ergriffen, um zu sprechen.

Ich muß gestehn, daß ich sehr überrascht bin, Herrn Tanner als deinen und Rhodas Vormund und Beschützer mit mir gemeinsam genannt zu finden.

Pause. Alle schauen verdutzt drein, aber sie haben nichts zu sagen. Ramsden, etwas verletzt durch das Ausbleiben jeglicher Erwiderung, fährt fort: Ich weiß nicht, ob ich unter diesen Umständen mein Amt übernehmen kann. Herr Tanner hat, begreiflicherweise, auch einige Einwendungen, aber ich bilde mir nicht ein, ihn zu verstehen. Er wird zweifellos für sich selbst sprechen. Aber in einem Punkte sind wir einig: darin, daß wir ohne die Kenntnis deiner Ansichten nichts beschließen können. Ich fürchte, wir werden dich vor die Wahl stellen müssen, entweder meine alleinige Vormundschaft oder die des Herrn Tanner anzunehmen; denn ich bezweifle sehr, daß es uns möglich sein wird, ein gemeinsames Übereinkommen zu treffen.

Ann, mit tiefer, melodischer Stimme: Mama —

Frau Whitefield, rasch: Ich bitte dich, Ann, laß mich dabei aus dem Spiel. Ich habe keine

Ansicht in der Sache; und wenn ich eine hätte, würde wahrscheinlich nicht darauf geachtet werden. Ich bin mit allem einverstanden, was immer ihr drei für das beste haltet.

Tanner wendet den Kopf und sieht Ramsden fest an, der es ärgerlich ablehnt, auf die Herstellung dieser stummen Verbindung einzugehen.

Ann fährt, die Geschmacklosigkeit ihrer Mutter nicht beachtend, mit der gleichen sanften Stimme fort: Mama weiß, daß sie nicht stark genug ist, die ganze Verantwortung für mich und Rhoda ohne Ratschläge und einige Hilfe zu tragen. Rhoda muß einen Vormund haben, und obgleich ich älter bin, so glaube ich doch, daß keine unverheiratete junge Dame ganz ihrer eigenen Führung überlassen bleiben sollte. Ich hoffe, du bist meiner Ansicht, Alterchen?

Tanner, auffahrend: Alterchen! Haben Sie die Absicht, Ihre Vormünder Alterchen zu nennen?

Ann: Beruhigen Sie sich, Jack. Herr Ramsden ist für mich immer Großpapa Roebuck gewesen: ich bin Alterchens Ann, und er ist Anns Alterchen. Ich habe ihn so getauft, seitdem ich sprechen gelernt habe.

Ramsden, sarkastisch: Ich hoffe, Sie sind zufrieden, Herr Tanner. Fahre nur fort, Ann: ich bin ganz deiner Meinung.

Ann: Gut — wenn ich nun einen Vormund haben soll, wie kann ich jemand beiseite setzen, den mein teurer Vater für mich ausersehen hat?

Ramsden beißt sich auf die Lippen: Dann stimmst du also der Wahl deines Vaters zu?

Ann: Es ist nicht meine Sache, zuzustimmen oder abzulehnen. Ich füge mich. Mein Vater liebte mich und wußte am besten, was mir frommt.

Ramsden: Selbstverständlich verstehe ich deine Gefühle, Ann. Ich hätte nichts anderes von dir erwarten sollen, und sie machen dir alle Ehre. Aber damit erledigst du die Frage nicht so gründlich, wie du glaubst. Ich will dir einen Fall vorlegen: Nimm an, du wärest im Begriff zu entdecken, daß ich mich irgend einer verächtlichen Handlung schuldig gemacht habe, — daß ich nicht der Mann bin, für den mich dein lieber, armer Vater gehalten hat! Hieltest du es dann noch länger für angezeigt, daß ich Rhodas Vormund sein soll?

Ann: Ich kann mir nicht vorstellen, daß du irgend etwas Verächtliches tun könntest, Alterchen.

Tanner, zu Ramsden: Sie haben doch nichts dergleichen getan?

Ramsden, entrüstet: Nein, Herr.

Frau Whitefield, sanft: Nun, warum sollen wir es dann annehmen?

Ann: Du siehst, Alterchen, Mama wünscht nicht, daß ich es annehme.

Ramsden, sehr verwirrt: Ihr seid beide so voll natürlicher und liebevoller Gefühle in diesen Familienfragen, daß es sehr schwer ist, euch die Sachlage ehrlich und offen auseinanderzusetzen.

Tanner: Übrigens, lieber Freund, setzen Sie den Fall nicht offen und ehrlich auseinander.

Ramsden, verdrießlich: Dann tun Sie es, bitte.

Tanner: Das will ich. Ann: Ramsden ist der Ansicht, daß ich nicht zu Ihrem Vormund tauge; und ich bin ganz seiner Ansicht. Er erwägt auch, daß Ihr Vater — wenn er mein Buch gelesen hätte, mich dazu nicht bestimmt haben würde. Dieses Buch ist die verächtliche Handlung, auf die er angespielt hat. Er hält es um Rhodas willen für Ihre Pflicht, ihn zu bitten, die Vormundschaft allein zu übernehmen und mich zum Rücktritt zu veranlassen. Sagen Sie ein Wort, und ich will abdanken.

Ann: Ich habe ja Ihr Buch gar nicht gelesen, Jack.

Tanner stöbert im Papierkorb herum und fischt ihr das Buch heraus: Dann lesen Sie es sofort und entscheiden Sie sich.

Ramsden, heftig: Wenn ich dein Vormund bleiben soll, dann verbiete ich dir entschieden, dieses Buch zu lesen, Ann. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch und erhebt sich.

Ann: Ich werde es gewiß nicht lesen, wenn du's nicht haben willst. Sie legt das Buch auf den Tisch.

Tanner: Wenn der eine Vormund Ihnen verbieten darf, das Buch des andern Vormunds zu lesen, wie sollen wir dann die Angelegenheit ordnen? Nehmen Sie an, daß ich Ihnen befehle, es zu lesen. Wie sieht es dann mit Ihrer Pflicht gegen mich aus?

Ann, liebenswürdig: Ich bin überzeugt, daß Sie mich niemals absichtlich in ein so schmerzliches Dilemma bringen werden, Jack.

Ramsden, gereizt: Ja, ja, Ann: das ist alles schön und gut und, wie gesagt, ganz selbstverständlich. Aber du mußt dich irgendwie entscheiden. Wir befinden uns in einem ebenso großen Dilemma wie du.

Ann: Ich fühle, daß ich zu jung und zu unerfahren bin, um zu entscheiden. Die Wünsche meines Vaters sind mir heilig.

Frau Whitefield: Wenn ihr, zwei Männer, nicht einig werden könnt, dann muß ich sagen, ist es recht hart, daß ihr die Verantwortung auf Ann wälzen wollt. Ich glaube, die Menschen wollen im Leben immer andern Leuten ihre Lasten aufbürden.

Ramsden: Ich bedaure Ihre Auffassung sehr, Frau Whitefield.

Ann, pathetisch: Du weigerst dich also, mich als dein Mündel anzuerkennen, Alterchen?

Ramsden: Nein, das habe ich nie gesagt. Ich verwahre mich nur sehr dagegen, die Vormundschaft mit Herrn Tanner gemeinsam auszuüben. Das ist alles.

Frau Whitefield: Warum? Was ist gegen den armen Jack einzuwenden?

Tanner: Meine Anschauungen sind ihm zu weit vorgeschritten.

Ramsden, entrüstet: Das sind sie nicht, das leugne ich.

Ann: Selbstverständlich nicht. Welch ein Unsinn! Niemand ist vorgeschrittener als Alterchen. Ich bin überzeugt, Jack selbst hat all die Schwierigkeiten gemacht. Kommen Sie, Jack! Seien Sie gut zu mir in meinem Kummer. Sie weigern sich nicht, mich als Ihr Mündel anzuerkennen, nicht wahr, nein?

Tanner, düster: Nein. Ich lasse mich darauf ein; ich glaube, daß ich diesem Amt die Stirne bieten muß. Er wendet sich ab nach dem Bücherkasten und bleibt dort, die Titel der Bände verdrossen studierend, stehn.

Ann erhebt sich und bricht mit unterdrücktem, aber hervorströmendem Entzücken aus: Dann sind wir also einig, und der Wille meines teuern Vaters wird erfüllt werden. Ihr könnt euch nicht vorstellen, welche Freude das für mich und meine Mutter ist! Sie geht zu Ramsden und drückt ihm beide Hände. Und ich werde mein liebes Alterchen haben, das mir helfen und mir raten wird. Sie wirft Tanner einen Blick zu. Und Jack, den Riesentöter. Sie geht an ihrer Mutter vorbei zu Octavius. Und Jacks unzertrennlichen Freund Ricky-ticky-tavy. Er errötet und sieht unsagbar dumm aus.

Frau Whitefield erhebt sich und streicht ihre Witwenkleider glatt: Jetzt, wo Sie Anns Vormund sind, Herr Ramsden, sollten Sie mit Ann über ihre Gewohnheit, allen Leuten Spitznamen zu geben, sprechen.

Man darf kaum annehmen, daß die Leute das leiden mögen. Sie bewegt sich nach der Tür.

Ann: Wie kannst du nur so etwas sagen, Mama? Erglühend unter zärtlichen Gewissensbissen: Oh, ich kann nicht glauben, daß du recht hast. Sollte ich unüberlegt gewesen sein? Sie wendet sich zu Octavius, der rittlings auf seinem Stuhl sitzt und die Ellbogen auf die Lehne aufstützt. Sie legt ihre Hände auf seine Stirne und wendet plötzlich sein Gesicht nach oben: Wünschen Sie wie ein erwachsener Mann behandelt zu werden? Muß ich Sie in Zukunft Herr Robinson nennen?

Octavius, ernst: Oh bitte, nennen Sie mich Ricky-ticky-tavy. „Herr Robinson" empfände ich wie eine grausame Beleidigung. Ann lacht und tätschelt seine Wange; dann kommt sie zu Ramsden zurück.

Ann: Weißt du, ich fange wahrhaftig an zu glauben, daß „Alterchen" etwas unverschämt ist. Aber ich habe mir nie träumen lassen, daß es dich verletzen könnte.

Ramsden, brummig, während er ihr zärtlich die Schultern streichelt: Meine liebe Ann, das ist ja Unsinn! Ich bestehe auf „Alterchen". Ich werde auf keinen andern Namen als auf „Alterchen" hören.

Ann, dankbar: Ihr verwöhnt mich alle, mit Ausnahme von Jack.

Tanner, über seine Schulter, vom Bücherschrank aus: Ich glaube, Sie sollten mich „Herr Tanner" nennen.

Ann, liebenswürdig: Nein, das glauben Sie nicht

Jack. So wenig wie die Dinge, die Sie sagen, um die Leute absichtlich zu reizen. Wer Sie kennt, achtet nicht darauf. Aber wenn Sie wollen, werde ich Sie nach Ihrem berühmten Ahnherrn „Don Juan" nennen.

Ramsden: Don Juan!

Ann, unschuldig: Oh, ist da etwas dabei? Das wußte ich nicht. Dann werde ich Sie gewiß nicht so nennen. Darf ich so lange „Jack" zu Ihnen sagen, bis ich mir etwas anderes ausgedacht habe?

Tanner: Oh, um des Himmels willen versuchen Sie nicht, etwas Ärgeres zu erfinden. Ich ergebe mich. Ich bin mit Jack einverstanden. Hier endet mein erster und letzter Versuch, meine Autorität zu wahren.

Ann: Siehst du, Mama, sie alle lieben ihre Spitznamen.

Frau Whitefield: Nun, ich glaube, du könntest wenigstens so lange wir in Trauer sind davon absehen.

Ann, vorwurfsvoll, in der Seele getroffen: Oh, wie kannst du mich daran erinnern, Mama? Sie verläßt hastig das Zimmer, um ihre Bewegung zu verbergen.

Frau Whitefield: Natürlich. Meine Schuld — wie gewöhnlich! Sie folgt Ann.

Tanner kommt vom Bücherschrank zu Ramsden: Wir sind geschlagen — hin — aufgerieben wie Anns Mutter.

Ramsden: Albernes Zeug. Er folgt Frau Whitefield aus dem Zimmer.

Tanner, allein gelassen mit Octavius, starrt ihn seltsam an: Tavy, willst du im Leben etwas gelten?

Octavius: Als Dichter will ich etwas gelten. Ich möchte ein großes Stück schreiben.

Tanner: In dem Ann die Heldin wäre?

Octavius: Ja, ich gestehe es.

Tanner: Nimm dich in acht, Octavius. Das Stück mit Ann als Heldin schadet weiter nichts; aber wenn du nicht sehr vorsichtig bist, beim Himmel, dann wird sie dich heiraten.

Octavius, seufzend: Es gibt kein solches Glück, Jack!

Tanner: Mensch, dein Kopf steckt im Rachen der Löwin: zur Hälfte bist du schon verschlungen — in drei Bissen — erster Biß Ricky; zweiter Biß Ticky; dritter Biß Tavy; und drunten bist du.

Octavius: Sie ist gegen jeden gleich, Jack. Du kennst ihre Art.

Tanner: Ja, sie bricht jedem das Genick mit einem Hieb ihrer Tatzen; aber es fragt sich, wen von uns sie verzehren wird? Ich bin der Meinung, daß sie die Absicht hat, dich aufzufressen.

Octavius, aufstehend, empfindlich: Es ist schrecklich, so über sie sprechen hören zu müssen, während sie da droben ist und um ihren Vater weint. Aber mein Wunsch, von ihr gefressen zu werden, ist so groß, daß ich deine Brutalitäten ertragen kann, weil sie mir Hoffnungen geben.

Tanner: Tavy, darin besteht ja die Dämonie weiblicher Reize, daß man sein eigenes Verderben herbeisehnt.

Octavius: Aber es ist kein Verderben, es ist die Erfüllung.

Tanner: Ja, von Anns Zweck; und dieser Zweck ist weder dein Glück noch das ihre, sondern das der Natur. Die Lebenskraft in einem Weibe ist die blinde Raserei der Schöpfung. Ihr opfert es sich selbst; glaubst du, daß es zögern wird, dich zu opfern?

Octavius: Eben weil das Weib sich selbst opfert, wird es die nicht opfern, die es liebt.

Tanner: Das ist der gründlichste aller Irrtümer, Tavy. Das sich selbst opfernde Weib ist es, das die andern ganz unbekümmert opfert. Weil die Frauen selbstsüchtig sind, sind sie gütig in Kleinigkeiten. Weil sie einen Zweck haben, der nicht ihr eigener Zweck ist, sondern der des ganzen Weltalls, ist ihnen ein Mann nichts als ein Mittel zu diesem Zweck.

Octavius: Nein, sei nicht ungerecht, Jack. Sie umgeben uns mit der zärtlichsten Sorge.

Tanner: Ja, wie ein Soldat sein Gewehr oder ein Musiker sein Instrument. Aber erlauben sie uns auch nur irgend einen Zweck unserer eigenen Freiheit zu erfüllen? Würden sie uns gegenseitig herleihen? Kann ihnen der stärkste Mann entwischen, wenn sie einmal von ihm Besitz ergriffen

haben? Die Frauen zittern, wenn wir in Gefahr sind, und weinen, wenn wir sterben; aber ihre Tränen gelten nicht uns, nicht dem verlorenen Vater, sondern der zerstörten Möglichkeit, einen Sohn zu gebären. Sie werfen uns vor, daß wir sie bloß als Mittel für unser Vergnügen behandeln. Aber wie kann eine schwache und flüchtige Torheit, wie das selbstsüchtige Vergnügen eines Mannes, ein Weib annähernd so unterjochen, wie der einzige, in einem Weibe verkörperte Zweck der Natur einen Mann unterjochen kann?

Octavius: Was liegt daran, wenn die Sklaverei uns glücklich macht?

Tanner: Gar nichts, wenn man selbst keinen Zweck hat und wie die meisten Männer ein bloßer Ernährer ist. Aber du, Tavy, bist ein Künstler: das heißt, du hast einen ebenso absorbierenden und gewissenlosen Zweck, wie der es ist, in dem die Frauen aufgehen.

Octavius: Keinen gewissenlosen!

Tanner: Einen ganz gewissenlosen. Der richtige Künstler wird sein Weib verhungern, seine Kinder barfuß laufen und seine Mutter noch mit siebzig Jahren sich für ihren Lebensunterhalt rackern lassen, bevor er an irgend etwas anderm als an seiner Kunst arbeitet. Den Frauen gegenüber ist er halb Vivisektor, halb Vampyr. Er geht intime Beziehungen mit ihnen ein, um sie zu studieren, um ihnen die Maske der Konvention vom Antlitz zu reißen,

um ihre tiefsten, innerlichsten Geheimnisse zu entdecken, denn er weiß, daß sie die Macht haben, seine tiefsten, schöpferischen Energieen zu wecken, ihn aus der Haft seiner kalten Vernunft gewaltsam zu befreien, ihn Visionen sehen und träumen zu lassen, ihn „zu begeistern", wie er es nennt. Er überredet die Frauen, das alles für ihre eigenen Zwecke zu tun, während er in Wahrheit wünscht, sie mögen es für die seinen tun. Er stiehlt seiner Mutter die Milch und verwandelt sie in Druckerschwärze, mit der er sie verhöhnt und ideelle Frauengestalten verherrlicht. Er gibt vor, der Frau die Qualen des Kindergebärens zu ersparen, um alle Zärtlichkeit und Pflege, die von Rechts wegen ihren Kindern gehören, für sich beanspruchen zu können. Seit dem Bestande der Ehe ist der große Künstler als schlechter Ehemann bekannt gewesen. Aber er ist etwas Schlimmeres: er ist ein Kinderräuber, ein Blutsauger, ein Heuchler und ein Betrüger. Möge die Rasse nur immer zugrunde gehen, mögen tausend Frauen dahinwelken, wenn ihr Opfer ihn nur befähigt, den Hamlet besser zu spielen, ein schöneres Bild zu malen, ein tieferes Gedicht, ein bedeutenderes Stück, eine gründlichere Philosophie zu schreiben! Denn merke dir, Tavy, die Aufgabe des Künstlers ist es, zu zeigen, wie wir wirklich sind. Unser Wissen ist nichts als diese Kenntnis von uns selbst. Und der Mann, der diesen Kenntnissen auch nur ein Jota hinzufügt, schafft neues Wissen! So gewiß, wie das Weib

neue Menschen schafft. In dieser Schöpfungsraserei ist er ebenso grausam wie das Weib, ebenso gefährlich für sie, wie sie für ihn, und ebenso furchtbar bezaubernd. Unter allen menschlichen Kämpfen wird keiner so verräterisch und gewissenlos geführt wie der Kampf zwischen dem Künstlermanne und dem Mutterweibe. Wer von beiden wird den andern vernichten? Das ist die große Frage. Und sie ist umso tödlicher, weil diese erbitterten Gegner einander in dem Geflöte unserer Romantiker lieben.

Octavius: Und wenn es selbst so wäre — und das gebe ich dir keinen Augenblick lang zu — die tödlichsten Kämpfe sind es, aus denen unsere edelsten Charaktere hervorgehen.

Tanner: Erinnere dich daran, sobald du einem Grislybär oder einem bengalischen Tiger begegnest.

Octavius: Ich meine, wenn es dabei um Liebe geht, Jack.

Tanner: Oh, auch der Tiger wird dich lieben. Es gibt keine ehrlichere Liebe als die Liebe zur Nahrung. Ich glaube, Ann liebt dich auf solche Weise. Sie hat deine Wange vorhin getätschelt, als ob du ein schmackhaftes Cotelette wärst.

Octavius: Weißt du, Jack, daß ich dich fliehen müßte, wenn ich mir nicht ein für allemal vorgenommen hätte, mir über nichts, was du sagst, Gedanken zu machen? Du kommst einem manchmal mit völlig revoltierenden Ideen!

Ramsden kehrt, von Ann begleitet, zurück. Sie kommen

schnell herein, Anns frühere gemächliche Miene förmlicher Trauer ist in eine voll echter Unruhe und, bei Ramsden, in eine Qual verratende Miene verwandelt. Er tritt zwischen die zwei Männer mit der Absicht, Octavius anzusprechen, aber er beherrscht sich jäh, als er Tanner erblickt.

Ramsden: Ich habe nicht erwartet, Sie noch hier zu finden, Herr Tanner.

Tanner: Ich störe wohl? Guten Morgen, Mitvormund. Er geht zur Tür.

Ann: Halt, Jack. Alterchen, er muß es früher oder später doch erfahren.

Ramsden: Octavius, ich habe Ihnen eine sehr ernste Mitteilung zu machen. Sie ist von privater und äußerst heikler Natur — auch von schmerzlichster Art, wie ich leider hinzufügen muß. Wünschen Sie, daß Herr Tanner unserer Auseinandersetzung beiwohne?

Octavius, erbleichend: Ich habe kein Geheimnis vor Jack.

Ramsden: Bevor Sie das endgültig aussprechen, will ich Ihnen sagen, daß die Mitteilungen Ihre Schwester betreffen und daß es entsetzliche Mitteilungen sind.

Octavius: Violet! Was ist geschehen? Ist sie — tot?

Ramsden: Ich weiß nicht, ob es nicht sogar etwas Schlimmeres ist als das.

Octavius: Ist sie schwer verletzt? Ist ein Unglück geschehen?

Ramsden: Nein, nein, nichts derartiges.

Tanner: Ann, wollen Sie so menschenfreundlich sein, uns zu sagen, was geschehen ist?

Ann, halb flüsternd: Ich kann nicht, Violet hat etwas Entsetzliches begangen. Wir werden sie fortschaffen müssen. Sie flattert zum Schreibtisch und setzt sich auf Ramsdens Stuhl und überläßt es den drei Männern, die Sache untereinander auszufechten.

Octavius, erleuchtet: Das ist es, was Sie gemeint haben, Herr Ramsden?

Ramsden: Ja. Octavius sinkt gebrochen in einen Stuhl. Ich fürchte, eines steht zweifellos fest: Violet ist nicht, wie wir alle dachten, drei Wochen mit Parry Whitefield in Eastbourne gewesen. Sie hat gestern auch einen merkwürdigen Doktor mit einem Trauring am Finger besucht. Frau Parry Whitefield hat sie zufällig dort getroffen, und so ist die ganze Geschichte herausgekommen.

Octavius erhebt sich mit geballten Fäusten: Wer ist der Schurke?

Ann: Sie will es uns nicht sagen.

Octavius fällt wieder in den Stuhl zurück: Oh, die entsetzliche Katastrophe!

Tanner, mit zornigem Sarkasmus: Schauderhaft. Niederschmetternd. Schlimmer als der Tod, wie Ramsden gesagt hat. Er kommt zu Octavius. Was würdest du nicht darum geben, Tavy, wenn du den Vorfall in ein Eisenbahnunglück, bei dem sie sich alle Glieder gebrochen hätte, oder in etwas ähnlich

Ehrenhaftes und Teilnahmswürdiges unwandeln könntest!

Octavius: Sei nicht brutal, Jack.

Tanner: Brutal! Guter Gott, Mensch, worüber weinst du? Da gibt es eine Frau, von der wir alle dachten, daß sie schlechte Aquarellskizzen male, Grieg und Brahms schlecht spiele, in Konzerten und auf Ausflügen herumlungere ihr ganzes Leben und ihr Geld vergeude! Plötzlich erfahren wir, daß sie von diesen Torheiten zu der Erfüllung ihres höchsten Zweckes und ihrer höchsten Funktion, der Vervielfältigung, der Vermehrung der Bevölkerung der Erde vorgeschritten ist. Und anstatt ihren Mut zu bewundern und euch ihres Naturtriebes zu freuen, statt die erfüllte Weiblichkeit zu krönen und den Sprößling triumphierend emporzuheben und auszurufen: „Uns ist ein Kind geboren! Ein Sohn ist uns gegeben," steht ihr alle da, die ihr in eurer Trauer um den Verstorbenen so munter wie Hermeline gewesen seid, und macht lange Gesichter und schaut beschämt und geschändet drein, als ob das Mädchen das schmachvollste aller Verbrechen begangen hätte.

Ramsden, brüllend vor Wut: Ich will nicht, daß in meinem Hause solche Schändlichkeiten gepredigt werden! Er schlägt mit der Faust auf den Schreibtisch.

Tanner: Hören Sie mich an: wenn Sie mich noch einmal beleidigen, werde ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Haus verlassen. Ann, wo ist Violet jetzt?

Ann: Warum? Wollen Sie zu ihr gehen?

Tanner: Natürlich will ich zu ihr gehen. Sie braucht Hilfe; sie braucht Geld; sie braucht Achtung und Glückwünsche; sie braucht Begünstigungen aller Art für ihr Kind! Und da sie nicht die geringste Aussicht zu haben scheint, sie von euch zu erhalten, soll sie sie von mir empfangen. Wo ist sie?

Ann: Nicht eigensinnig sein, Jack: sie ist oben.

Tanner: Was! Unter Ramsdens geheiligtem Dach! Gehn Sie und tun Sie Ihre erbärmliche Pflicht, Ramsden, jagen Sie sie hinaus auf die Straße. Schützen Sie Ihre Schwelle vor ihrer Ansteckung. Halten Sie die Reinheit Ihres englischen Hauses hoch. Ich will einen Wagen holen.

Ann, beruhigt: Oh, Alterchen, das darfst du nicht tun.

Octavius erhebt sich, mit gebrochenem Herzen: Ich werde sie fortschaffen, Herr Ramsden. Sie hatte kein Recht, in Ihr Haus zu kommen.

Ramsden, entrüstet: Aber ich bin nur zu sehr darauf bedacht, ihr zu helfen. Wendet sich an Tanner: Wie können Sie es wagen, mir so ungeheuerliche Absichten unterzuschieben? Ich protestiere dagegen. Ich bin bereit, meinen letzten Penny zu opfern, wenn ich Violet davor bewahren kann, zu Ihnen um Beistand laufen zu müssen!

Tanner, besänftigt: Dann ist alles in schönster Ordnung. Er hat eben augenblicklich nicht vor, nach

seinen Grundsätzen zu handeln. Es ist beschlossene Sache, daß wir alle Violet beistehen wollen.

Octavius: Aber wer ist der Mann? Er kann alles wieder gut machen, indem er sie heiratet; und das soll er, oder er wird mir für seine Schandtat Rede stehen.

Ramsden: Das soll er, Octavius. Sie sprechen wie ein Mann.

Tanner: Dann hältst du ihn also nach allem für einen Schurken?

Octavius: Für keinen gewöhnlichen Schurken! Er ist ein herzloser Schurke!

Ramsden: Ein verruchter Schurke! Entschuldige, Ann, aber ich kann nicht weniger sagen.

Tanner: Wir wollen deine Schwester also, um sie zu bessern, mit einem verruchten Schurken verheiraten? Meiner Treu, ich glaube, ihr seid alle verrückt.

Ann: Übertreiben Sie nicht, Jack! Sie haben natürlich ganz recht, Tavy; aber wir wissen nicht, wer er ist. Violet will es uns nicht sagen.

Tanner: Was um des Himmels willen ist daran gelegen, wer es ist? Er hat das seine getan, jetzt muß Violet das ihrige tun.

Ramsden, für sich: Unsinn! Wahnsinn! In unserer Mitte gibt es einen Schurken, einen Wüstling, einen Schuft, der schlimmer als ein Mörder ist, und wir sollen seinen Namen nicht erfahren! Sollen wir in unserer Unwissenheit in die Lage

kommen können, ihm die Hand zu schütteln, ihn in unserm Hause zu empfangen; ihm unsere Töchter anzuvertrauen; ihm — ihm —

Ann, keuchend: Aber, Alterchen, sprich nicht so laut. Der Fall ist allerdings äußerst betrübend: das müssen wir alle zugeben; aber wenn Violet uns seinen Namen nicht nennen will, was können wir tun? Nichts. Einfach nichts.

Ramsden: Hm! Ich bin dessen nicht so sicher. Wenn ihr ein Mann besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, so können wir das leicht herausfinden. Wenn es irgend einen Menschen, dessen Mangel an Grundsätzen zweifellos feststeht, unter uns gibt —

Tanner: Aha!

Ramsden, die Stimme erhebend: Ja, Herr, ich wiederhole, wenn es irgend einen Menschen unter uns gibt, dessen Mangel an Grundsätzen zweifellos feststeht —

Tanner: Oder einen Menschen von notorischem Mangel an Selbstbeherrschung . .

Ramsden, bestürzt: Wagen Sie vielleicht anzudeuten, daß ich einer solchen Schandtat fähig wäre?

Tanner: Mein lieber Ramsden, das ist eine Schandtat, deren jeder Mann fähig ist. Ann, ganz ergriffen, geht ab, aber sie schließt die Tür nicht zu. Das kommt davon, wenn man mit der Natur auf schlechtem Fuße steht. Der Verdacht, den Sie mir eben zugeschleudert haben, haftet uns allen an. Er beschmutzt den Hermelin des Richters und den Mantel

des Kardinals genau so wie die Lumpen des Vagabunden. Komm, Tavy! Sieh nicht so verzweifelt drein: ich wäre dazu fähig gewesen, Ramsden wäre dazu fähig gewesen, ebenso wie jeder andere dazu fähig gewesen wäre. Wenn wir es getan hätten, würden wir uns jetzt auch nicht helfen können; wir würden lügen und protestieren — wie Ramsden zu protestieren im Begriff ist.

Ramsden, würgend: Ich — ich — ich —

Tanner: Die Schuld selbst könnte nicht verwirrter stammeln. Und dennoch kannst du beinahe überzeugt sein, daß er unschuldig ist, Tavy.

Ramsden, erschöpft: Ich freue mich, daß Sie das zugeben, Herr Tanner. Ich gestehe, daß in Ihren Worten ein Funken Wahrheit ist, so sehr Sie auch übertreiben mögen, um Ihren boshaften Witz zu befriedigen. Ich hoffe, Octavius, daß in Ihrer Seele die Verdächtigung meiner Person keinen Raum fand.

Octavius: Sie verdächtigen! Nein, keinen Augenblick.

Tanner, trocken: Ich glaube, er verdächtigt mich ein ganz klein wenig.

Octavius: Jack, du wärst nicht fähig — du würdest nicht —

Tanner: Warum nicht?!

Octavius, entsetzt: Warum nicht?!

Tanner: Nun, ich will dir sagen, warum nicht.

Erstens weil du dich dann verpflichtet fühlen würdest, mit mir Händel zu suchen. Zweitens liebt mich Violet nicht. Drittens: hätte ich die Ehre, der Vater von Violets Kind zu sein, ich würde mich dessen rühmen, nicht aber es leugnen. Sei also unbesorgt, unsere Freundschaft ist nicht gefährdet.

Octavius: Ich würde einen solchen Verdacht mit Entsetzen zurückweisen, wolltest du nur über diesen Fall natürlich fühlen und denken. Verzeih mir.

Tanner: Verzeihen! Unsinn!

Ann kommt zurück.

Ann: Seid ihr zu Ende?

Tanner: Was geschieht dort oben? Zeigt hinauf.

Ann: Violet wartet in der Wohnung des Hausbesorgers — allein natürlich.

Tanner: Warum nicht im Empfangssalon?

Ann: Sie sind unvernünftig, Jack. Fräulein Ramsden ist im Empfangssalon — mit meiner Mutter. Sie überlegen, was geschehen soll.

Tanner: Ach so! Die Wohnung des Hausbesorgers ist wohl eine Besserungszelle, und der Gefangene wartet dort, bis er vor seine Richter geführt wird. Die alten Katzen!

Ann: Oh, Jack!

Ramsden: Sie sind augenblicklich Gast unter dem Dach einer der beiden alten Katzen, Herr Tanner. Meine Schwester ist die Herrin dieses Hauses.

Tanner: Sie würde auch mich am liebsten in die Wohnung des Hausbesorgers sperren, wenn sie es dürfte, lieber Ramsden. Wie dem auch sei: ich nehme die Katzen zurück. Katzen wären vernünftiger. Ann, als Ihr Vormund befehle ich Ihnen, sofort zu Violet zu gehen und mit ihr ganz besonders liebenswürdig zu sein.

Ann: Ich habe Violet gesehen, Jack; und ich bedaure sagen zu müssen, daß ich fürchte, sie wird sich recht heftig dagegen wehren, das Land zu verlassen. Ich glaube, Tavy sollte mit ihr darüber sprechen.

Octavius: Wie kann ich mit ihr über eine solche Sache sprechen? Er bricht nieder.

Ann: Brechen Sie nicht zusammen, Ricky. Versuchen Sie's zu tragen, um unser aller willen!

Ramsden: Das Leben ist nicht nur Spiel und Poesie, Octavius. Kommen Sie! Sehen Sie dem Schicksal wie ein Mann ins Auge.

Tanner lehnt sich wieder auf: Lieber, armer Bruder! Liebe, arme Freunde der Familie! Liebe, arme Klatschbasen und Katzen! Alle sind zu bedauern, nur die Frau nicht, die im Begriff steht, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um ein anderes Leben ans Licht zu bringen. Tavy, bist du nicht ein selbstsüchtiger Esel? Fort mit dir; sprich mit Violet; und bringe sie hierher, wenn sie zu kommen Lust hat. Octavius erhebt sich. Sage ihr, daß wir zu ihr halten wollen.

Ramsden erhebt sich: Nein, Herr —

Tanner erhebt sich auch und unterbricht ihn: Oh, wir verstehen, das ist gegen Ihre Überzeugung. Aber Sie werden es dennoch tun.

Octavius: Ich versichere euch allen auf mein Wort, ich hatte niemals die Absicht, selbstsüchtig zu sein. Es ist so schwer zu wissen, was man tun soll, wenn man ernstlich bemüht ist, recht zu tun.

Tanner: Mein lieber Tavy, deine fromme englische Gewohnheit, in der Welt ein moralisches Gymnasium zu sehn, das eigens zu dem Zweck errichtet wurde, deinen Charakter zu festigen, führt dich gelegentlich dazu, über deine eigenen verdammten Grundsätze in einem Augenblick nachzudenken, in dem du über anderer Leute Bedürfnisse nachdenken solltest. Das Bedürfnis dieser Stunde heißt: eine glückliche Mutter und ein gesundes Kind. Wende deine Energie der Erfüllung dieses Bedürfnisses zu, und du wirst deinen Weg klar genug vorgezeichnet sehen.

Octavius geht sehr verblüfft hinaus.

Ramsden sieht Tanner ausdrucksvoll an: Und wo bleibt die Moral, Herr Tanner? Was soll aus der werden?

Tanner: Die heißt in diesem Fall: eine büßende Magdalena und ein mit dem Mal der Schande gebrandmarktes unschuldiges Kind. Nicht in unserer Mitte, ich danke Ihnen. Die Moral mag zu ihrem Vater, dem Teufel, gehn.

Ramsden: Das dacht' ich mir. Die Moral mag zum Teufel gehn, unseren Wüstlingen, den männ-

lichen und den weiblichen, zuliebe. Das soll Englands Zukunft sein, nicht wahr?

Tanner: Oh, England wird Ihre Mißbilligung überleben. Inzwischen glaube ich, daß Sie meiner Meinung sind, was den praktischen Verlauf der Angelegenheit betrifft.

Ramsden: Nicht in Ihrem Sinne, Herr. Nicht aus Ihren Gründen.

Tanner: Sie können das auseinandersetzen, hier auf Erden oder später im Himmel, falls jemand Rechenschaft von Ihnen fordern sollte. Er wendet sich ab und pflanzt sich der Büste Herbert Spencers gegenüber auf und starrt sie düster an.

Ann erhebt sich und geht zu Ramsden: Alterchen, wäre es nicht besser, du gingest hinauf in den Salon und sagtest ihnen, was wir zu tun beabsichtigen?

Ramsden sieht Tanner scharf an: Ich habe wenig Lust, dich mit diesem Herrn allein zu lassen. Willst du nicht mitkommen?

Ann: Fräulein Ramsden würde in meiner Gegenwart nicht gern darüber sprechen, Alterchen. Es ist besser, wenn ich nicht zugegen bin.

Ramsden: Du hast recht. Daran hätte ich denken sollen. Du bist ein gutes Mädel, Ann. Er klopft ihr auf die Schulter. Sie blickt mit strahlenden Augen zu ihm auf, und er geht sehr bewegt hinaus. Jetzt wo sie Ramsden versorgt und aufgehoben weiß, wendet sie sich Tanner zu. Da er ihr den Rücken kehrt, richtet sie einen Augenblick lang ihr Augenmerk auf ihre Kleidung und auf ihr Aussehen, dann geht sie sanft zu ihm hin und spricht beinahe in sein Ohr.

Ann: Jack. Er wendet sich plötzlich nach ihr um. Freuen Sie sich, daß Sie mein Vormund sind? Ich hoffe Sie haben nichts dagegen, für mich verantwortlich zu sein.

Tanner: Die letzte Bereicherung Ihrer Sammlung von Sündenböcken, was?

Ann: Oh, dieser dumme, alte Scherz! Bitte, lassen Sie ihn sein. Warum sagen Sie Dinge, von denen Sie wissen, daß sie mich schmerzen müssen? Ich tue mein Möglichstes, Ihnen zu gefallen, Jack: ich glaube, jetzt, da Sie mein Vormund sind, darf ich es Ihnen sagen. Ich werde mich sehr unglücklich fühlen, wenn Sie sich weigern, mit mir befreundet zu sein.

Tanner studiert sie so düster, wie er die Büste studierte: Um meine Hochachtung braucht Ihnen nicht bange zu sein. Wie unehrlich unsere sittlichen Urteile sind! Ich halte Sie für vollkommen gewissenlos — Sie verstellen sich nur. Und den Unterschied bemerken Sie gar nicht. Aber es umgibt Sie ein gewisser Zauber. Ich muß mich immer irgendwie um Sie kümmern. Sie würden mir fehlen, wenn ich Sie verlöre.

Ann legt ihren Arm ruhig in den seinen und geht mit ihm auf und ab: Aber ist das nicht nur ganz natürlich, Jack? Wir kennen einander seit unserer Kindheit. Erinnern Sie sich —

Tanner, schroff abbrechend: Halt! Ich erinnere mich an alles.

Ann: Oh, ich darf wohl sagen, daß wir oft sehr dumm gewesen sind, aber —

Tanner: Ich mag nicht, Ann. Ich bin jetzt so wenig ein Schuljunge wie ein verliebter neunzigjähriger Greis, der ich werden dürfte, wenn ich lang genug lebe. Es ist vorüber: lassen Sie mich vergessen.

Ann: Ist es keine glückliche Zeit gewesen? Sie versucht seinen Arm wieder zu ergreifen.

Tanner: Setzen Sie sich und benehmen Sie sich, wie sich's gehört. Er zwingt sie in den Stuhl, der dem Schreibtisch zunächst ist. Es war zweifellos eine glückliche Zeit — für Sie. Sie waren ein gutes Mädchen und haben sich nie kompromittiert. Und dennoch könnte das schlimmste Kind, das jemals einen Klaps bekommen hat, keine schönere Zeit gehabt haben. Ich kann Ihren Erfolg verstehen, den Sie andern Mädchen gegenüber nicht ausgenützt haben: Ihre Tugend imponierte ihnen. Aber sagen Sie mir das eine: haben Sie jemals einen guten Knaben gekannt?

Ann: Natürlich. Alle Knaben sind manchmal närrisch, aber Tavy ist immer ein wirklich guter Knabe gewesen.

Tanner, betroffen: Ja, Sie haben recht. Es hatte seinen guten Grund, warum Sie Tavy niemals in Versuchung brachten.

Ann: In Versuchung brachten! Jack!

Tanner: Ja, meine liebe Lady Mephistopheles: in Versuchung brachten! Sie waren unersättlich neu-

gierig, zu erfahren, wozu ein Knabe fähig sein könnte, und teuflisch klug, wenn es galt seine Zurückhaltung zu durchbrechen und seine verborgensten Geheimnisse zu erraten.

Ann: Welch ein Unsinn! Und das alles, weil Sie die Gewohnheit hatten, mir über die bösen Dinge, die Sie anstellten, lange Geschichten zu erzählen — dumme Jungenstreiche. Und solche Dinge nennen Sie verborgenste Geheimnisse! Knabengeheimnisse sind genau wie die Geheimnisse der Männer, und worin die bestehen, das wissen Sie!

Tanner, hartnäckig: Nein, das weiß ich nicht. Worin bestehen die, bitte?

Ann: Nun, in den Dingen, die Männer allen Leuten erzählen, natürlich.

Tanner: Ich schwöre Ihnen, ich habe Ihnen Dinge gesagt, die ich noch keinem Menschen sagte. Sie haben mich zu einem Übereinkommen verlockt, das uns verpflichtet hatte, keine Geheimnisse vor einander zu haben. Wir waren gebunden, einander alles zu sagen. Ich habe kein Aufhebens davon gemacht, daß Sie mir nichts gesagt haben.

Ann: Sie haben nicht von mir zu sprechen gewünscht. Sie wollten nur von sich sprechen, Jack.

Tanner: Ah, das ist wahr, entsetzlich wahr. Aber was für ein Teufelsmädchen müssen Sie gewesen sein, diese Schwäche erkannt und der Befriedigung Ihrer Neugier zuliebe ausgenützt zu haben! Ich wollte aufschneiden, um mich Ihnen gegenüber

interessant zu machen. Ich bemerkte, daß ich allerlei Torheiten beging, nur um sie Ihnen erzählen zu können. Ich habe mich mit Jungen herumgeschlagen, die ich nicht haßte; ich habe über Dinge gelogen, über die ich ebensogut die Wahrheit hätte sagen können; ich habe Dinge gestohlen, die ich nicht brauchte; ich habe kleine Mädchen geküßt, an denen mir nichts gelegen war. Das alles sind leidenschaftslose und daher wesenlose Bravourstückchen gewesen.

Ann: Ich habe nie gepetzt, Jack.

Tanner: Nein; aber wenn Sie gewünscht hätten, daß ich es sein ließe, dann würden Sie gepetzt haben. Sie wünschten, daß ich so fortführe.

Ann, ausbrechend: Oh, das ist nicht wahr; es ist nicht wahr, Jack. Ich habe nie gewünscht, daß Sie diese albernen, enttäuschenden, rohen, lächerlichen Dinge tun. Ich habe immer gehofft, es würde schließlich wirklich etwas Heldenhaftes daraus werden. Sich verbessernd: Entschuldigen Sie, Jack, aber die Taten, die Sie vollbrachten, waren niemals auch nur im geringsten den Taten ähnlich, die ich gerne von Ihnen gesehen hätte. Sie haben mir oftmals großes Mißbehagen verursacht, aber ich durfte Sie doch nicht anzeigen und Ihnen Ungelegenheiten bereiten. Und Sie waren nur ein Knabe. Ich wußte, Sie würden darüber hinauswachsen. Vielleicht hatte ich unrecht.

Tanner, sardonisch: Beschwichtigen Sie Ihre Ge-

wissensbisse, Ann. Wenigstens neunzehn Zwanzigstel der Heldentaten, die ich Ihnen eingestand, waren Lügen. Ich fand sehr bald heraus, daß Sie — die wahren Geschichten nicht leiden mochten.

Ann: Ich wußte natürlich, daß so manche Begebenheit sich nicht ereignet haben konnte, aber —

Tanner: Sie sind im Begriff, mich daran zu erinnern, daß manche schmachvollste Begebenheit sich ereignet hat.

Ann, liebenswürdig, zu seinem großen Schrecken: Ich wünsche Sie an nichts zu erinnern. Aber ich kannte die Leute, denen die bewußten Geschichten zugestoßen waren, und hörte davon.

Tanner: Ja; aber selbst die wahren Geschichten sind außerdem noch zum Erzählen hergerichtet worden. Die Demütigungen eines gefühlvollen Knaben mögen einen sehr gelungenen Scherz für alltägliche dickhäutige Erwachsene abgeben. Aber der Knabe selbst empfindet sie so scharf — und als so schimpflich — daß er sie nicht eingestehen kann, daß er nichts zu tun vermag, als sie leidenschaftlich zu leugnen. Immerhin, vielleicht hatte ich ganz recht, ein wenig aufzuschneiden; denn in dem einen Fall, in dem ich Ihnen die Wahrheit sagte, drohten Sie mich anzuzeigen.

Ann: Oh, niemals, kein einziges Mal.

Tanner: Ja, das taten Sie. Erinnern Sie sich an ein dunkeläugiges Mädchen, namens Rachel Rosenbaum? Anns Stirne runzelt sich einen Augenblick

gegen ihren Willen. Ich hatte eine Tändelei mit ihr. Eines Nachts trafen wir uns im Garten und wandelten sehr unbequem mit verschlungenen Armen umher, und als wir schieden, küßten wir uns und waren ungemein gewissenhaft romantisch. Wenn diese Liebesgeschichte fortgesetzt worden wäre, hätte sie mich zu Tode gelangweilt; aber sie wurde nicht fortgesetzt. Denn Rachel hat mich sehr bald darauf geschnitten, weil sie erfahren hatte, daß ich Ihnen alles gesagt habe. Und wie hat sie das erfahren? Von Ihnen. Sie sind zu ihr gegangen und haben das Geheimnis von Rachels Schuld ihr wie ein Schwert über den Kopf gehängt. Sie überließen sie einem Leben niedrigster Angst und Demütigung, indem Sie ihr zu verstehen gaben, Sie würden sie anzeigen.

Ann: Das ist ihr sehr gut bekommen. Es war meine Pflicht, ihrem schlechten Benehmen ein Ende zu machen, und sie ist mir heute dankbar dafür.

Tanner: Ist sie das?

Ann: Sie sollte es wenigstens unter allen Umständen sein.

Tanner: Meinem schlechten Benehmen ein Ende zu machen, das wäre Ihre Pflicht wohl nicht gewesen?

Ann: Um Sie zurückzuhalten, habe ich Rachel zurückgehalten!

Tanner: Sind Sie dessen gewiß? Sie haben verhindert, daß ich Ihnen meine Abenteuer erzählte;

aber woher wissen Sie, daß Sie auch die Abenteuer verhindert haben?

Ann: Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich mit anderen Mädchen ebenso benommen haben?

Tanner: Nein. Ich hatte von dieser Art romantischer Torheit mit Rachel genug.

Ann, nicht überzeugt: Warum haben Sie denn unsere Vertraulichkeiten abgebrochen und sind ganz fremd gegen mich geworden?

Tanner, rätselvoll: Ich hatte damals gerade etwas erlebt, was ich für mich allein behalten und nicht mit Ihnen teilen wollte.

Ann: Ich bin überzeugt, ich würde keinen Anteil an dem Erlebnis verlangt haben, das Sie für sich behalten wollten.

Tanner: Es war keine Spielerei, Ann. Es war etwas, das Sie mir nie als Eigentum überlassen hätten.

Ann, ungläubig: Was?

Tanner: Meine Seele.

Ann: Oh, seien Sie vernünftig, Jack. Sie wissen, daß Sie Unsinn sprechen.

Tanner: Ich meine das feierlich ernst, Ann. Sie haben damals nicht bemerkt, daß auch Sie eine Seele bekamen, aber Sie bekamen eine. Sie empfanden nicht plötzlich grundlos die moralische Pflicht, Rachel keusch zu machen und zu bessern. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten Sie das Bewußtsein, ein braves Kind zu sein, gehörig ausgenützt. Aber Sie

hatten andern gegenüber niemals ein Gefühl der Pflicht empfunden. Nun, ich empfand auch keines. Bis zu diesem Augenblick hatte ich den knabenhaften Freibeuter gespielt, gewissenloser als ein Fuchs in einer Geflügelzuchtanstalt. Aber jetzt begann ich Gewissensbisse und Verpflichtungen zu verspüren. Ich fand, daß Wahrheitsliebe und Ehre nicht bloß fromme Ausdrücke im Munde erwachsener Leute, sondern zwingende Grundsätze wären.

Ann, ruhig: Ja, ich glaube, Sie haben recht. Sie wurden eben ein Mann, und ich wurde ein Weib.

Tanner: Sind Sie so sicher, daß wir nicht auf dem Wege waren, mehr zu werden? Was bedeutet in den Augen der meisten der Beginn der Mannbarkeit und der Weiblichkeit? Den Beginn der Liebe. Aber für mich hatte die Liebe schon lange vorher begonnen. In den frühesten Träumeu und Torheiten, an die ich mich erinnern kann, spielte „Liebe" die Hauptrolle - darf ich sagen, in den frühesten Träumen und Torheiten, an die wir uns erinnern können? obgleich wir die Liebe damals nicht verstehen konnten. Nein, die Veränderung, die mich ergriff, war die Geburt sittlicher Leidenschaft in mir, und ich erkläre Ihnen, daß sittliche Leidenschaft nach meiner Erfahrung die einzige wirkliche Leidenschaft ist.

Ann: Alle Leidenschaften sollten sittlich sein, Jack.

Tanner: Sollten! Glauben Sie, daß irgend etwas stark genug wäre, einer Leidenschaft Grenzen

zu setzen, ausgenommen eine stärkere Leidenschaft?

Ann: Unser Sinn für Sitte überwacht die Leidenschaft, Jack. Nicht dumm sein.

Tanner: Unser Sinn für Sitte?! Und ist das keine Leidenschaft? Soll der Teufel alle Leidenschaften sowie alle guten Melodieen holen? Wenn der Sinn für Sitte keine Leidenschaft wäre, wenn er nicht die mächtigste aller Leidenschaften wäre, so würden ihn alle anderen Leidenschaften wegfegen, wie der Orkan ein Blatt. Die Geburt dieser Leidenschaft ist es, die ein Kind in einen Mann verwandelt.

Ann: Es gibt andere Leidenschaften, Jack. Sehr heftige.

Tanner: Alle andern Leidenschaften hatten schon früher in mir getobt. Aber sie waren faul und zwecklos — nichts als kindische Begierden und Grausamkeit, Neugier und Phantasie, Gewohnheit und Aberglauben, grotesk und lächerlich im Lichte der reifen Intelligenz. Als sie plötzlich alle wie neu entzündete Flammen zu leuchten begannen, rührte das von keinem Lichte her, das von ihnen selber ausstrahlte, sondern von dem Glanze der aufsteigenden sittlichen Leidenschaft. Diese Leidenschaft adelte sie alle, gab ihnen Gewissen und Anschauung, entdeckte eine Menge Gelüste und organisierte sie zu einem Heer von Zwecken und Grundsätzen. Meine Seele ist aus jener Leidenschaft geboren worden.

Ann: Ich bemerkte damals, daß Sie plötzlich ver-

nünftig wurden. Vorher waren Sie ein entsetzlich verderbter Junge.

Tanner: Verderbt! Unsinn! Ich war nur schadenfroh!

Ann: Oh, Jack, Sie waren sehr verderbt. Sie zerstörten alle schönen jungen Kieferbäume, indem Sie ihnen mit hölzernen Schwertern die Spitzen abschlugen. Mit Ihrem Wurfspieß zerstörten Sie alle Gurkenmistbeete. Sie legten Feuer auf der Gemeindewiese. Die Polizei arretierte dafür Tavy, weil er fortlief, als er Sie daran nicht hindern konnte. Sie —

Tanner: Paperlapapp! Das waren Schlachten, Bombardierungen, Kriegszüge, unsere Skalps vor den Rothäuten zu retten. Sie haben keine Einbildungskraft, Ann. Ich bin jetzt zehnmal verderbter, als ich es damals war. Die sittliche Leidenschaft hat sich meiner Verderbtheit bemächtigt und sie einem moralischen Ende zugeführt. Ich bin ein Reformator geworden und wie alle Reformatoren ein Bilderstürmer. Ich zerstöre nicht länger Gurkenmistbeete und Stechginsterhecken: ich zerschmettere Glaubensbekenntnisse und zerstöre Götzen.

Ann, gelangweilt: Ich fürchte, ich bin zu weiblich, um in der Zerstörung irgend einen Zweck zu erblicken. Zerstörung kann nur zerstören.

Tanner: Ja. Darum ist sie so nützlich. Wer aufbaut, besäet den Boden mit Einrichtungen, die von den vielen Zudringlichen erfunden worden sind;

Zerstörung reinigt ihn und schafft uns Atmungsraum und Freiheit.

Ann: Es ist umsonst, Jack. Keine Frau wird mit Ihnen darin übereinstimmen.

Tanner: Das kommt daher, weil Sie „Aufbauen" und „Zerstören" mit Schöpfung und Mord verwechseln. Das sind ganz verschiedene Dinge. Ich bete die Schöpfung an und verabscheue den Mord. Ja: ich bete sie in jedem Baume, in jeder Blume, im Vogel und im Tiere an und sogar in Ihnen. Eine Aufwallung von Zuneigung und Freude verscheucht plötzlich die wachsende Verwirrung und die Langeweile aus Anns Gesicht. Es war der Schöpfungstrieb, der Sie geleitet hat, als Sie mich durch Bande an sich zu fesseln suchten, die ihre Spuren an mir bis auf den heutigen Tag zurückgelassen haben. Ja, Ann, die alte kindische Freundschaft zwischen uns war eine unbewußte Liebesfreundschaft —

Ann: Jack!

Tanner: Oh, fürchten Sie nichts —

Ann: Ich fürchte mich nicht.

Tanner, seltsam: Dann sollten Sie sich fürchten: wo bleiben Ihre Grundsätze?

Ann: Jack, sind Sie ernst zu nehmen oder nicht?

Tanner: Was die sittliche Leidenschaft betrifft?

Ann: Nein, nein, das andere. Verwirrt: Oh, Sie sind so töricht; man weiß nie, wie man Sie nehmen soll.

Tanner: Sie müssen mich durchaus ernst nehmen. Ich bin Ihr Vormund und habe die Pflicht, Ihren Geist zu entwickeln.

Ann: Die Liebesfreundschaft ist also vorbei, nicht wahr? Ich glaube, Sie sind meiner überdrüssig geworden?

Tanner: Nein; aber die sittliche Leidenschaft hat unsere kindische Freundschaft unmöglich gemacht. Ein eifersüchtiges Bewußtsein meiner neuen Individualität ist in mir hervorgebrochen —

Ann: Es war Ihnen verhaßt, sich noch länger wie einen Knaben behandeln zu lassen, armer Jack.

Tanner: Ja, wie ein Knabe behandelt zu werden, hieß auf dem alten Standpunkt verharren! Ich bin ein neuer Mensch geworden, und die den alten gekannt hatten, lachten mich aus. Der einzige Mensch, der sich vernünftig benahm, war mein Schneider. Er nahm mir, so oft er mich sah, von neuem Maß, während alle übrigen bei ihrem alten Maßstab verweilten und erwarteten, daß ich danach zu messen sei.

Ann: Sie wurden furchtbar eingebildet.

Tanner: Wenn Sie in den Himmel kommen, Ann, so werden Sie ungefähr ein Jahr lang äußerst eingebildet auf Ihre Flügel sein. Wenn Sie dort Ihren Verwandten begegneten und die darauf bestünden, Sie noch weiter wie eine Sterbliche zu behandeln, so wären Sie außerstande, die Leute

zu ertragen. Dann würden Sie trachten, in einen Kreis zu kommen, in dem man Sie nur als Engel — nie anders — gekannt hat.

Ann: Es war also nach allem nur Ihre Eitelkeit, die Sie dazu getrieben hat, von uns fortzulaufen?

Tanner: Ja, nur meine Eitelkeit, wie Sie es nennen.

Ann: Von mir hätten Sie sich deshalb nicht fernzuhalten brauchen.

Tanner: Von Ihnen zuerst! Sie haben heftiger als irgend jemand gegen meine Selbstbefreiung gekämpft.

Ann, ernst: Oh, wie unrecht Sie haben! Ich hätte alles für Sie getan.

Tanner: Alles! ausgenommen mich loszulassen. Und selbst dann haben Sie instinktiv diesen verruchten Frauentrick angewendet, einem Mann Verpflichtungen aufzubürden, indem man ihn vollständig und hilflos sich selbst überläßt, bis er endlich keinen Schritt zu tun wagt, ohne die Frau um Erlaubnis zu fragen. Ich kenne einen armen Teufel, dessen einziger Wunsch im Leben darin besteht, seiner Frau davon zu laufen. Sie hält ihn zurück, durch die Drohung, sich vor die Lokomotive des Zuges zu werfen, in dem er sie verlassen wird. Wenn wir irgendwohin möchten, wohin ihr uns nicht gehen lassen wollt, und euch kein Gesetz zur Verfügung steht, uns daran zu verhindern, so finden wir euern Leib unter unsern Füßen, sobald wir

den ersten Schritt über eure Schwelle tun. Ihr werft euch unter unsere Räder, sobald wir aufbrechen. Kein Weib wird mich jemals auf diese Weise unterjochen.

Ann: Aber, Jack, Sie können nicht durchs Leben gehen, ohne auf andere Menschen Rücksicht zu nehmen.

Tanner: Ah, aber auf was für Menschen! Diese Rücksicht auf andere ist es — oder besser, diese feige Angst vor ihnen, die wir Rücksicht nennen — die macht uns zu den gefühlvollen Sklaven, die wir sind. „Rücksicht nehmen", wie Sie es nennen, das heißt Ihren Willen an Stelle meines eigenen setzen. Wie aber wenn dieser Wille niedriger wäre, als mein eigener? Sind Frauen besser oder schlechter als Männer? Sind Wähler besser oder schlechter als Staatsmänner? Schlechter natürlich, in beiden Fällen. Und wie wird eine Welt aussehen, in der die Männer der Öffentlichkeit auf die Masse der Wähler Rücksicht nehmen und in der Privatmänner auf ihre Frauen Rücksicht nehmen werden? Was bedeutet die Kirche und der Staat heutzutage? Die Frau und den Steuerzahler!

Ann, sanft: Es freut mich sehr, daß Sie etwas von Politik verstehen, Jack; es wird Ihnen so nützlich sein, wenn Sie ins Parlament kommen. Er klappt zusammen wie eine aufgestochene Blase. Aber ich bedaure, daß Sie meinen Einfluß für einen schädlichen gehalten haben.

Tanner: Ich sage nicht, daß er schädlich gewesen ist. Aber schädlich oder nützlich, ich habe mich nicht damit abgefunden, mit Ihrem Maß gemessen zu werden. Und jetzt will ich es auch nicht.

Ann: Niemand verlangt das von Ihnen, Jack. Ich versichere Ihnen, wahrhaftig, auf mein Wort, daß ich Ihnen Ihre verschrobenen Ansichten nicht im geringsten übelnehme. Sie wissen, wir sind alle für vorgeschrittene Anschauungen erzogen worden. Warum bestehen Sie darauf, daß mein Horizont ein so kleiner sei?

Tanner: Darin besteht gerade die Gefahr. Ich weiß, daß Sie gegen mich nichts einzuwenden haben, weil Sie ganz richtig erkannten, daß meine Ansichten Ihnen ganz egal sein können. Die Boa constrictor kümmert sich nicht im geringsten um die Meinungen eines Zaunkönigs, sobald sie nur erst ihre Glieder um seinen Leib geringelt hat.

Ann, aufstehend, plötzlich erleuchtet: O—o—o—o—oh! Jetzt verstehe ich, warum Sie Tavy vor mir gewarnt und gesagt haben, ich sei eine Boa constrictor! Alterchen hat es mir gesagt. Sie lacht und wirft ihre Boa um seinen Nacken. Fühlt sie sich nicht hübsch und sanft an, Jack?

Tanner, in der Falle: Sie unerhörtes Frauenzimmer, Sie! Wollen Sie wenigstens Ihre Heuchelei aufgeben?

Ann: Ich heuchle Ihnen gegenüber niemals, Jack.

Sind Sie böse? Sie nimmt die Boa ab und wirft sie auf einen Stuhl. Ich hätte das vielleicht nicht tun sollen.

Tanner, zornig: Ah, Prüderie! warum nicht, wenn es Ihnen Spaß macht?

Ann, scheu: Nun weil — weil — ich glaube, mit der Boa constrictor haben Sie — das gemeint. Sie legt ihren Arm um seinen Hals.

Tanner starrt sie an: Wundervolle Frechheit! Sie lacht und tätschelt ihm die Wange. Wenn ich bedenke, daß mir diese Episode keine Seele glauben würde, von den Leuten abgesehen, die mich dafür schnitten, daß ich sie erzähle, während andererseits meinem Leugnen niemand Glauben schenken möchte, wenn Sie mich deswegen anklagten! ....

Ann entfernt ihre Arme mit vollendeter Würde: Sie sind unverbesserlich, Jack. Aber Sie sollten über unsere gegenseitige Zuneigung nicht scherzen. Niemand wäre fähig, dieses Gefühl mißzuverstehen. Sie mißverstehen es hoffentlich auch nicht.

Tanner: Mein Blut spricht für mich, Ann. Armer Ricky-Ticky-Tavy!

Ann sieht ihn rasch an, als wenn ihr ein neues Licht aufginge: Sie machen sich hoffentlich nicht so lächerlich, auf Tavy eifersüchtig zu sein?

Tanner: Eifersüchtig! Warum sollte ich? Aber es wundert mich nicht, daß Sie nach ihm schnappen. Ich fühle, wie Sie mich selbst immer mehr und mehr umgarnen, obgleich Sie mit mir nur spielen.

Ann: Glauben Sie, daß ich Absichten auf Tavy habe?

Tanner: Ich weiß es.

Ann, ernst: Nehmen Sie sich in acht, Jack. Sie könnten Tavy sehr unglücklich machen, wenn Sie ihn, was mich betrifft, irreführten.

Tanner: Unbesorgt: er wird Ihnen nicht entwischen.

Ann: Ich frage mich, ob Sie wirklich ein kluger Mann sind.

Tanner: Warum zweifeln Sie plötzlich daran?

Ann: Sie scheinen alle die Dinge zu verstehen, die ich nicht verstehe. Aber in den Dingen, die ich verstehe, sind Sie ein vollkommenes Kind!

Tanner: Ich verstehe, was Tavy für Sie fühlt, Ann, darauf können Sie sich verlassen, unter allen Umständen.

Ann: Und Sie glauben auch zu wissen, was ich für Tavy fühle, nicht wahr?

Tanner: Ich weiß nur zu gut, was dem armen Tavy widerfahren wird.

Ann: Ich würde laut über Sie lachen, Jack, wenn es mit Rücksicht auf den Tod des armen Papa anginge. Nehmen Sie sich in acht! Tavy könnte sehr unglücklich werden.

Tanner: Ja. Aber er wird es nicht wissen, der arme Teufel. Er ist tausendmal zu gut für Sie. Das ist der Grund, warum er im Begriff steht, Ihretwegen seinen Lebensirrtum zu begehen.

Ann: Ich glaube, die Männer begehen mehr Irrtümer, weil sie zu klug, als weil sie zu gut sind. Sie setzt sich mit einer Grimasse des Zornes über das ganze männliche Geschlecht, den sie in der eleganten Art ihre Schultern zu tragen ausdrückt.

Tanner: Oh, ich weiß, Ihnen ist nicht sehr viel an Tavy gelegen. Aber es gibt immer einen, der küßt, und einen, der den Kuß erlaubt. Tavy wird küssen, und Sie werden ihm nur die Wange hinhalten und ihn über Bord werfen, sobald ein Besserer auftauchen wird.

Ann, beleidigt: Sie haben kein Recht, solche Dinge zu sagen, Jack. Das ist nicht wahr und auch nicht zartfühlend. Wenn es Ihnen und Tavy beliebt, blödsinnige Vorstellungen von mir zu haben, so ist das nicht meine Schuld.

Tanner, reuevoll: Vergeben Sie mir meine Brutalität, Ann. Sie galt dieser argen Welt und nicht Ihnen. Sie sieht zu ihm auf, erfreut und verzeihend. Er wird augenblicklich vorsichtig. Wie dem auch sein mag, ich wünschte, Ramsden käme zurück. Ich fühle mich niemals sicher in Ihrer Gesellschaft. Sie haben einen teuflischen Reiz — oder nein: keinen Reiz, eine gewisse Anziehungskraft. Sie lacht. — Jawohl, Sie wissen es, und Sie triumphieren! Offen und schamlos triumphieren Sie!

Ann: Was für ein abstoßender Courmacher Sie doch sind, Jack!

Tanner: Ein Courmacher!!! Ich!!!

Ann: Ja, ein Courmacher. Sie kränken und beleidigen die Frauen immer, aber Sie wollen ihnen niemals wirklich ausweichen.

Tanner: Ich will klingeln. Diese Unterhaltung ist schon weiter gediehen als ich beabsichtigte.

Ramsden und Octavius kehren mit Fräulein Ramsden zurück, einer schlanken, alten Jungfer in einem glatten, braunen Seidenkleid. Sie trägt Ringe, Ketten und Broschen, die zeigen sollen, daß ihre einfache Kleidung eine Sache des Prinzips und nicht der Armut ist. Sie tritt sehr entschlossen ins Zimmer, und die beiden Männer folgen ihr verlegen und niedergeschlagen. Ann erhebt sich und geht ihr eifrig entgegen. Tanner zieht sich nach der Wand, zwischen die Büsten, zurück und tut, als ob er die Bilder studierte. Ramsden geht wie gewöhnlich an seinen Tisch, und Octavius hält sich in Tanners Nähe.

Fräulein Ramsden stößt Ann beinahe zur Seite und geht zu Frau Whitefields Stuhl, wo sie sich resolut aufpflanzt: Ich wasche meine Hände in Unschuld, in der ganzen Angelegenheit.

Octavius, sehr niedergeschlagen: Ich weiß, Sie wünschen, daß ich Violet fortschaffe, Fräulein Ramsden. Ich will es tun. Er wendet sich entschlossen nach der Tür.

Ramsden: Nein, nein —

Fräulein Ramsden: Wie kannst du nein sagen, Roebuck? Octavius weiß, daß ich keiner aufrichtig bußfertigen und reuigen Frau die Tür weisen würde. Aber wenn eine Frau nicht nur Böses tut, sondern die Absicht hat, im Bösen zu verharren, dann gehen ihre und meine Wege auseinander.

Ann: Oh, Fräulein Ramsden, was meinen Sie? Was hat Violet gesagt?

Ramsden: Violet ist wahrhaftig sehr halsstarrig. Sie will London nicht verlassen. Ich begreife sie nicht.

Fräulein Ramsden: Ich begreife sie nur zu gut. Es ist so klar ersichtlich, wie die Nase in deinem Gesicht, Roebuck, daß sie nicht gehen will, weil sie sich von diesem Manne, wer immer er sein mag, nicht zu trennen wünscht.

Ann: Oh, gewiß, gewiß! Octavius, haben Sie mit ihr gesprochen?

Octavius: Sie will uns gar nichts sagen. Sie will keine Anordnungen treffen, bevor sie sich nicht mit jemand beraten hat. Es kann niemand anders als der Schurke sein, der sie betrogen hat.

Tanner, zu Octavius: Nun, sie soll sich nur mit ihm beraten, warum nicht? Er wird sehr froh sein, wenn sie fortgeschickt wird. Worin besteht die Schwierigkeit?

Fräulein Ramsden, Octavius die Antwort aus dem Munde nehmend: Die Schwierigkeit, Herr Tanner, besteht darin, daß ich mich zwar erboten habe, ihr zu helfen, nicht aber ihre Mitschuldige zu werden. Entweder sie gibt ihr Wort, diesen Menschen nie wieder zu sehen, oder sie wird sich anderswo Freunde suchen müssen, und je früher, desto besser.

Das Stubenmädchen erscheint an der Tür. Ann nimmt

wieder hastig ihren Platz ein und sieht so unbeteiligt drein wie möglich. Octavius ahmt instinktiv ihr Beispiel nach.

Stubenmädchen: Der Wagen ist vor der Tür, gnädige Frau.

Fräulein Ramsden: Was für ein Wagen?

Stubenmädchen: Der Wagen für Fräulein Robinson.

Fräulein Ramsden, sich fassend: Gut. Das Stubenmädchen zieht sich zurück. Sie hat um einen Wagen geschickt!

Tanner: Ich habe vor einer halben Stunde vorgeschlagen, diesen Wagen holen zu lassen.

Fräulein Ramsden: Es freut mich, daß sie die Lage versteht, in die sie sich gebracht hat.

Ramsden: Ich will nicht, daß sie sich auf diese Weise entferne, Susanne. Wir täten besser, nicht hart gegen sie vorzugehen.

Octavius: Nein, ich danke Ihnen wieder und wieder. Aber Fräulein Ramsden hat ganz recht. Violet kann nicht hier zu bleiben beanspruchen.

Ann: Wäre es nicht das beste, Sie gingen mit ihr, Tavy?

Octavius: Sie mag mich nicht.

Fräulein Ramsden: Natürlich mag sie Sie nicht. Sie will direkt zu diesem Menschen gehen.

Tanner: Das ist nur die natürliche Folge ihres tugendhaften Empfanges hier.

Ramsden, sehr verwirrt: Da hast du's, Susanne. Du hörst es! und darin liegt etwas Wahres. Ich

wünschte, du könntest es mit deinen Grundsätzen vereinbaren, etwas geduldiger mit diesem Mädchen zu sein. Sie ist sehr jung, und alles hat seine Zeit.

Fräulein Ramsden: Oh, sie wird bei den Männern alle Teilnahme finden, die sie braucht. Ich wundere mich über dich, Roebuck.

Tanner: Das tu ich gleichfalls, Ramsden, aber m günstigen Sinne.

Violet erscheint an der Tür. Sie ist eine so verstockte und selbstbeherrschte junge Dame, wie man sie nur unter den Bestgesitteten ihres Geschlechtes finden kann. Ihr kleiner Kopf und der winzige, entschlossene Mund und das Kinn, die stolze Deutlichkeit ihrer Rede und die Artigkeit ihres Benehmens, die raffinierte Eleganz ihrer Toilette, zu deren Bestandteilen auch ein sehr schöner, mit einem Vogel geschmückter Hut gehört, kennzeichnen eine Persönlichkeit, die ebenso gefährlich wie ausnehmend hübsch ist. Sie ist keine Sirene wie Ann; sie wird bewundert ohne Zwang, ja sogar ohne Interesse ihrerseits; außerdem besitzt Ann eine gewisse Lustigkeit, aber in diesem Weibe ist davon nichts vorhanden, vielleicht auch keine Gnade. Wenn sie etwas in Schranken hält, sind es Intelligenz und Stolz, nicht Mitleid. Ihre Stimme gleicht der Stimme einer Schullehrerin, die ihren Mädchen eine Predigt hält, weil sie sich schlecht benommen haben, da sie nun mit vollständiger Fassung und etwas Widerwillen daran geht, das zu sagen, was zu sagen sie gekommen ist.

Violet: Ich habe nur hereingeblickt, um Fräulein Ramsden zu sagen, daß sie ihr Geburtstagsgeschenk, das Filigranbracelet, in der Wohnung des Hausbesorgers finden wird.

Tanner: Kommen Sie herein, Violet, und sprechen Sie vernünftig mit uns.

Violet: Ich danke Ihnen, ich habe schon heute morgen von der Familienunterhaltung ganz genug gehabt. Von deiner Mutter gleichfalls, Ann: sie ist weinend nach Hause gelaufen. Aber jedenfalls habe ich nun erfahren, was einige meiner sogenannten Freunde wert sind. Adieu!

Tanner: Nein, nein, einen Augenblick. Ich habe etwas zu sagen, was ich Sie anzuhören bitte. Sie sieht ihn ohne die geringste Neugier an, wartet aber augenscheinlich darauf zu hören, was Tanner zu sagen hat, wobei sie ihren Handschuh anzieht. Ich stehe in dieser Angelegenheit vollkommen auf Ihrer Seite. Ich beglückwünsche Sie mit der aufrichtigsten Achtung dazu, daß Sie den Mut hatten, zu tun, was Sie getan haben. Sie sind vollkommen im Recht, und Ihre Familie ist vollkommen im Unrecht.

Sensation. Ann und Fräulein Ramsden erheben sich und wenden sich zu den beiden. Violet, noch überraschter als irgend einer der Anwesenden, vergißt ihren Handschuh und kommt verwirrt und ungehalten nach vorwärts in die Mitte des Zimmers. Octavius allein rührt sich nicht und hebt auch nicht den Kopf; er ist von Scham überwältigt.

Ann beschwört Tanner, vernünftig zu sein: Jack!

Fräulein Ramsden, beleidigt: Nun, ich muß sagen!

Violet, scharf zu Tanner: Wer hat Ihnen das gesagt?

Tanner: Nun, Ramsden und Tavy selbstverständlich. Warum hätten sie das nicht tun sollen?

Violet: Aber die wissen nichts.

Tanner: Was wissen sie nicht?

Violet: Ich meine, die wissen nicht, daß ich im Rechte bin.

Tanner: Oh, bei sich wissen sie es ganz gut, obgleich sie sich infolge ihrer dummen Vorurteile über Moral und Eigentum und so mancherlei verpflichtet glauben, Sie zu tadeln. Aber ich weiß es und die ganze Welt weiß es wahrhaftig auch, obgleich sie nicht wagt, es einzugestehen, daß Sie recht hatten, Ihrem Instinkt zu folgen; daß Lebenskraft und Mut die höchsten Eigenschaften sind, die eine Frau zieren können, und daß Mutterschaft die feierlichste Verwandlung der Frau in das Weib ist und daß die Tatsache, daß Sie nicht gesetzlich verheiratet sind, nicht imstande ist, Ihren eigenen Wert oder unsere wirkliche Verehrung für Sie herabzumindern.

Violet, rot vor Entrüstung: Oh! Sie halten mich also auch für ein schlechtes Frauenzimmer, wie die übrigen. Sie glauben nicht nur, daß ich gemein gewesen bin, sondern auch, daß ich Ihre erbärmlichen Anschauungen teile. Fräulein Ramsden: ich habe Ihre harten Worte geduldet, weil ich wußte, daß Sie nur die Wahrheit zu erfahren brauchten, um sie zurückzunehmen. Aber eine so entsetzliche Beleidigung, wie die, von Jack beglückwünscht zu werden, weil er mich für eine jener Erbärmlichen hält,

denen er zustimmt, werde ich mir nicht gefallen lassen. Ich habe meine Verheiratung um meines Gatten willen geheim gehalten, aber nun bestehe ich auf meinem Rechte, wie eine verheiratete Frau behandelt und nicht beleidigt zu werden.

Octavius erhebt seinen Kopf mit unaussprechlicher Befreiung: Du bist verheiratet!

Violet: Ja; und ich glaube, du hättest es erraten können. Was ist euch allen eingefallen, für abgemacht zu halten, daß ich kein Recht hätte, einen Ehering zu tragen? Nicht einer von euch hat mich auch nur danach gefragt. Das kann ich nicht vergessen.

Tanner, demoliert: Ich bin ganz zerschmettert. Ich habe es gut gemeint. Ich bitte um Entschuldigung — unterwürfig um Entschuldigung!

Violet: Ich hoffe, Sie werden in Zukunft vorsichtiger sein, bevor Sie solche Dinge sagen. Man nimmt Sie nicht ernst, aber Sie sind sehr unangenehm und ein wenig geschmacklos, wie mir scheint.

Tanner beugt sich vor, wie um dem Sturm standzuhalten: Ich bin unentschuldbar. Ich werde in Zukunft Besseres wissen, als die Partei einer Frau zu ergreifen. In Ihren Augen haben wir uns alle mit fürchterlicher Schmach beladen, mit Ausnahme von Ann, die treu zu Ihnen hielt. Um Anns willen vergeben Sie uns.

Violet: Ja; Ann ist sehr gut gewesen. Aber Ann wußte alles.

Tanner: Ah!

Fräulein Ramsden, steif: Und wer ist der Herr, wenn ich bitten darf, der seine Frau nicht anerkennt?

Violet, sofort: Das ist meine Sache, Fräulein Ramsden, und nicht die Ihre. Ich habe meine Gründe, meine Heirat für den Augenblick geheim zu halten.

Ramsden: Ich kann nichts sagen, als daß wir tief bedauern, Violet. Ich bin entsetzt, wenn ich darüber nachdenke, wofür wir Sie gehalten und als was wir Sie behandelt haben.

Octavius, linkisch: Verzeih mir, Violet, das ist alles, was ich sagen kann.

Fräulein Ramsden, noch immer abgeneigt, sich zu ergeben: Selbstverständlich, was Sie da sagen, rückt die Sache in ein ganz anderes Licht. Einerlei, ich bin es mir selbst schuldig gewesen, mich so zu benehmen.

Violet, sie scharf unterbrechend: Sie schulden mir eine Bitte um Verzeihung, Fräulein Ramsden: das ist's, was Sie uns beiden schulden, sich selbst und mir. Wären Sie eine verheiratete Frau, Sie würden auch nicht gern beim Hausbesorger sitzen und von jungen Mädchen und alten Damen, die keinerlei ernste Pflichten kennen, wie ein schlimmes Kind behandelt werden.

Tanner: Schlagen Sie uns nicht noch mehr nieder, Violet; wir liegen ohnedies schon am Boden.

Es scheint, wir haben uns wie Narren benommen; aber wahrhaftig, Sie waren es, die uns zum Narren hielt.

Violet: Ihre Sache war es keinesfalls, Jack.

Tanner: Nicht meine Sache! Nun, Ramsden hat mich beinahe angeklagt, daß ich sicherlich der unbekannte Herr gewesen sein dürfte.

Ramsden macht eine Bewegung ungestümer Verwahrung, aber Violets kühler, heftiger Ärger übergeht sie.

Violet: Sie? Oh, wie infam! Wie niederträchtig! Wie schmeichelhaft ihr alle über mich gesprochen habt! Wenn das mein Mann wüßte, er würde mir verbieten, jemals wieder mit irgend einem von euch ein Wort zu sprechen. Zu Ramsden: Ich glaube, Sie hätten mir das wahrhaftig ersparen können.

Ramsden: Aber ich versichere Ihnen, ich habe niemals behauptet — wenigstens ist es eine ungeheuerliche Verdrehung meiner Worte — daß —

Fräulein Ramsden: Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Roebuck. Sie hat alles selbst verschuldet. An ihr ist es, sich zu entschuldigen, denn sie hat uns hintergangen.

Violet: Ich kann nur Milderungsgründe für Sie finden, Fräulein Ramsden: Sie verstehen nicht, wie ich in dieser Angelegenheit fühle, obgleich ich von Leuten, die mehr Erfahrung haben, auch mehr Geschmack erwartet hätte. Wie dem auch sei, ich weiß ganz gut, daß Sie sich in eine sehr beklagenswerte Lage gebracht haben, und ich kann nach reiflicher

Überlegung nichts Besseres tun, als mich sofort zu entfernen. Guten Morgen. Sie geht und läßt die Anwesenden verblüfft zurück.

Fräulein Ramsden: Nun, ich muß sagen!

Ramsden, ärgerlich: Ich glaube nicht, daß sie ganz gerecht gegen uns ist.

Tanner: Sie müssen vor dem Ehering kapitulieren, wie wir alle, Ramsden. Das Maß unserer Schandtaten ist voll.

Vorhang

Zweiter Akt

Auf dem Fahrwege im Park eines Landhauses in der Nähe von Richmond ist ein Motorwagen niedergebrochen. Er steht einer Baumgruppe gegenüber, um die sich ein Weg nach dem Hause hinzieht, der teilweise zwischendurch sichtbar ist. Tanner, der auf dem Wege links vom Wagen steht, könnte eine ungehinderte Aussicht auf den Westwinkel des Hauses zu seiner Linken gewinnen, wenn er nicht viel zu sehr mit ein paar ausgestreckten Beinen, die in blauen Sergehosen stecken und unter der Maschine sichtbar werden, beschäftigt wäre. Er beobachtet sie gespannt, mit vorgebeugtem Rücken, die Hände auf die Kniee gestützt. Sein lederner Überrock und seine Schirmkappe kennzeichnen ihn als einen der abgestiegenen Passagiere.

Der Chauffeur: Aha, jetzt habe ich ihn.

Tanner: Alles in Ordnung?

Der Chauffeur: Alles in Ordnung.

Tanner bückt sich, erfaßt die Beine bei den Knöcheln und zieht ihren Eigentümer, der auf den Händen kriecht und einen Hammer im Munde hat, wie einen Schubkarren hervor. Es ist ein junger Mann in einem netten, blauen Sergeanzug, glatt rasiert, dunkeläugig, mit breiten Fingern, kurzem, gut gebürstetem, schwarzem Haar und ziemlich unregelmäßig skeptisch geformten Augenbrauen. Wenn er an dem Wagen herummanipuliert, werden seine Bewegungen zwar flink und plötzlich, aber dabei aufmerksam und überlegt. Tanner und Tanners Freunden gegenüber ist sein Benehmen nicht im geringsten ehrerbietig, sondern kühl und schweigsam, wodurch er sie ganz wirksam in einiger Entfernung hält, während er ihnen keinen Vorwand gibt, sich über ihn zu beklagen. Er hat nichtsdestoweniger eine recht zynische Art, sie im Auge zu behalten wie ein Mann, der die Schattenseiten des Lebens nur zu gut

kennt. Er spricht langsam und mit einem Anflug von Sarkasmus; und da er in seiner Sprechweise den englischen Gentleman keineswegs nachahmt, kann man annehmen, daß seine schmucke äußere Erscheinung ein Zeichen von Selbstachtung und Achtung für seine eigene Klasse und nicht für die Klasse, die ihn beschäftigt, bedeutet.

Er steigt nun in den Wagen, um seine Maschine zu prüfen und seine Kappe und seinen Überrock wieder anzuziehen. Tanner nimmt seinen ledernen Überrock ab und wirft ihn in den Wagen. Der Chauffeur oder Automobilist oder Motorführer oder wie sonst England ihn augenblicklich zu nennen sich entscheiden mag, sieht sich fragend um, während er dabei ist, seinen Hammer wegzuräumen.

Der Chauffeur: Sie haben jetzt genug davon, was?

Tanner: Ich könnte das Stückchen Wegs eigentlich ganz gut zu Fuß gehen, meine Beine ausstrecken und meine Nerven ein wenig beruhigen. Sieht auf die Uhr. Sie wissen doch, daß wir in einundzwanzig Minuten von Hyde-Park-Corner nach Richmond gefahren sind.

Der Chauffeur: Ich würde kaum fünfzehn gebraucht haben, wenn ich den ganzen Weg eine gute Straße vor mir gehabt hätte.

Tanner: Warum tun Sie das eigentlich? Aus Liebe zum Sport oder weil es Ihnen Spaß macht, Ihren unglücklichen Brotherrn mit Entsetzen zu erfüllen?

Der Chauffeur: Was fürchten Sie denn?

Tanner: Die Polizei, und mein Genick zu brechen, fürchte ich.

Der Chauffeur: Ja, wenn Sie ein behagliches Vorwärtskommen vorziehen, dann rate ich Ihnen, einen Omnibus zu nehmen. Das ist billiger. Sie bezahlen mich, damit ich Ihnen Zeit erspare und damit ich Ihnen das leiste, was einem Tausend-Pfund-Wagen entspricht. Er setzt sich ruhig nieder.

Tanner: Ich bin der Sklave dieses Wagens und der Ihre. Ich träume sogar des Nachts von diesem verdammten Automobil.

Der Chauffeur: Das wird sich bald geben. Falls Sie in das Haus hinaufgehen, darf ich fragen, wie lange Sie ausbleiben werden? Wenn Sie die Absicht haben sollten, den ganzen Morgen mit den Damen zu plaudern, will ich den Wagen unterbringen und mir's bequem machen. Wenn nicht, will ich hier solange auf und abfahren bis Sie wiederkommen.

Tanner: Es ist besser, Sie warten hier. Wir werden nicht lange ausbleiben. Ein junger Amerikaner, ein Herr Malone, wird erwartet. Er fährt Herrn Robinson in seinem neuen amerikanischen Dampfwagen hieher.

Der Chauffeur springt auf und kommt rasch aus dem Wagen heraus: Ein amerikanischer Dampfwagen! Was! Es gab ein Wettfahren mit uns von London bis hierher?

Tanner: Vielleicht sind sie schon hier.

Der Chauffeur: Wenn ich das gewußt hätte!

Mit tiefem Vorwurf: Warum haben Sie mir das nicht gesagt, Herr Tanner?

Tanner: Weil man mir erzählt hat, daß unser Wagen vierundachtzig Meilen in der Stunde zurücklegen kann, und ich schon wußte, wozu Sie fähig sind, wenn ein Konkurrenzwagen mit uns unterwegs ist. Nein, Henry: es gibt Dinge, die Sie besser nicht erfahren. Und das war so ein Ding. Einerlei, beruhigen Sie sich. Wir werden einen Tag ganz nach Ihrem Geschmack verbringen können. Der Amerikaner soll Herrn Robinson, seine Schwester und Fräulein Whitefield, und wir sollen Fräulein Rhoda führen.

Der Chauffeur, getröstet und in einen andern Gegenstand vertieft: Das ist die Schwester von Fräulein Whitefield, nicht wahr?

Tanner: Ja.

Der Chauffeur: Und Fräulein Whitefield selbst wird in dem andern Wagen fahren? Nicht mit Ihnen?

Tanner: Warum zum Teufel sollte sie mit mir fahren? Herr Robinson wird doch im andern Wagen sein. Der Chauffeur blickt Tanner mit kühler Ungläubigkeit an und wendet sich zum Wagen, eine volkstümliche Melodie leise vor sich hinpfeifend. Ein wenig geärgert, ist Tanner im Begriff bei diesem Thema zu verweilen, als er Octavius' Schritte auf dem Kiese hört. Octavius kommt aus dem Hause, zum Automobilfahren gekleidet, aber ohne Überrock. Wir haben das Rennen Gottseidank ver-

loren: da ist Herr Robinson. Nun, Tavy, ist das amerikanische Automobil ein Erfolg?

Octavius: Ich glaube, ja. Wir sind von Hyde-Park-Corner in siebzehn Minuten hergefahren. Der Chauffeur schlägt wütend, mit einem ärgerlichen Stöhnen, auf den Wagen. Wie lange hast du gebraucht?

Tanner: Ungefähr dreiviertel Stunden.

Der Chauffeur, sich dagegen verwahrend: Na, na, Herr Tanner, lassen Sie das! Kommen Sie jetzt. Wir hätten die Strecke leicht in weniger als fünfzehn Minuten zurücklegen können.

Tanner: Richtig, ich will euch bekannt machen. Herr Octavius Robinson: Herr Enry Straker.

Straker: Erfreut Ihre Bekanntschaft zu machen. Herr Tanner hält Sie zum Besten mit seinem Enry Straker. Sie sprechen es Henery. Aber mir ist's einerlei, seien Sie willkommen.

Tanner: Du hältst es einfach für geschmacklos, ihn zu necken, Tavy. Aber du irrst. Dieser Mann gibt sich mehr Mühe sein H fallen zu lassen, als sein Vater sich jemals Mühe gegeben hat, es zu bekommen. Er prunkt mit der Schaustellung seines gesellschaftlichen Ranges. Ich bin noch keinem Menschen begegnet, der von so großem Klassenstolz aufgebläht gewesen wäre, wie Enry es ist.

Straker: Gemach, gemach! Mäßigen Sie sich etwas, Herr Tanner.

Tanner: Mäßigen Sie sich etwas! Hörst du, Tavy? Du würdest mir sagen, ich soll es leicht

nehmen. Aber dieser Bursche hat eine Erziehung genossen. Und was mehr ist, er weiß, daß wir das von uns nicht sagen können. Wie war das doch mit Ihrer Gemeindeschule, Straker?

Straker: Sherbrooke Road.

Tanner: Sherbrooke Road! Würde irgend einer von uns in diesem Ton des intellektuellen Sarkasmus Rugby sagen! oder Harrow! oder Eton! Sherbrooke Road ist ein Ort, wo die Knaben etwas lernen: Eton ist eine Aufbewahrungsanstalt für Knaben, die man dorthin schickt, weil sie zu Hause nicht gut tun und weil sie dann im Leben, wann immer von einem Herzog die Rede ist, ihn als Schulkameraden für sich in Anspruch nehmen können.

Straker: Davon verstehen Sie nichts, Herr Tanner. Nicht auf die Gemeindeschule kommt es an, sondern auf das Polytechnikum.

Tanner: Das ist seine Universität gewesen, Octavius. Nicht Oxford, Cambridge, Durham, Dublin oder Glasgow. Nicht einmal eins unsrer Hundelöcher in Wales. Nein, Tavy. Regent Street, Chelsea, Borough — ich kenne nicht die Hälfte der verdammten Namen: dies sind seine Universitäten, nicht bloß Läden, in denen Einschränkungen verkauft werden, wie die unsern. Sie verachten Oxford, nicht wahr?

Straker: Nein, das tu ich nicht. Wie mich dünkt, ist Oxford ein sehr hübscher Ort für Leute, die solche Orte lieben. Man lehrt einen dort, wie man ein

Gentleman wird. Im Polytechnikum lehrt man einen, wie man Ingenieur oder Ähnliches wird.

Tanner: Das ist Sarkasmus, Tavy, Sarkasmus! Oh, wenn du nur in Enrys Seele die Tiefe seiner Verachtung für einen Gentleman lesen könntest, seinen arroganten Stolz darauf, daß er Ingenieur ist, du würdest erschrecken. Er sähe den Wagen sicherlich gerne niederbrechen, nur weil das meine wohlerzogene Hilflosigkeit und seine tatkräftige, hilfsfähige Geschicklichkeit an den Tag brächte.

Straker: Machen Sie sich nichts daraus, Herr Robinson. Er spricht gerne. Das versteht sich unter uns, nicht wahr? Wie könnte ich zu so etwas fähig sein?

Octavius, ernst: Aber es liegt schließlich eine große Wahrheit in dem, was er sagt. Ich glaube sehr stark an die Würde der Arbeit.

Straker, auf den das keinerlei Eindruck macht: Das kommt daher, weil Sie nie irgendeine Arbeit verrichtet haben, Herr Robinson. Mein Geschäft ist es, flott drauf loszufahren. Sie werden aus mir und meiner Maschine mehr Arbeit herauskriegen als aus zwanzig Arbeitern, und soviel trinken tu ich auch nicht.

Tanner: Um des Himmels willen, Tavy, laß dich nicht darauf ein, mit ihm über Nationalökonomie zu sprechen. Auf dem Gebiete weiß er alles, und wir wissen nichts. Du bist nur ein poetischer Sozialist, Tavy; er ist ein wissenschaftlicher.

Straker, unbekümmert: Ja. Unsere Unterhaltung

läßt sich sehr gut an. Aber ich habe nach meinem Wagen zu sehen. Und die Herren wollen über die Damen sprechen. Ich weiß. Er zieht sich zurück, macht sich am Wagen zu schaffen; und bald darauf dampft er ab, gegen das Haus zu.

Tanner: Das ist eine sehr bedeutungsvolle soziale Erscheinung.

Octavius: Wer?

Tanner: Straker. Da haben wir literarische und kultivierte Leute jahrelang die „neue Frau" propagiert, wann immer irgend ein auffallendes altmodisches Weibchen des Weges kam, ohne die Ankunft des „neuen Mannes" zu bemerken. Straker ist der „neue Mann."

Octavius: Ich kann nichts neues an ihm entdecken, nur die Art, wie du dich über ihn lustig machst, ist neu. Aber über ihn möchte ich jetzt gerade nicht sprechen. Ich möchte mit dir über Ann sprechen.

Tanner: Straker hat sogar das gewußt. Er hat es wahrscheinlich am Polytechnikum gelernt. Nun also, was gibt's mit Ann? Hast du um sie angehalten?

Octavius, mit Selbstvorwürfen: Ich war dumm genug, das gestern abend zu tun.

Tanner: Dumm genug. Wie meinst du das?

Octavius, dithyrambisch: Jack, wir Männer sind alle brutal; wir verstehen das erlesene Zartgefühl der

Frauen niemals. Wie konnte ich nur so etwas tun?

Tanner: Was hast du denn getan? du sentimentaler Idiot!

Octavius: Ja, ich bin ein Idiot. Jack, wenn du ihre Stimme gehört, wenn du ihre Tränen gesehn hättest! Die ganze Nacht habe ich wachgelegen und daran gedacht. Wenn sie mir Vorwürfe gemacht hätte, ich würde es leichter ertragen haben.

Tanner: Tränen! das ist gefährlich. Was hat sie gesagt?

Octavius: Sie hat mich gefragt, wie ich nur glauben könnte, sie sei fähig, jetzt an irgend etwas anderes als an ihren teuren Vater zu denken. Sie stieß einen Seufzer aus — Er bricht zusammen.

Tanner klopft ihn auf den Rücken: Trage es wie ein Mann, Tavy, selbst wenn du's wie ein Esel empfinden solltest. Es ist die alte Leier, sie hat es noch nicht satt, mit dir zu spielen.

Octavius, ungeduldig: Oh, sei kein Narr, Jack. Glaubst du, daß dein widerlicher ewiger Zynismus nur den geringsten Eindruck auf eine Natur wie die ihre machen kann?

Tanner: Hm! hat sie sonst noch etwas gesagt?

Octavius: Ja; und das ist der Grund, warum ich uns — mich und sie — deinem Spott aussetze und dir sage, was vorgefallen ist.

Tanner, reuig: Mein lieber Tavy, ich spotte nicht,

bei meiner Ehre. Wie dem auch sein mag, fahre fort.

Octavius: Ihr Pflichtgefühl ist so innig, so tief, so —

Tanner: Ja, ich weiß. Weiter, weiter!

Octavius: Siehst du, nach der neuen Vereinbarung seid ihr, du und Ramsden, ihre Vormünder; und sie glaubt nun, daß all ihre Pflichten gegen ihren Vater jetzt auf euch übertragen werden müssen. Sie sagte, sie sei der Ansicht, daß ich vor allem mit euch beiden hätte sprechen müssen. Andrerseits finde ich es doch auch etwas übertrieben, daß ich zu dir kommen und dich förmlich bitten soll, als Bewerber um die Hand deines Mündels auftreten zu dürfen.

Tanner: Es freut mich, daß die Liebe deinen Sinn für Humor nicht vollständig ausgerottet hat, Tavy.

Octavius: Diese Antwort wird ihr nicht genügen.

Tanner: Meine offizielle Antwort ist klipp und klar: „Der Himmel segne euch, meine Kinder: mögt ihr glücklich werden!“

Octavius: Ich wünschte, du hörtest auf, dich über uns lustig zu machen. Wenn du's nicht ernst nimmst — ich meine es unbedingt ernst.

Tanner: Du weißt sehr gut, daß Ann ebenso frei wählen kann, wie du.

Octavius: Sie denkt nicht so.

Tanner: Oh, wirklich nicht! wahrhaftig! Immerhin, sag' was du wünschest, das ich tun soll.

Octavius: Ich wünsche, du sollst ihr ernst und aufrichtig sagen, wie du über mich denkst. Ich wünsche, daß du ihr sagst, daß du sie mir anvertrauen kannst — das heißt, wenn du fühlst, daß du es kannst.

Tanner: Ich zweifle nicht daran, daß ich sie dir anvertrauen kann. Was mich quält, ist der Zweifel, ob ich dich ihr anvertrauen kann. Hast du Maeterlincks Buch über die Bienen gelesen?

Octavius, seinen Unmut schwer zurückhaltend: Ich spreche jetzt nicht über Literatur.

Tanner: Habe nur ein wenig Geduld mit mir. Auch ich spreche nicht über Literatur. Das Buch über die Bienen ist Naturgeschichte. Es ist eine erhabene Lehre für die Menschheit. Du glaubst, daß du Anns Freier bist, daß du der Verfolger und sie die Verfolgte ist, daß es deine Sache ist, zu werben, zu überzeugen, zu siegen, zu überwältigen. Narr! Du bist der Verfolgte, der Gezeichnete, die ausersehene Beute, das zur Strecke gebrachte Wild. Du brauchst nicht dazusitzen und schmachtend durch die Drähte der Falle nach dem Köder zu sehen: die Tür steht weit offen und wird geöffnet bleiben, bis sie hinter dir für immer zufallen wird.

Octavius: Ich wünschte, daß ich das glauben dürfte, so erbärmlich du mir es auch darstellst.

Tanner: Bedenke, Mensch, was hat sie im Leben anderes zu tun als sich einen Mann auszusuchen? Es ist der Beruf der Frau, sich so schnell als möglich zu verheiraten, und der des Mannes, solange als möglich ledig zu bleiben. Du hast deine Gedichte und deine Tragödien, an denen du arbeiten kannst; Ann hat nichts.

Octavius: Ich kann nicht ohne Begeisterung schreiben, und niemand kann mir die geben, mit Ausnahme von Ann.

Tanner: Nun, wäre es da nicht besser, du erhieltest sie wenigstens in sicherer Entfernung von Ann? Petrarca hat Laura nicht so oft gesehen wie du jetzt Ann siehst, noch Dante seine Beatrice, und trotzdem haben sie Poesie ersten Ranges geschrieben, wenigstens höre ich das allgemein. Sie haben ihr Idol niemals dem Prüfstein einer häuslichen Vertraulichkeit ausgesetzt und haben es sich so bis zum Tode erhalten. Heirate Ann, und am Ende einer Woche wird sie dich nicht mehr begeistern können als ein geröstetes Butterbrot.

Octavius: Du glaubst, ich werde ihrer überdrüssig werden?

Tanner: Durchaus nicht; man wird des Butterbrots nicht überdrüssig, aber es gibt einem keine Begeisterung; und so wird auch sie dir keine geben, sobald sie aufhört, der Traum eines Poeten zu sein, und ein tüchtiges, greifbares Weib wird. Du wirst dann gezwungen sein, dich nach andern

Frauen umzusehn, und dann wird der Lärm losgehn.

Octavius: Es ist zwecklos so zu sprechen, Jack. Du verstehst das nicht. Du warst nie verliebt.

Tanner: Ich! Ich habe noch nie aufgehört, verliebt zu sein. Ich bin sogar auch in Ann verliebt. Aber ich bin weder der Sklave der Liebe, noch ihr Narr. Geh hin zur Biene, du Dichter: sieh' ihre Weise an und lerne. Beim Himmel, Tavy, wenn die Frauen ohne unsere Arbeit auskommen könnten und wir das Brot ihrer Kinder äßen, statt es zu schaffen, sie würden uns töten, wie die Spinnen ihre Männchen oder wie die Bienen die Drohnen töten. Und sie täten recht daran, wenn wir zu nichts anderm als zur Liebe gut wären.

Octavius: Ah, wären wir nur gut genug zur Liebe! Es gibt nichts der Liebe Ähnliches, es gibt nichts anderes als Liebe. Ohne sie wäre die Welt ein gemeiner, entsetzlicher Traum.

Tanner: Und das — das ist der Mann, der mich bittet, ihm die Hand meines Mündels zu geben! Tavy, ich glaube, wir sind in der Wiege vertauscht worden, und du bist der echte Abkömmling Don Juans.

Octavius: Ich bitte dich, Ann nichts dergleichen zu sagen.

Tanner: Sei unbesorgt. Sie hat dich als ihr Eigentum gezeichnet, und nichts wird sie abhalten können. Du bist verloren. Strater kommt mit einer

Zeitung zurück. Da kommt der neue Mann, er demoralisiert sich wie gewöhnlich mit einem Sechserblatt.

Straker: Würden Sie glauben, Herr Robinson, daß wir zwei Zeitungen mitnehmen, wenn wir ausfahren, für ihn die Times, den Leader oder das Echo für mich. Und glauben Sie, daß ich meine Zeitung jemals zu Gesicht bekomme? Fast nie. Er schnappt mir den Leader fort, und ich kann mich dann mit seiner Times vollstopfen.

Octavius: Stehen die Sieger nicht in der Times?

Tanner: Enry kümmert sich nicht um Wetten, Tavy. Automobil-Rekords sind seine Schwäche. Was gibt es Neues?

Straker: Von Paris nach Biskra mit der Durchschnittsgeschwindigkeit von vierzig Meilen in der Stunde, das Mittelmeer nicht gerechnet.

Tanner: Wieviel Tote gab's?

Straker: Zwei dumme Schafe. Was liegt daran? Schafe kosten nicht so viel. Die Leute waren froh, Geld dafür zu bekommen, ohne sie dem Fleischhauer verkaufen zu müssen. Einerlei, es wird nächstens eine Klage erhoben werden, und dann wird die französische Regierung allem ein Ende machen, und unsere Gelegenheit wird vorüber sein. Sehn Sie, das ist's, was mich ganz verrückt macht; Herr Tanner will kein gehöriges Tempo fahren, so lange er's noch darf.

Tanner: Tavy, erinnerst du dich noch an meinen Onkel Jakob?

Octavius: Ja. Warum?

Tanner: Onkel Jakob hatte eine Köchin ersten Ranges. Er konnte nichts verdauen, was nicht diese Künstlerin gekocht hätte. Der arme Mann war menschenscheu und haßte Gesellschaften. Aber seine Köchin war stolz auf ihr Talent und wollte für Prinzen und Gesandte Diners zubereiten! Um sie nicht zu verlieren, war der arme alte Mann gezwungen, zweimal im Monat ein großes Diner zu geben und Verlegenheitsqualen zu erdulden. Nun, hier siehst du mich und dort diesen Burschen Enry Straker, den neuen Mann. Ich verabscheue das Reisen, aber ich mag Enry gut leiden. Ihm ist alles Nebensache, wenn er nur in einem Lederrock und mit Brillen, zwei Zoll hoch mit Staub bedeckt, sechzig Meilen die Stunde mit Gefährdung meines und seines Lebens herumrasen kann. Abgesehen von der Zeit natürlich, in der er im Kot auf dem Rücken unter der Maschine liegt, um herauszukriegen, was nicht in Ordnung ist. Nun, wenn ich ihm nicht wenigstens einmal in vierzig Tagen eine Fahrt von tausend Meilen bewillige, werde ich ihn verlieren. Er wird mir kündigen und zu irgend einem amerikanischen Millionär gehen, und ich werde mich mit einem netten, ehrerbietigen Gärtnerburschen zufrieden geben müssen, der seinen Hut berühren und den Platz kennen wird, den er einzunehmen hat. Ich

bin Enrys Sklave, genau wie Onkel Jakob der Sklave seiner Köchin war.

Straker, außer sich: Zum Henker! Ich wollte, ich hätte ein Auto, das so schnell fahren könnte, wie Sie sprechen, Herr Tanner. Ich sage nur, daß Sie an einem Auto Geld sparen, falls Sie seine Leistungsfähigkeit auszunützen verstehen. Sie könnten sich ebensogut eines Kinderwagens und einer Amme bedienen und darin herumgondeln, statt dieses Automobils und meiner, wenn Sie es nicht verstehen, uns bis auf die letzte Meile auszunützen.

Tanner, besänftigend: Ganz richtig, Enry, ganz richtig. Wir werden gleich für eine halbe Stunde ausfahren.

Straker, angewidert: Eine halbe Stunde! Er kehrt zu seiner Maschine zurück, setzt sich in den Wagen und wendet die letzte Seite seiner Zeitung um, auf der Suche nach weitern Neuigkeiten.

Octavius: Richtig, beinahe hätte ich vergessen, daß ich für dich einen Brief von Rhoda habe. Er reicht Tanner einen Brief.

Tanner öffnet ihn: Ich glaube, daß Rhoda einen Anlaß sucht, sich mit Ann zu entzweien. In der Regel gibt es nur einen Menschen, den ein englisches Mädchen noch mehr als seine Mutter haßt, und das ist die älteste Schwester. Aber Rhoda hat ihre Mutter ganz bestimmt lieber als Ann — Sie — Entrüstet: Oh, was bedeutet das?!

Octavius: Was ist denn los?

Tanner: Rhoda wäre gern mit mir im Auto ausgefahren. Sie sagt, Ann habe ihr das verboten.

Straker beginnt plötzlich mit merklicher Absichtlichkeit seine Lieblingsmelodie zu pfeifen. Überrascht über diesen Ausbruch lerchenhafter Fröhlichkeit und verletzt durch ihren sardonischen Ton, wenden sich Tanner und Octavius um und sehen ihn fragend an. Aber er ist mit seiner Zeitung beschäftigt, und ihre Bewegung ruft keinerlei Wirkung hervor.

Octavius faßt sich wieder: Gibt sie irgend einen Grund an?

Tanner: Grund! Eine Beleidigung ist kein Grund. Ann verbietet ihr aus was immer für einem Anlaß, mit mir allein zu sein. Sie sagte ihr, ich sei nicht der Mensch, mit dem ein junges Mädchen verkehren dürfe. Was hältst du jetzt von deinem Idol?

Octavius: Du mußt bedenken, daß sie eine sehr große Verantwortung hat, seit ihr Vater tot ist. Frau Whitefield ist zu schwach, Rhoda zu beaufsichtigen.

Tanner starrt ihn an: Kurz, du bist mit Anns Vorgehen einverstanden?

Octavius: Nein, aber ich glaube, sie zu verstehn. Du mußt zugeben, daß deine Ansichten kaum zur Bildung des Geistes und Charakters eines jungen Mädchens taugen.

Tanner: Ich gebe nichts dergleichen zu; ich gebe zu, daß man den Geist und den Charakter einer jungen Dame gewöhnlich dadurch bildet, daß man

ihr Lügen erzählt; aber ich verwahre mich gegen die besondere Lüge, daß ich die Gewohnheit hätte, die Vertraulichkeit junger Mädchen zu mißbrauchen.

Octavius: Ann hat das doch nicht behauptet, Jack?

Tanner: Was denn sonst meint sie?

Straker erblickt Ann, die aus dem Hause kommt: Fräulein Whitefield, meine Herren! Er schwingt sich vom Sitz herab und trollt sich den Weg hinunter, mit der Art eines Menschen, der weiß, daß er nicht länger gewünscht wird.

Ann kommt zwischen Octavius und Tanner: Guten Morgen, Jack. Ich komme Ihnen zu sagen, daß die arme Rhoda wieder einmal Migräne bekommen hat und deshalb heute mit Ihnen nicht im Auto ausfahren kann. Es ist eine grausame Enttäuschung für das arme Kind!

Tanner: Was sagst du jetzt, Tavy?

Octavius: Du kannst das doch nicht mißverstehen, Jack. Ann beweist dir die gütigste Rücksichtnahme, selbst auf die Gefahr hin, dich zu hintergehen.

Ann: Was meinen Sie?

Tanner: Möchten Sie Rhodas Kopfschmerzen gerne heilen, Ann?

Ann: Natürlich.

Tanner: Dann sagen Sie ihr, was Sie mir jetzt eben gesagt haben, und fügen hinzu, daß Sie ungefähr zwei Minuten, nachdem ich Rhodas Brief erhalten und gelesen hatte, gekommen sind.

Ann: Rhoda hat Ihnen geschrieben!

Tanner: Mit allen Einzelheiten.

Octavius: Achten Sie nicht auf ihn, Ann. Sie hatten recht — vollkommen recht. Ann hat nur ihre Pflicht getan, Jack; und du weißt das ganz gut. Und noch dazu auf die gütigste Art.

Ann geht zu Octavius: Wie gut Sie sind, Tavy! Wie hilfreich! Wie gut Sie mich verstehen!

Octavius lächelt.

Tanner: Oh, die Schlange ringelt sich ja immer enger um deinen Hals. Du liebst sie, Tavy, nicht wahr?

Octavius: Sie weiß, daß ich sie liebe.

Ann: Still! Schämen Sie sich, Tavy!

Tanner: Oh, bitte, laßt euch nicht stören. Ich bin Ihr Vormund, Ann, und lasse Sie für die nächste Stunde unter Tavys Schutz. Ich verschwinde im Automobil.

Ann: Nein, Jack. Ich muß mit Ihnen über Rhoda sprechen. Ricky, wollen Sie so gut sein, ins Haus zurückzugehn und Ihren amerikanischen Freund unterhalten? Er steht Mama so früh am Morgen im Wege. Sie möchte sich ihren häuslichen Obliegenheiten widmen.

Octavius: Ich fliege, teuerste Ann. Er küßt ihr die Hand.

Ann, zärtlich: Ricky! Ticky! Tavy!

Er sieht Ann mit einem vielsagenden Erröten an und läuft davon.

Tanner, derb: Nun will ich Ihnen etwas sagen, Ann. Diesmal sind Sie aufgesessen. Und wenn Tavy nicht so rettungslos in Sie verliebt wäre, so wüßte er jetzt, daß Sie eine unverbesserliche Lügnerin sind.

Ann: Sie mißverstehen, Jack. Ich habe nicht gewagt, Tavy die Wahrheit zu sagen.

Tanner: Nein, Ihr Wagemut bewegt sich gewöhnlich in der entgegengesetzten Richtung. Was zum Teufel ist Ihnen eingefallen, Rhoda zu sagen, daß ich zu lasterhaft sei, mit ihr zu verkehren? Wie kann ich je wieder menschliche oder schickliche Beziehungen mit ihr anknüpfen, wo Sie ihr Gemüt auf diese erbärmliche Weise vergiftet haben!

Ann: Ich weiß, Sie sind unfähig, sich schlecht zu betragen.

Tanner: Warum haben Sie Rhoda dann angelogen?

Ann: Das mußte ich.

Tanner: Sie mußten?

Ann: Die Mutter hat mich dazu gezwungen.

Tanner, sein Auge leuchtet: Das hätt ich mir denken können. Die Mutter! Immer die Mutter!

Ann: Ihr schreckliches Buch war an allem schuld. Sie wissen, wie furchtsam Mutter ist. Alle furchtsamen Frauen sind förmlich, wir müssen förmlich sein, Jack, oder wir werden so grausam mißverstanden. Selbst Sie, der Sie ein Mann sind, Sie können nicht sagen, was Sie denken, ohne mißver-

ſtanden und geſchmäht zu werden; ja, ich geb es zu: ich mußte Sie in Rhodas Augen herabſetzen. Wünſchen Sie, daß meine arme Schweſter auf die gleiche Weiſe mißverſtanden und herabgeſetzt werde? Wäre es recht von Mama, ſie einer ſolchen Behandlung auszuſetzen, bevor ſie alt genug iſt, ſich ihr Urteil ſelbſt zu bilden?

Tanner: Kurz, Mißverſtändniſſe kann man nur vermeiden, indem man lügt und verleumdet und nach Kräften ſchlimme Andeutungen macht. Das iſt es, worauf Ihre Folgſamkeit Ihrer Mutter gegenüber hinausläuft.

Ann: Ich liebe meine Mutter, Jack.

Tanner redet ſich ſelbſt in ſozialwiſſenſchaftliche Wut hinein: Iſt das ein zureichender Grund dafür, daß Sie Ihre Seele nicht Ihr Eigen nennen? Oh, ich proteſtiere gegen dieſe niedrige Unterjochung der Jugend durch das Alter. Betrachten Sie einmal die moderne Geſellſchaft, wie Sie ſie kennen. Was gibt ſie vor zu ſein? Ein erleſener Nymphentanz. Was iſt ſie? Eine ſchreckliche Wallfahrt erbärmlicher Mädchen, die ſich in den Klauen zyniſcher, durchtriebener, geiziger, enttäuſchter, unwiſſender, aber erfahrener, geiſtig verdorbener, alter Weiber befinden, die ſie Mutter nennen und deren Aufgabe darin beſteht, ihren Geiſt zu verderben und ſie dem Höchſtbietenden zu verkaufen. Warum heiraten die unglücklichen Sklavinnen lieber den Erſtbeſten, wie alt und gemein er auch ſein mag, als daß ſie gar

nicht heiraten? Weil die Ehe ihr einziges Mittel ist, diesen alten Furien zu entkommen, die ihre selbstsüchtigen Strebereien, ihren eifersüchtigen Haß gegen junge Nebenbuhlerinnen unter der Maske mütterlicher Pflicht und Familienzärtlichkeit verbergen. Das ist nichtswürdig! Die Stimme der Natur verlangt die Fürsorge eines Vaters für die Töchter und die Fürsorge der Mutter für die Söhne! Das Gesetz, das für Vater und Sohn und für Mutter und Tochter gilt, ist nicht das Gesetz der Liebe. Es ist das Gesetz der Empörung, der Emanzipation, der endgültige Ersatz der Alten und Abgenutzten durch die Jungen und Fähigen. Ich sage Ihnen, die erste Pflicht des Mannes und des Weibes ist eine Unabhängigkeitserklärung; der Mann, der für seines Vaters Autorität eintritt, ist kein Mann; die Frau, die für die Autorität ihrer Mutter eintritt, ist ungeeignet, einem freien Volke Bürger zu gebären.

Ann beobachtet ihn mit ruhiger Neugier: Ich glaube, Sie werden sich eines Tages ernstlich der Politik zuwenden, Jack.

Tanner, ganz ausgepumpt: Eh? Was? Was —? Er sucht seine zerstreuten Gedanken wieder zusammen. Was hat das mit dem eben Gesagten zu tun?

Ann: Sie sprechen so gut.

Tanner: Sprechen! Sprechen! Ihnen bedeutet das nichts als „sprechen". Nun gut, kehren Sie zu Ihrer Mutter zurück und helfen ihr, Rhodas Vor-

stellung vergiften, wie sie die Ihrige vergiftet hat. Die zahmen Elefanten lieben die Zähmung der wilden.

Ann: Ich mache Fortschritte. Gestern war ich eine Boa constrictor, heute bin ich ein Elefant.

Tanner: Nein! darüber will ich nicht scherzen. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.

Ann: Sie sind so entsetzlich unvernünftig und widerspenstig. Was kann ich denn machen?

Tanner: Machen! Brechen Sie Ihre Ketten. Gehen Sie den Weg, den Ihnen Ihr eigenes Gewissen, und nicht den Weg, den Ihre Mutter Ihnen vorschreibt. Reinigen und kräftigen Sie Ihren Geist und lernen sich an einer schnellen Fahrt im Automobil erfreuen, anstatt nichts anderes darin zu sehen, als einen Vorwand für ein widerliches Ränkespiel. Kommen Sie mit mir hinüber nach Algier und Biskra — sechzig Meilen in der Stunde. Fahren wir gerade aus nach dem Kap, wenn Sie wollen. Das wäre eine echte Unabhängigkeitserklärung. Sie können hinterher darüber ein Buch schreiben. Das wird Ihrer Mutter den Rest geben und ein Weib aus Ihnen machen.

Ann, nachdenklich: Ich glaube wahrhaftig nicht, daß da etwas dabei wäre, Jack. Sie sind mein Vormund; Sie nehmen den Platz meines Vaters ein, auf seinen eigenen Wunsch. Niemand könnte auch nur ein Wort gegen unser gemeinsames Reisen ein-

zuwenden haben. Es wäre entzückend. Ich danke Ihnen tausendmal, Jack. Ich will mitkommen.

Tanner, entsetzt: Sie wollen mitkommen!!!

Ann: Natürlich.

Tanner: Aber — Er hält äußerst niedergeschlagen inne, dann sagt er mit schwacher Stimme: Nein, Ann, sehen Sie: wenn nichts dabei ist, dann sehe ich nicht ein, warum Sie es tun sollen.

Ann: Wie überspannt Sie sind! Sie wollen mich nicht kompromittieren, nicht wahr nein?

Tanner: Ja; das ist der ganze Sinn meines Vorschlags.

Ann: Sie sprechen den größten Unsinn und sind sich dessen bewußt. Sie würden nie das geringste tun, was mir schaden könnte.

Tanner: Nun, wenn Sie nicht kompromittiert zu werden wünschen, dann kommen Sie lieber nicht mit.

Ann, mit einfachem Ernst: Doch, ich werde mitkommen, Jack, da Sie es wünschen. Sie sind mein Vormund, und ich glaube, wir sollten einander öfter sehen und einander besser kennen lernen. Dankbar: Es ist sehr klug und sehr gütig von Ihnen, Jack, mir diese entzückenden Ferien anzubieten, namentlich nach dem, was ich über Rhoda gesagt habe. Sie sind wirklich gut, viel besser als Sie glauben. Wann brechen wir auf?

Tanner: Aber —

Das Gespräch wird durch Frau Whitefields Ankunft

aus dem Hause unterbrochen. Hector Malone begleitet sie, und Ramsden und Octavius folgen ihr.

Hector Malone ist Ostamerikaner, aber er schämt sich seiner Nationalität durchaus nicht. Das veranlaßt die feine englische Welt, gut von ihm zu denken. Sie erkennt einen jungen Mann in ihm, der männlich genug ist, einen offenbaren Nachteil einzugestehen, ohne den leisesten Versuch, ihn zu verbergen oder zu bemänteln. Die Leute fühlen, daß man ihn nicht für das leiden lassen sollte, was offenbar nicht seine Schuld ist, und machen sich's zur Pflicht, besonders gütig gegen ihn zu sein. Sein ritterliches Benehmen gegen Frauen und seine erhabenen moralischen Gefühle berühren, da sie nicht verlangt werden und ungewöhnlich sind, vielleicht ein wenig kläglich; und obgleich die Engländer seine leichte humoristische Ader ziemlich unterhaltend finden, sobald sie einmal aufgehört hat, sie zu verwirren (wie dies zuerst der Fall ist), haben sie ihm doch begreiflich machen müssen, daß er wirklich keine Anekdoten erzählen dürfe, falls sie nicht streng persönlich und anständig seien, und auch daß Beredsamkeit eine Gabe sei, die von einem roheren Strande der Zivilisation herrührt als der es ist, an den ihn seine Wanderung nun gelandet hat. Hektor ist aber diesbezüglich nicht so ganz überzeugt; er glaubt noch immer, daß die Briten geneigt sind, sich ihre Dummheiten zu Verdiensten anzurechnen und ihre verschiedenen Mängel als Sache der guten Erziehung darzustellen. Das englische Leben scheint ihm an einem Mangel erbaulicher Rhetorik (die er moralischen Ton nennt) zu leiden, das englische Benehmen einen Mangel an Achtung gegen die Weiblichkeit an den Tag zu legen. Die Ausdrucksweise der englischen Gesellschaft findet er dermaßen schlicht, daß sie sich gelegentlich bis zu unerträglicher Derbheit steigert, und der englische Umgang scheint ihm Belebung durch Spiele, Geschichten und andere Unterhaltungen zu benötigen, die nur den Zweck haben, die Zeit totzuschlagen; darum ist er keineswegs gesonnen, ich diese Defekte anzueignen, nachdem er sich große Mühe gegeben hat, sich in vorzüglicher Weise zu bilden, bevor er sich über

den Atlantischen Ozean gewagt hat. Dieser seiner Bildung und Kultur gegenüber findet er die Engländer entweder total gleichgültig, wie sie gewöhnlich jeder Kultur gegenüber sind, oder aber höflich ausweichend, denn die Wahrheit ist, daß Hektors Bildung in nichts anderem, als in der Sättigung durch unsere literarische Ausfuhrware besteht, die dreißig Jahre alt ist und von ihm wieder zurückimportiert und jeden Augenblick ausgepackt und bei jeder Gelegenheit, über englische Literatur, Wissenschaft und Kunst zu sprechen, den Leuten an den Kopf geschleudert wird. Die Bestürzung, die er gelegentlich solcher Ausfälle stiftet, bestärkt ihn in seinem Glauben, daß er England bilden hilft. Wenn er Leute findet, die harmlos über Anatole France und Nietzsche plaudern, sucht er sie mit Matthew Arnold heim, dem Autokraten des Frühstückstisches, und sogar mit Macaulay; und da er im Grunde inbrünstig religiös ist, führt er die Unbedachtsamen durch humoristische Verspottung zuerst dazu, die volkstümliche Theologie aus dem Spiele zu lassen, wenn sie mit ihm über moralische Fragen diskutieren, und verwirrt sie dann, indem er fragt, ob die Erfüllung seiner Lebensideale nicht augenscheinlich des Allmächtigen Wille gewesen sei, indem er ehrliche Männer und reine Frauen geschaffen habe. Die einnehmende Frische seiner Persönlichkeit und die vernichtende Schalheit seiner Bildung machen es äußerst schwer, zu entscheiden, ob er gekannt zu werden verdient, denn während seine Gesellschaft unleugbar angenehm und belehrend wirkt, ist, intellektuell gesprochen, nichts Neues an ihm zu entdecken, insbesondere da er die Politik verachtet und es sorgfältig vermeidet, von Handelsgeschäften zu sprechen, auf welchem Gebiete er wahrscheinlich seinen englischen kapitalistischen Freunden weit voraus ist. Er kommt am besten mit romantischen Christen aus, die der Sekte der Liebesfanatiker angehören; daher die Freundschaft, die sich zwischen ihm und Octavius gebildet hat. Der äußern Erscheinung nach ist Hektor Malone ein gut gebauter, junger Mann von vierundzwanzig Jahren, mit einem kurzen, hübsch zugestutzten, schwarzen Bart,

klaren, wohlgeformten Augen und einer einschmeichelnden Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Er ist, vom modernen Standpunkt aus, tadellos gekleidet. Während er mit Frau Whitefield vom Hause her den Fahrweg entlang kommt, bemüht er sich emsig, angenehm und unterhaltend zu sein, wodurch er ihrem schwachen Verstande eine Bürde auferlegt, die sie nicht zu tragen imstande ist. Ein Engländer würde sie in Ruhe lassen und Langeweile und Gleichgültigkeit als ihr gemeinsames Los hinnehmen, denn die arme Dame *will* entweder in Ruhe gelassen werden, oder sie verlangt, daß man sie über die Dinge schwatzen lasse, die sie interessieren.
Ramsden schlendert, den Motorwagen zu besehen, nach der andern Seite hinüber. Octavius gesellt sich zu Hektor.

Ann, auf ihre Mutter freudig zustürzend: Oh Mama, denk' nur? Jack will mich in seinem Automobil nach Nizza führen. Ist das nicht entzückend? Ich bin das glücklichste Mädchen Londons.

Tanner, verzweifelt: Frau Whitefield verwahrt sich dagegen. Ich bin überzeugt, daß sie sich dagegen verwahren wird. Nicht wahr, Ramsden?

Ramsden: Ich sollte wohl meinen!

Ann: Du hast nichts dagegen, nicht wahr nein, Mama?

Frau Whitefield: Ich etwas dagegen haben? Warum sollte ich? Ich glaube, es wird dir gut tun, Ann. Trippelt hinüber zu Tanner. Ich wollte Sie bitten, auch Rhoda gelegentlich zu einer Ausfahrt mitzunehmen. Sie sitzt zu viel zu Hause; aber es hat Zeit, wenn Sie zurückkommen.

Tanner: Abgründe über Abgründe der Niedertracht!

Ann, rasch, um die Aufmerksamkeit von diesem Ausbruch abzulenken: Oh, ich vergaß, Sie kennen Herrn Malone noch nicht. Herr Tanner, mein Vormund — Herr Hector Malone.

Hector: Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Tanner. Ich erlaube mir den Vorschlag zu machen, die Reisegesellschaft nach Nizza zu vergrößern.

Ann: Ah, wir reisen alle. Das versteht sich von selbst, nicht wahr?

Hector: Auch ich bin Besitzer eines bescheidenen Automobils. Wenn Fräulein Robinson mir gestatten wollte, sie einzuladen, so stünde ihr mein Wagen zur Verfügung.

Octavius: Violet! Allgemeine Verlegenheit.

Ann, sich beherrschend: Komm, Mama; wir müssen gehn und unsere Vorbereitungen treffen. Ich muß mich um meine Reiseausstattung kümmern.

Frau Whitefield schaut bestürzt drein, aber Ann zieht sie diskret mit sich fort, und sie verschwinden um die Ecke in der Richtung des Hauses.

Hector: Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß ich auf Fräulein Robinsons Zusage zählen kann. Fortgesetzte Verlegenheit.

Octavius: Ich fürchte, wir werden Violet zurücklassen müssen. Es sind Gründe vorhanden, die es ihr unmöglich machen, sich an einem solchen Ausflug zu beteiligen.

Hector, belustigt und durchaus nicht überzeugt: Zu

amerikanisch, was? Braucht die junge Dame eine Garde?

Octavius: Das ist es nicht, Malone — wenigstens nicht das allein.

Hector: Wahrhaftig! Darf ich fragen, was sonst noch dagegen einzuwenden ist?

Tanner, ungeduldig: Oh, sag es ihm, Tavy, sag es ihm. Wir werden das Geheimnis nie zu bewahren imstande sein, bevor es nicht jedermann weiß. Herr Hector Malone, wenn Sie mit Violet nach Nizza fahren, so reisen Sie in Gesellschaft einer Frau. Sie ist verheiratet.

Hector, wie vom Donner gerührt: Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!

Tanner: Mein vollkommener Ernst! Im Vertrauen.

Ramsden, mit eindrucksvoller Miene, aus Furcht, daß Malone eine Mesalliance vermuten könnte: Violets Verheiratung ist noch nicht bekannt gemacht. Sie wünscht, daß augenblicklich nicht davon gesprochen werde.

Hector: Ich werde die Wünsche der jungen Dame gewiß respektieren. Aber wäre es indiskret zu fragen, wer ihr Mann ist, für den Fall, daß ich Gelegenheit finden sollte, mit ihm über diese Reise Rücksprache zu nehmen.

Tanner: Wir wissen nicht, wer er ist.

Hector zieht sich in auffallender Weise in seine Reserve zurück: Dann habe ich nichts mehr zu sagen.

Sie werden verlegener denn je.

Octavius: Sie müssen das sehr seltsam finden.

Hector: Etwas sonderbar. Verzeihen Sie, daß ich es zugebe.

Ramsden, sich halb entschuldigend, halb sich verwahrend: Die junge Dame ist heimlich getraut worden; und ihr Gatte hat ihr, wie es scheint, verboten, seinen Namen bekanntzugeben. Es ist unsere Pflicht, Ihnen das zu sagen, da Sie sich für Fräulein — eh — Violet zu interessieren scheinen.

Octavius, teilnahmsvoll: Ich hoffe, Sie erblicken darin keine Enttäuschung.

Hector, besänftigt, tritt aus seiner Reserve heraus: Nun, es ist immerhin ein Schlag. Ich vermag kaum zu begreifen, wie ein Mann eine Frau in eine solche Lage bringen kann. Es ist sicher nicht üblich. Es ist nicht würdig.

Octavius: Das empfinden wir auch, wie Sie sich vorstellen können, ziemlich tief.

Ramsden, mürrisch: Es ist wohl irgend ein junger Fant, der nicht genug Erfahrung hat, zu wissen, welche Irreführungen das zur Folge haben kann.

Hector, mit deutlichen Zeichen sittlicher Empörung: Das hoffe ich. Ein Mann muß sehr jung und noch dazu ziemlich dumm sein, wenn man ihm ein solches Benehmen verzeihen soll. Sie nehmen einen sehr milden Standpunkt ein, Herr Ramsden, einen viel zu milden für meine Auffassung. Die Ehe sollte einen Mann veredeln.

Tanner, sardonisch: Ha!

Hector: Soll ich aus diesem Ausruf schließen, daß Sie nicht meiner Ansicht sind, Herr Tanner?

Tanner, trocken: Verheiraten Sie sich und versuchen Sie's selbst. Sie werden es vielleicht eine Zeitlang entzückend finden, aber veredelnd? — nein! Das größte gemeinsame Maß eines Mannes und einer Frau ist nicht notwendigerweise größer als das Maß des Mannes allein.

Hector: Nun, wir in Amerika sind der Ansicht, daß die sittliche Höhe einer Frau die des Mannes überragt, und daß die reinere Natur einer Frau den Mann über sich selbst hinaushebt und ihn besser macht, als er ohne sie war.

Octavius, mit Überzeugung: So ist es auch!

Tanner: Kein Wunder, daß die Amerikanerinnen lieber in Europa leben! Das ist bequemer, als ein Leben lang auf einem Altar zu stehen und angebetet zu werden. Immerhin, Violets Gatte ist nicht veredelt worden. Was ist da zu machen?

Hector schüttelt den Kopf: Ich kann das Benehmen dieses Mannes nicht so leicht entschuldigen, wie Sie, Herr Tanner. Einerlei, ich will nichts mehr sagen. Er ist Fräulein Robinsons Gatte, und ich würde um ihretwillen froh sein, wenn ich besser von ihm denken könnte.

Octavius, gerührt; er verrät einen heimlichen Kummer: Es tut mir sehr leid, Malone. Sehr leid.

Hector, dankbar: Sie sind ein guter Junge, Robinson. Ich danke Ihnen.

Tanner: Sprechen wir von etwas anderm. Violet kommt.

Hector: Ich würde es als eine große Gunstbezeugung ansehen, meine Herren, wenn Sie mir bei dieser Gelegenheit ein paar Worte unter vier Augen mit der jungen Dame gönnen wollten. Ich werde den Gedanken an diese Reise aufgeben müssen, und das ist eine ziemlich mißliche Sache —

Ramsden, froh zu entwischen: Oh, bitte, bitte. Kommen Sie, Tanner. Kommen Sie, Tavy. Er schlendert mit Octavius und Tanner über das Automobil hinaus in den Park.

Violet kommt den Weg herab, zu Hector.

Violet: Können sie uns sehn?

Hector: Nein. Sie küßt ihn.

Violet: Hast du um meinetwillen gelogen?

Hector: Gelogen! Lügen ist kaum die richtige Bezeichnung. Ich habe mehr getan. Ich habe in einer Lügen-Ekstase geschwelgt. Violet, ich wünschte, du ließest mich sprechen.

Violet wird sofort ernst und entschlossen: Nein, nein, Hector; du hast mir versprochen, mitzutun.

Hector: Ich will mein Wort so lange halten, bis du es mir zurückgibst. Aber ich fühle, daß es mich erniedrigt, jene Herren zu belügen und meine Frau zu verleugnen. Es ist geradezu erbärmlich.

Violet: Ich wünschte, dein Vater wäre nicht so unvernünftig.

Hector: Er ist nicht unvernünftig. Von seinem

Standpunkt aus hat er recht. Er hat ein Vorurteil gegen die englische Mittelklasse.

Violet: Es ist zu lächerlich. Du weißt, wie ungern ich dir solche Dinge sage, Hector; aber wenn ich zu — zu — ach was, einerlei!

Hector: Ich weiß. Wenn du den Sohn eines englischen Armeelieferanten heiraten wolltest, würden deine Freunde das für eine Mesalliance halten. Und mein dummer alter Papa, der der größte Armeelieferant der Welt ist, würde mir die Tür weisen, wenn er wüßte, daß ich die vollendetste Dame Englands geheiratet habe — bloß weil sie keinen Titel vor ihrem Namen hat. Selbstverständlich ist das unerhört. Aber ich sage dir, Violet, ich betrüge ihn nicht gern. Ich habe das Gefühl, daß ich sein Geld stehle. Warum willst du nicht, daß ich ihm alles gestehe?

Violet: Wir können uns das nicht leisten. In Liebesangelegenheiten magst du so romantisch denken, wie du willst; aber in Geldangelegenheiten darfst du nicht romantisch sein.

Hector, hin und hergestoßen zwischen seinen gewöhnlichen hohen sittlichen Empfindungen und seinem Pantoffelheldentum: Das ist echt englisch. Wendet sich lebhaft beschwörend an sie, Violet; Papa wird unser Geheimnis sicher einmal entdecken.

Violet: Oh ja, später natürlich. Aber wir wollen nicht darauf zurückkommen, so oft wir zusammentreffen, mein Lieber. Du hast versprochen —

Hector: Ganz recht, ganz recht, ich —

Violet will sich nicht zum Schweigen bringen lassen: Ich bin es, die durch diese Geheimhaltung leidet, und nicht du! Und was die Möglichkeit betrifft, einem Kampf und der Armut und ähnlichen Dingen ins Antlitz zu sehen, so will ich das einfach nicht Es ist dumm.

Hector: Das sollst du auch nicht. Ich werde trachten, mir das Geld von meinem Alten auszuleihen, bis ich auf eigenen Füßen stehen werde. Dann kann ich alles eingestehen und gleichzeitig zurückzahlen.

Violet, beunruhigt und entrüstet: Willst du vielleicht arbeiten? Willst du unsere Ehe zerstören?

Hector: Nun, ich habe nicht die Absicht, meinen Charakter durch die Ehe verderben zu lassen. Dein Freund, Herr Tanner, hat sich darüber schon ein bißchen ins Fäustchen gelacht und —

Violet: Dieser Unmensch! Ich hasse Jack Tanner.

Hector, hochherzig: Oh, er ist ein famoser Kerl! Ihm fehlt nur die Liebe einer guten Frau! Sie würde ihn veredeln. Übrigens hat er einen Automobilausflug nach Nizza vorgeschlagen, und ich möchte dich mitnehmen.

Violet: Wie lustig!

Hector: Ja; aber wie sollen wir das machen? Siehst du, sie haben mich förmlich gewarnt, mit dir zu reisen. Sie haben mir vertraulich mitgeteilt, daß du verheiratet bist. Das ist wahrhaftig die über-

wältigendste Vertraulichkeit, mit der ich jemals beehrt worden bin.

Tanner kehrt mit Straker zurück, der zu seinem Wagen geht.

Tanner: Ihr Automobil bedeutet einen großen Fortschritt, Herr Malone. Ihr Ingenieur zeigt es eben Herrn Ramsden.

Hector, eifrig — vergißt sich: Komm, Vi —

Violet, kalt, warnt ihn mit den Augen: Verzeihen Sie, Herr Malone, ich habe Sie nicht verstanden.

Hector, sich zusammenraffend: Ich bitte Sie um die Erlaubnis, Ihnen mein kleines amerikanisches Automobil zeigen zu dürfen, Fräulein Robinson.

Violet: Es wird mir ein Vergnügen sein. Sie gehen zusammen den Weg hinab.

Tanner: Nun zu unserer Reise, Straker.

Straker, mit dem Wagen beschäftigt: Ja?

Tanner: Fräulein Whitefield soll mich begleiten.

Straker: Das kann ich mir denken.

Tanner: Herr Robinson soll auch einer der Teilnehmer an diesem Ausfluge sein.

Straker: Ja.

Tanner: Nun, wenn Sie es so einrichten können, daß Sie mit mir ziemlich viel beschäftigt sind, so daß Fräulein Whitefield ziemlich viel auf Herrn Robinson angewiesen ist, so dürfte er Ihnen unendlich dankbar sein.

Straker, zu ihm hinsehend: Selbstverständlich.

Tanner: „Selbstverständlich!" Ihr Großvater würde einfach genickt haben.

Straker: Mein Großvater würde seinen Hut berührt haben.

Tanner: Und ich würde Ihrem guten, netten, ehrwürdigen Großvater ein Pfund geschenkt haben.

Straker: Fünf Schilling! Das sieht Ihnen ähnlicher. Er verläßt den Wagen und nähert sich Tanner. Und wie steht es um den Wunsch der jungen Dame?

Tanner: Sie ist ebenso gerne auf Herrn Robinsons Unterhaltung angewiesen, wie Herr Robinson auf die ihre. Straker schaut seinen Herrn mit einem kühlen Skeptizismus an, dann wendet er sich zum Wagen und pfeift seine Lieblingsmelodie. Lassen Sie dieses lästige Geräusch. Was wollen Sie damit sagen? Straker setzt die Melodie ruhig fort und beendet sie. Tanner hört sie höflich bis zu Ende an, ehe er wieder, diesmal mit vollendetem Ernste, zu Straker spricht. Enry, ich bin der Verbreitung der Musik immer ein warmer Fürsprecher gewesen, aber ich verwahre mich gegen Ihr ärgerliches Gepfeife, sobald der Name des Fräulein Whitefield genannt wird. Das haben Sie heute morgen auch getan.

Straker, hartnäckig: Herr Robinson könnte es endlich sein lassen. Es hat gar keinen Zweck für ihn.

Tanner: Warum?

Straker: Zum Henker! Sie wissen, warum. Es ist natürlich nicht meine Sache, aber Sie sollten

nicht fortfahren, mich diesbezüglich zum besten zu halten.

Tanner: Ich halte Sie nicht zum besten. Ich weiß nicht, warum.

Straker, heiter schmollend: Oh, sehr gut. Wahrhaftig. Es ist nicht meine Sache.

Tanner, ausdrucksvoll: Ich glaube, Enry, daß ich den Abstand zwischen Brotherrn und Chauffeur immer, wie es sich schickt, zu wahren weiß und Sie nicht mit meinen Privatangelegenheiten belästige. Selbst unsere geschäftlichen Vereinbarungen sind der Genehmigung Ihrer Genossenschaft unterworfen. Aber mißbrauchen Sie Ihre Vorteile nicht. Ich möchte Sie daran erinnern, daß Voltaire gesagt hat: Was zu dumm ist, gesagt zu werden, das wird gesungen.

Straker: Das war nicht Voltaire; das war Baumarschä.

Tanner: Wie stehe ich nun da? Beaumarchais natürlich. Nun schön, aber Sie scheinen zu glauben, daß gepfiffen werden kann, was zu heikel ist, gesagt zu werden! Leider ist Ihr Pfeifen zwar melodisch, aber unverständlich. Kommen Sie, niemand hört uns: weder meine liebenswürdigen Bekannten, noch der Sekretär Ihrer verdammten Genossenschaft. Mann gegen Mann, Enry: warum glauben Sie, daß mein Freund bei Fräulein Whitefield keine Aussicht hat?

Straker: Weil sie hinter jemand anderm her ist.

Tanner: Unsinn! Hinter wem denn?
Straker: Hinter Ihnen!
Tanner: Hinter mir?!!
Straker: Wollen Sie damit etwa sagen, daß Sie das nicht gewußt haben? Oh, kommen Sie, Herr Tanner.
Tanner, mit grimmigem Ernst: Halten Sie mich nur zum besten oder glauben Sie das wirklich?
Straker, mit einem Anflug von Erregung: Ich halte niemand zum besten. Kühler: Aber das ist doch so klar wie Kloßbrühe. Wenn Sie nicht einmal das herausgebracht haben, verstehen Sie nicht viel von solchen Dingen. Wieder ruhig: Verzeihen Sie mir, Herr Tanner, aber Sie haben mich Mann gegen Mann gefragt, und ich habe Ihnen Mann gegen Mann geantwortet.
Tanner, den Himmel wild anrufend: Dann bin ich es also! Ich bin die Biene, die Spinne, das ausersehene Opfer, die auserwählte Beute!
Straker: Von der Biene und der Spinne weiß ich nichts, aber das ausersehene Opfer, das sind Sie zweifellos. Und ich dächte, es wäre für Sie noch dazu eine gute Sache!!
Tanner, augenblicklich: Henry Straker, der goldene Augenblick Ihres Lebens ist gekommen.
Straker: Was meinen Sie?
Tanner: Den Rekord nach Biskra.
Straker, eifrig: Ja?
Tanner: Schlagen Sie ihn.

Straker erhebt sich zur Höhe seines Schicksals: Ist das Ihr Ernst?

Tanner: Mein vollkommener Ernst.

Straker: Wann?

Tanner: Sofort. Ist die Maschine zur Abfahrt bereit?

Straker, überwältigt: Aber Sie können doch nicht —

Tanner unterbricht ihn, indem er in den Wagen steigt: Fort mit uns. Erst in die Bank um Geld, dann in meine Wohnung um meinen Koffer, dann in Ihre Wohnung um Ihren Koffer, dann schlagen Sie den Rekord von London nach Dover oder Folkestone. Dann über den Kanal und fort wie rasend nach Marseille, nach Gibraltar, Genua, oder irgend einem Hafen, von dem aus wir nach einem mohammedanischen Lande segeln können, wo die Männer vor den Frauen geschützt sind.

Straker: Zum Henker! Sie scherzen.

Tanner, entschlossen: Dann bleiben Sie hier zurück. Wenn Sie nicht mitkommen wollen, mache ich die Reise allein.

Er setzt das Automobil in Bewegung.

Straker läuft ihm nach: Da bin ich! Herr! Einen Augenblick! Halt! Er klettert hinein, während der Wagen sich vorwärts bewegt.

Vorhang

Dritter Akt

Ein Abend in der Sierra Nevada. Wellenförmige, braune Abhänge, in den angebauten Teilen mit Oliven ſtatt der Apfelbäume, in den wilden mit gelegentlichen Feigendiſteln und Olivenbäumen ſtatt mit Apfelbäumen und Stechginſter bedeckt. Höher hinauf ziehen ſich Felsſpitzen und Abgründe hin, alles hübſch und vornehm. Hier gibt es keine wilde Natur, eher eine höchſt ariſtokratiſche Berglandſchaft, die ein ſchwer zufrieden geſtellter Künſtler-Schöpfer geſchaffen zu haben ſcheint. Keine übliche Verſchwendung der Vegetation; ſogar ein Anflug von Unfruchtbarkeit in den häufigen Steinplätzen; ſpaniſche Pracht und ſpaniſche Sparſamkeit überall.

Nicht ſehr weit nördlich von einem Punkte, an dem die Landſtraße, die über einen der Päſſe führt, ſich mit einem Tunnel der Eiſenbahn von Malaga nach Granada kreuzt, befindet ſich eines der Amphitheater der Sierra. Wenn man es vom entfernten Ende des Hufeiſens aus — das es bildet — betrachtet, bemerkt man ein wenig zur Rechten, den Abhang durchquerend, eine maleriſche Grube, die in Wahrheit ein aufgelaſſener Steinbruch iſt, und zur Linken einen kleinen Hügel, der den Blick auf die Straße beherrſcht, die das Amphitheater zur Linken umſäumt und ihr erhöhtes Niveau durch Dämme und einen gelegentlichen Steinbogen aufrecht erhält. Auf dem Hügel ſteht, die Straße beobachtend, ein Mann, der entweder Spanier oder Schotte iſt. Wahrſcheinlich iſt er ein Spanier, da er das Gewand eines ſpaniſchen Ziegenhirten trägt und in der Sierra Nevada zu Hauſe zu ſein ſcheint, aber er ſieht trotzdem einem Schotten ſehr ähnlich. In der Mulde auf dem Abhange, der zur Steinbruchgrube führt, liegen ungefähr ein Dutzend Männer, deren bequemes Lagern um einen Haufen ſchwälender weißer Aſche von dürrem Laub und Reiſig den Eindruck macht, als wären ſie ſtolz darauf, wie maleriſche Lumpen auszuſehen, die der Sierra Ehre machen,

indem sie sie als wirksamen Hintergrund benützen. Vom artistischen Standpunkt betrachtet, sehen sie nichts weniger als malerisch aus, und die Berge dulden sie, wie Löwen Läuse dulden. Ein englischer Polizeimann oder Armenvorsteher würde in ihnen eine auserlesene Gesellschaft von Landstreichern und kräftigen Armen sehen.

Diese Beschreibung der Leute soll durchaus nicht geringschätzig sein. Wer jemals den Landstreicher klug beobachtet oder den kräftigen Pflegling eines Arbeitshauses besucht hat, wird zugeben, daß nicht alle unsere sozialen Bankrottöre Trunkenbolde und Schwächlinge sind. Es gibt Männer darunter, die nicht zu der Klasse passen, in die sie hineingeboren wurden. Genau die selben Eigenschaften, die den Gebildeten zum Künstler machen, können einen ungebildeten Handwerker zum kräftigen Bettler machen. Es gibt Leute, die rettungslos dem Arbeitshause verfallen, weil sie zu nichts taugen; aber es gibt dort auch solche, die geistig stark genug sind, die soziale Konvention — offenbar keine uneigennützige von Seiten des Steuerzahlers, die einen Mann von schwerer und schlecht bezahlter harter Arbeit zu leben zwingt — außer acht zu lassen, wenn sie vor die Alternative gestellt werden, entweder ins Arbeitshaus zu spazieren, sich als mittellose Menschen anzumelden und dem Buchstaben des Armengesetzes entsprechend bessere Ernährung, Bekleidung und Behausung zu verlangen, die sie sich selbst ohne qualvolle Anstrengung nicht beschaffen könnten.*) Wenn ein Mann, der zum Dichter geboren ist, einen Platz im Kontor eines Effektenmaklers zurückweist und in einer Dachkammer verhungert, wenn er lieber bei einer armen Quartierfrau oder bei seinen Freunden und Verwandten

*) Das englische Arbeitshaus ist gesetzlich verpflichtet, den Obdachlosen aufzunehmen, ihn zu speisen und zu beherbergen; man kann ihn dort zwingen zu arbeiten und ihm diese Stätte so unangenehm wie möglich machen; nur die Aufnahme verweigern darf man ihm nicht.

schmarotzt, als etwas arbeitet, was ihm gegen den Strich geht, oder wenn eine Dame, weil sie eine Dame ist, lieber jeder äußersten Verlegenheit parasitischer Abhängigkeit die Stirne bietet, als daß sie eine Stellung als Köchin oder Stubenmädchen annähme, dann sind wir bereit, die weitestgehenden Rücksichten auf sie zu nehmen. Den gleichen Anspruch auf solche Rücksichten dürfen die richtigen Armen und ihre nomadischen Abarten, die Landstreicher, erheben. Ferner muß der phantasiebegabte Mensch, wenn sein Leben erträglich sein soll, Muße haben, Geschichten zu ersinnen, und eine Stellung, die sich zur phantastischen Ausschmückung eignet. Die Rangklassen der rein körperlichen Arbeit können keine solchen Stellungen bieten. Wir mißbrauchen unsere Arbeiter in entsetzlicher Weise; und wenn ein Mann sich dagegen sträubt, mißbraucht zu werden, haben wir kein Recht, zu sagen, daß er ehrliche Arbeit verweigere. Wir wollen uns in dieser Sache aufrichtig aussprechen, ehe wir unser Stück fortsetzen, damit wir es ohne Heuchelei genießen können. Wenn wir umsichtige Leute wären, würden vier Fünftel von uns geradewegs zur Behörde um Abhilfe gehn und das ganze soziale System in Stücke schlagen, was ein sehr wohltuendes, wiederaufbauendes Resultat haben würde. Daß wir dies nicht tun, hat keinen andern Grund, als daß wir wie die Bienen oder Ameisen aus Instinkt und Gewohnheit arbeiten und über die Sache überhaupt nicht nachdenken. Wenn uns daher ein Mann begegnet, der vernünftig zu denken imstande ist und es auch tut und der, die Kantische Probe auf seine Ausführungen anwendend, uns ehrlich sagen kann: Wenn jeder täte, wie ich tue, so wäre die Welt gezwungen, sich industriell zu reformieren und Sklaverei und Unflat abzuschaffen, die nur fortbestehen, weil jeder tut, wie Ihr tut — dann wollen wir diesen Mann achten und ernstlich darüber nachdenken ob es ratsam wäre, seinem Beispiele zu folgen. Ein solcher Mann ist der körperlich und geistig fähige Arme. Wäre er einer, der alles aufbietet, eine Pension oder eine Sinekure zu be-

kommen, anstatt einen Straßenübergang zu fegen, so dürfte ihn deshalb niemand tadeln; weil er entschieden erklären könnte, daß er nur vor der Alternative stehe, vornehmlich auf Kosten der Gesamtheit zu leben oder die Gesamtheit hauptsächlich auf seine Kosten leben zu lassen, und er, so lange dieser Zustand fortdauert, töricht wäre, das größere der beiden Übel zu wählen. Wir können die Landstreicher der Sierra also ohne Vorurteil betrachten und dürfen zugeben, daß unsere Ziele — kurz heraus gesagt, glückliche Rentner zu werden — so ziemlich dieselben sind, und daß der Unterschied unserer Stellung und unserer Methoden bloß ein zufälliger ist. Es wäre vielleicht klüger, ohne Bosheit in einer freundschaftlichen, freimütigen Weise einen oder zwei von den Leuten zu töten; denn es es gibt Zweifüßler just so, wie Vierfüßler, die zu gefährlich sind, als daß man sie ungefesselt und ohne Maulkorb herumlaufen lassen sollte, und die können nicht gut verlangen, daß die andern Menschen ihr Leben damit zubringen sollen, sie zu bewachen. Da die Gesellschaft aber nicht den Mut hat, solche Mitglieder zu töten, und sie, falls sie die Kerle erwischt, bloß einigen abergläubischen sühnenden Torturen und Entbehrungen unterwirft und sie dann mit erhöhter Eignung für das Böse freiläßt, können sie ebensogut in der Sierra frei herumlaufen und sich in den Händen eines Anführers befinden, der ganz danach aussieht, als ob er imstande wäre, sie, wenn er herausgefordert würde, erschießen zu lassen.

Dieser Anführer, der im Mittelpunkte der Gruppe auf einem viereckigen, aus dem Steinbruch gebrochenen Steinblock sitzt, ist ein schlanker, starker Mann, mit einer auffallenden Kakadunase, glänzend schwarzem Haar, einem Spitzbart, aufgedrehtem Schnurrbart und einer mephistophelischen Affektation, die etwas ziemlich Imponierendes hat, vielleicht weil die Szenerie mehr Prahlerei als Picadilly verträgt, vielleicht auch weil ihm eine gewisse Sentimentalität anhaftet, die ihm jenen Hauch von Anmut verleiht, der allein eine absichtlich herbeigeführte malerische Wirkung entschuldigen kann. Seine Augen und sein

Mund sind keineswegs die eines Spitzbuben; er hat eine schöne Stimme und einen behenden Geist; es ist fraglich, ob er wirklich der stärkste Mann in der Gesellschaft ist, aber jedenfalls sieht er so aus. Er ist gewiß der Bestgenährte, Bestgekleidete und der Besterzogene. Die Tatsache, daß er englisch spricht, ist trotz der spanischen Landschaft nicht befremdend; denn mit Ausnahme *eines* einzigen Mannes, in dem man einen durch Trinken herabgekommenen Stierkämpfer vermuten könnte, und eines unverkennbaren Franzosen, sind sie alle Cokneys oder Amerikaner; deshalb tragen sie im Lande der Mäntel und Sombreros zum größten Teil schäbige Überzieher, wollene Halstücher, steife halbkugelige Hüte und schmutzige braune Handschuhe. Nur sehr wenige kleiden sich wie ihr Führer, dessen breiter Sombrero, dessen Hahnenfedern im Hutbande und dessen umfangreicher Mantel, der bis zu seinen Röhrenstiefeln herabwallt, so unenglisch wie nur möglich sind. Keiner von ihnen ist bewaffnet; und die Unbehandschuhten haben die Hände in den Taschen, weil es hier Nationalglaube ist, daß es im Freien gefährlich kalt wird, sobald die Nacht hereinbricht. (Der Abend ist so warm, wie sich ihn jeder vernünftige Mensch nur wünschen kann.)

Außer dem stierkämpfenden Trunkenbolde ist nur eine Person in der Gesellschaft, die älter als, sagen wir dreiunddreißig Jahre, aussieht. Es ist ein kleiner Mann mit rötlichem Backenbart, schwachen Augen und dem besorgten Blick des kleinen Handelsmannes in Geldnöten. Er trägt den einzigen sichtbaren Zylinder; beim Sonnenuntergang glänzt er im Schimmer irgend eines Patent Sixpenny Hutaufbürsters, der oft angewendet wird und beständig darauf hinarbeitet, einen schlimmern Zustand der ursprünglichen Oberfläche zu erzeugen, als die Verwüstung es war, zu deren Heilung er benützt wurde. Er hat einen Kragen und Manschetten aus Zelluloid, und sein brauner Chesterfield-Überrock mit Samtkragen ist noch immer präsentabel. Er ist in ganz hervorstechender Weise der angesehenste Mann der Gesellschaft und sicher-

lich über Vierzig, möglicherweise über Fünfzig. Er ist der Flügelmann zu des Führers Rechten. Ihm gegenüber, zu seiner Linken, stehn drei Männer mit scharlachroten Schleifen. Einer von diesen dreien ist der Franzose. Von den übrigen zweien, die beide Engländer sind, ist einer streitsüchtig, ernst und eigensinnig, der andere ein Krakeeler und boshaft.
Der Anführer erhebt sich, indem er den Zipfel seines Mantels großartig über seine linke Schulter wirft, um eine Ansprache zu halten. Der Beifall, der ihn begrüßt, zeigt, daß er ein beliebter Redner ist.

Der Anführer: Freunde und Miträuber. Ich habe einen Vorschlag zu machen. Wir haben jetzt drei Abende mit der Erörterung der Frage vergeudet, ob die Anarchisten oder die Sozialdemokraten den größeren persönlichen Mut besitzen. Wir sind in die Grundsätze der Anarchie und der Sozialdemokratie eine große Strecke weit eingedrungen. Die Sache der Anarchie wird durch den einen Anarchisten in unserer Mitte, der von der Anarchie nichts versteht, sehr würdig vertreten. Gelächter.
Der Anarchist erhebt sich: Zur Geschäftsordnung, Mendoza —
Mendoza, heftig: Nein, zum Donnerwetter: Du hast zu deiner letzten Geschäftsordnung eine halbe Stunde lang gesprochen! Überdies glauben Anarchisten nicht an Ordnung.
Der Anarchist, milde, höflich, aber hartnäckig; er ist tatsächlich der ehrbar aussehende angejahrte Mann im Zelluloidkragen und mit Zelluloidmanschetten: Das ist der allgemeine Irrtum. Ich kann beweisen —

Mendoza: Zur Sache, zur Sache.

Die andern, schreiend: Zur Sache, zur Sache. Setzen! Vorsitzender! Schweig!

Der Anarchist wird unterdrückt.

Mendoza: Wir haben drei Sozialdemokraten unter uns. Leider sind sie uneinig und haben uns daher drei deutliche und unvereinbare Standpunkte der Sozialdemokratie klar gemacht.

Die drei Männer mit scharlachroten Schleifen:

Erster: Herr Präsident, ich protestiere. Eine persönliche Auseinandersetzung.

Zweiter: Das ist eine Lüge. Das habe ich nie behauptet. Sei gerecht, Mendoza.

Dritter: Je demande la parole. C'est absolument faux. C'est faux! faux! faux! assa—s—s—s—s—sin!!!!!!!!

Mendoza: Zur Sache, zur Sache!

Die andern: Zur Sache, zur Sache! Herr Präsident!

Die Sozialdemokraten werden unterdrückt.

Mendoza: Wir dulden hier alle Meinungen. Aber, Kameraden, die große Majorität unter uns besteht weder aus Anarchisten noch aus Sozialisten, sondern aus Gentlemen und Christen.

Die Majorität, schreiend zustimmend: Hört, hört! Das sind wir. So ist's.

Der Rowdy Sozialdemokrat, unter der Unterdrückung leidend: Ihr seid keine Christen. Ihr seid Jüden, das seid ihr!

Mendoza, mit zermalmender Großartigkeit: Meine

Freunde, ich bin eine Ausnahme von allen Regeln. Es ist wahr, daß ich die Ehre habe, Jude zu sein; und wenn die Zionisten einen brauchen, der unsere Rasse auf dem geschichtlichen Boden von Palästina vereinigen soll, so bin ich, Mendoza, nicht der letzte, der sich freiwillig dazu erbötig machen wird. Zustimmender Applaus — hört, hört! Aber ch bin kein Sklave des Aberglaubens. Ich habe alle Formeln verschluckt, selbst die des Sozialismus, und einmal Sozialist immer Sozialist.

Die drei Sozialdemokraten: Hört, hört!

Mendoza: Aber es ist mir ganz klar, daß der gewöhnliche Mensch — selbst der gewöhnliche Räuber, der kaum ein gewöhnlicher Mensch genannt werden kann Hört, hört! — kein Philosoph ist. Der gesunde Menschenverstand genügt ihm, und in unseren Geschäftsangelegenheiten genügt der gesunde Menschenverstand auch. Und worin besteht unser Geschäft hier, in der Sierra Nevada, die von den Mauren als der schönste Fleck Spaniens bezeichnet worden ist? In der Diskussion über verwickelte Fragen der Nationalökonomie? Nein, wir sollen hier Automobile aufhalten und eine gerechte Verteilung des Reichtums vornehmen.

Der ärgerliche Sozialdemokrat: Der nur durch Arbeit geschaffen werden kann, bedenke das.

Mendoza, höflich: Zweifellos. Der nur durch Arbeit geschaffen werden kann und jetzt von den reichen Vagabunden in Lasterhöhlen, die die son-

nigen Gestade des Mittelmeeres verunstalten, vergeudet werden soll. Wir halten diesen Reichtum auf. Wir führen ihn wieder dem Kreislauf der Klasse zu, die ihn geschaffen hat und die ihn hauptsächlich benötigt, der arbeitenden Klasse. Wir tun das mit Gefahr unsers Lebens und unserer Freiheit, in Ausübung der Tugenden des Mutes, der Entbehrungen, der Voraussicht und der Enthaltsamkeit — besonders der Enthaltsamkeit. Ich selbst habe durch drei Tage nichts anderes als Feigen und gebratene Kaninchen gegessen.

Der ärgerliche Sozialdemokrat, rauh: Wir auch nicht.

Mendoza, entrüstet: Habe ich mehr verlangt, als mir gebührte?

Der ärgerliche Sozialdemokrat, unbewegt: Warum solltest du auch?

Der Anarchist: Warum sollte er nicht? Jeder nach seiner Not.

Der Franzose schüttelt seine Fäuste nach dem Anarchisten: Fumiste!

Mendoza, diplomatisch: Ich stimme mit euch beiden überein.

Die echten englischen Räuber: Hört, hört! Bravo Mendoza!

Mendoza: Ich sage, wir wollen einander wie Gentlemen behandeln und uns bestreben, den persönlichen Mut nur dann hervorstechen zu lassen, wenn wir in's Feld rücken.

Der Rowdy Sozialdemokrat, höhnisch: Shakespeare.

Ein Pfiff ertönt; der Ziegenhirt auf dem Hügel hat ihn ausgestoßen. Er springt auf und zeigt erregt nach vorwärts, die Straße entlang nach dem Norden.

Der Ziegenhirt: Automobile! Automobile! Er stürzt den Hügel hinab und gesellt sich zu den übrigen, die alle auf die Füße springen.

Mendoza, in schrillem Ton: Zu den Waffen! Wer hat das Gewehr?

Der ärgerliche Sozialdemokrat reicht Mendoza das Gewehr: Da!

Mendoza: Sind Nägel auf den Weg gestreut?

Der Rowdy Sozialdemokrat: Zwei Pfund.

Mendoza: Gut. Zum Franzosen: An meine Seite, Duval. Wenn die Nägel nichts ausrichten, zerreiße die Gummireifen mit einer Flintenkugel. Er reicht Duval das Gewehr, der ihm den Hügel hinauffolgt. Mendoza zieht ein Opernglas hervor. Die andern eilen quer hinunter auf die Straße und verschwinden nach Norden zu.

Mendoza, auf dem Hügel, sein Glas benützend: Nur zwei, ein Kapitalist und sein Chauffeur. Sie sehen wie Engländer aus.

Duval: Ach yess! Angliche! Cochons! Reicht ihm das Gewehr. Faut tirer, n'est-ce-pas?

Mendoza: Nein, die Nägel haben ihre Schuldigkeit getan: sie halten an.

Duval ruft den anderen zu: Fondez sur eux, nom de Dieu!

Mendoza, Duvals Aufregung in Schranken weisend: Kal-

tes Blut, Duval: sie nehmen es ruhig auf. Wir wollen hinuntergehn und sie empfangen. Er steigt hinunter, geht hinter dem Feuer vorbei und kommt nach vorne, während Tanner und Straker in Automobilbrillen, Lederröcken und Kappen von den Räubern herbeigeführt werden.

Tanner: Ist das der Herr, den Sie als Ihren Führer bezeichnen? Spricht er englisch?

Der Rowdy Sozialdemokrat: Natürlich tut er das. Sie werden doch nicht glauben, daß wir Engländer uns von einem lumpigen Spanier anführen lassen?

Mendoza, mit Würde: Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Mendoza, Präsident der Liga der Sierra Er posiert ein wenig hochmütig. Ich bin ein Räuber: ich lebe von der Beraubung der Reichen.

Tanner: Ich bin ein Gentleman: ich lebe von der Beraubung der Armen. Hand darauf.

Der englische Sozialdemokrat: Hört, hört! Allgemeines Gelächter und gute Laune. Tanner und Mendoza schütteln einander die Hände. Die Räuber lassen sich an ihren früheren Plätzen nieder.

Straker: Heda! Wo gehöre ich hin?

Tanner, vorstellend: Mein Freund und Chauffeur.

Der ärgerliche Sozialdemokrat, argwöhnisch: Nun, was ist er? Freund oder Chauffeur? Das ist ein großer Unterschied, wissen Sie.

Mendoza, erklärend: Für einen Freund müssen wir Lösegeld verlangen. Ein Chauffeur von Beruf ist frei in den Bergen. Er darf sogar einen kleinen

Prozentsatz vom Lösegeld seines Prinzipals bekommen, wenn er uns die Ehre erweisen will, es anzunehmen.

Straker: Ich verstehe. Das soll mich ermutigen, diesen Weg wieder einmal zu wählen. Ich will mir's überlegen.

Duval begibt sich lebhaft hinüber zu Straker: Mon frère! Er umarmt ihn stürmisch und küßt ihn auf beide Wangen.

Straker, angewidert: Ah, lassen Sie das! Blödsinn! Wer sind Sie, wenn ich bitten darf?

Duval: Duval! Sozialdemokrat.

Straker: Oh, Sie sind Sozialdemokrat, wahrhaftig?

Der Anarchist: Er meint, daß er sich dem parlamentarischen Schwindel und der Bourgeoisie bequemt hat. Kompromiß! Das ist sein Glaubensbekenntnis.

Duval, wütend: Ich verstehe, was er sagt. Er sagt Bourgeois. Er sagt Kompromiss Jamais de la vie! Misérable menteur —

Straker: Hauptmann Mendoza, haben Sie hier viel mit dieser Art Fragen zu tun? Sind wir auf einem Vergnügungsausflug in den Bergen oder bei einer sozialdemokratischen Versammlung?

Die Majorität: Hört, hört! Schweigen Sie! Halt's Maul! Setzen Sie sich! Der Sozialdemokrat und der Anarchist werden in den Hintergrund gedrängt. Nachdem Straker diesen Vorgang mit Befriedigung überwacht hat, setzt er sich zu Mendozas Linken, während Tanner zu seiner Rechten bleibt.

Mendoza: Dürfen wir Ihnen etwas anbieten? Gebratene Kaninchen und Feigen —

Tanner: Ich danke, wir haben diniert.

Mendoza, zu seinem Gefolge: Meine Herren, für heute ist das Geschäft beendet. Auf morgen.

Die Räuber zerstreuen sich träge in Gruppen. Einige gehen in die Höhle. Andere setzen oder legen sich nieder, um im Freien zu schlafen. Einige bringen Karten zum Vorschein und entfernen sich nach der Landstraße zu, denn es ist jetzt sternenhell, und sie wissen, daß Motorwagen Lampen haben, die zum Beleuchten einer Kartenpartie verwendet werden können.

Straker ruft ihnen nach: Daß sich keiner von euch an dem Wagen was zu schaffen macht, verstanden!

Mendoza: Unbesorgt, Monsieur le chauffeur. Der erste, den wir gefangen haben, hat uns das abgewöhnt.

Straker, neugierig: Wie hat er das angefangen?

Mendoza: Er hat drei unserer Kameraden, die nicht wußten, wie man so einen Wagen zum Stehen bringen kann, entführt und sie vor einer Polizeistation abgesetzt. Seit jenem Tage rühren wir kein Automobil mehr an, ohne nach dem Chauffeur zu schicken. Wollen wir gemütlich plaudern?

Tanner: Um jeden Preis.

Tanner, Mendoza und Straker setzen sich auf den Rasen neben das Feuer. Mendoza begibt sich zartfühlend seiner Präsidentenwürde, die ihn berechtigte, auf dem viereckigen Steinblock zu sitzen, setzt sich, wie seine Gäste, auf den Boden und benutzt den Stein nur als Stütze für seinen Rücken.

Mendoza: In Spanien ist es üblich, das Ge-

schäft immer bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Wir haben festgestellt, daß Sie nach Schluß der Geschäftsstunden angekommen sind. Immerhin, wenn Sie es vorziehen sollten, die Frage des Lösegelds sofort zu erledigen, so stehe ich Ihnen zu Diensten.

Tanner: Ich will mich bis morgen gedulden. Ich bin reich genug, jede vernünftige Summe zu bezahlen.

Mendoza, ehrerbietig, diese Bemerkung hat einen starken Eindruck auf ihn gemacht: Sie sind ein bemerkenswerter Mann! Gewöhnlich geben sich unsere Gäste für entsetzlich arm aus.

Tanner: Pah! entsetzlich arme Leute besitzen kein Automobil.

Mendoza: Genau das ist es, was wir ihnen antworten.

Tanner: Behandeln Sie uns gut. Wir werden uns nicht undankbar erweisen.

Straker: Nichts von Feigen und gebratenen Kaninchen, wissen Sie. Erzählen Sie mir nicht, daß Sie uns nicht ein bißchen besser verköstigen können!

Mendoza: Wein, junge Ziegen, Milch, Käse und Brot können gegen sofortige Kasse besorgt werden.

Straker, huldvoll: Das läßt sich hören.

Tanner: Darf ich fragen, ob ihr hier alle Sozialisten seid?

Mendoza weist diese demütigend falsche Auffassung zurück: Oh nein, nein, nein: nichts dergleichen! Wir haben natürlich, was die Ungerechtigkeit der bestehenden Verteilung des Reichtums betrifft, moderne Ansichten, sonst wäre es um unsere Selbstachtung geschehen. Aber nichts, wogegen Sie Einwendungen erheben könnten, — von zwei oder drei Schwärmern abgesehen.

Tanner: Ich hatte nicht die Absicht, Ungünstiges vorauszusetzen. Ich bin tatsächlich selbst ein bißchen Sozialist.

Straker, trocken: Ich muß bemerken, daß das die meisten reichen Leute sind.

Mendoza: Ganz richtig. Der Sozialismus ist bis zu uns gedrungen; das gebe ich zu. Er liegt in der Luft des Jahrhunderts.

Straker: Der Sozialismus muß nicht wenig um sich greifen, wenn selbst Ihre Leute sich dazu bekennen.

Mendoza: Das ist wahr. Eine Bewegung, die sich auf Philosophen und Ehrenmänner begrenzt, kann niemals großen politischen Einfluß gewinnen. Es gibt ihrer zu wenige. Ehe eine Bewegung nicht fähig ist, bis unter Räuber zu dringen, darf sie keine politische Majorität erhoffen.

Tanner: Sind die Räuber, die Sie anführen, weniger ehrenhaft als gewöhnliche Bürger?

Mendoza: Herr, ich will zu Ihnen aufrichtig

sein. Das Räuberhandwerk ist unnormal. — Unnormale Gewerbe locken zwei Klassen an: die, die nicht gut genug für das gewöhnliche bürgerliche Leben sind, und die, die zu gut dafür sind. Wir sind die Hefe und die Auslese der Gesellschaft: der Abschaum ist sehr gemein, die Auslese sehr überlegen.

Straker: Nehmen Sie sich in acht! Einige von der Hefe werden Sie hören.

Mendoza: Einerlei. Jeder Räuber hält sich für die Auslese und hört gern, wenn man die andern Hefe nennt.

Tanner: Hören Sie, Sie haben Witz. Mendoza neigt geschmeichelt den Kopf. Darf ich eine kühne Frage an Sie richten?

Mendoza: So kühn Sie wollen.

Tanner: Lohnt es sich für einen Mann von Ihren Fähigkeiten, einer solchen Gesellschaft den Hirten abzugeben und gebratene Kaninchen und Feigen zu essen? Ich habe weniger begabte Männer gesehn, und ich möchte schwören, auch weniger ehrenhafte, die im Savoy Hotel bei Trüffelpastete und Champagner soupiert haben.

Mendoza: Pah! Sie waren alle schon einmal an der Reihe, gebratene Kaninchen essen zu müssen, genau so wie ich im Savoy dran kommen werde. Ich bin dort übrigens schon drangekommen — als Kellner.

Tanner: Als Kellner! Sie überraschen mich.

Mendoza, nachdenklich: Ja; ich, Mendoza von der Sierra, war einst Kellner. Daher kommt vielleicht mein Kosmopolitismus. Mit plötzlichem Nachdruck: Soll ich Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen?

Straker, ängstlich: Wenn sie nicht zu lange dauert, alter Knabe —

Tanner unterbricht ihn: Pst! Sie sind ein Philister, Henry; Sie haben keinen Sinn für Romantik. Zu Mendoza: Sie interessieren mich ungemein, Präsident. Kümmern Sie sich nicht um Henry; er mag schlafen gehen.

Mendoza: Die Frau, die ich geliebt habe —

Straker: Oh, das ist eine Liebesgeschichte, nicht wahr? Da haben Sie recht. Fahren Sie fort! ich hatte nur befürchtet, Sie wären im Begriff über sich selbst zu sprechen.

Mendoza: Über mich selbst? Ich habe mich um der Liebe willen fortgeworfen. Das ist der Grund, warum ich hier bin. Einerlei, ihre Liebe galt mir die Welt. Sie hatte, auf mein Wort, das prächtigste Haar, das ich jemals gesehen habe. Sie war voll Humor; sie verstand vortrefflich zu kochen, und ihr hochgespanntes Temperament machte sie unberechenbar, launenhaft, veränderlich, mit einem Wort: bezaubernd.

Straker: So eine Art Frau, wie sie in den Sechs-

Schilling-Romanen vorkommt, alles bis auf das Kochen. Ihr Name war Lady Plantagenet, nicht wahr?

Mendoza: Nein, Herr, sie war nicht die Tochter eines Grafen. Die illustrierten Wochenschriften haben mir gezeigt, wie die Töchter der englischen Pairs aussehn, und ich darf ehrlich behaupten, daß ich alles, die Gesichter, die Ausstattungen, die Kleider, die Titel und alles übrige für ein Lächeln jener Frau hingegeben haben würde. Und doch war sie ein Weib aus dem Volke, eine Arbeiterin: sonst — lassen Sie mich Ihre Kühnheit erwidern — hätte ich sie verschmäht.

Tanner: Sehr tüchtig. Und hat sie Ihre Liebe erwidert?

Mendoza: Wäre ich hier, wenn sie das getan hätte? Sie verwahrte sich dagegen, einen Juden zu heiraten.

Tanner: Aus religiösen Gründen?

Mendoza: Nein, sie war Freidenkerin. Sie sagte, daß jeder Jude in seinem Herzen die Gewohnheiten der Engländer unrein finde.

Tanner, überrascht: Unrein!

Mendoza: Damit hat sie ihre ungewöhnliche Weltkenntnis bewiesen; denn es ist zweifellos wahr. Unsere sorgfältig ausgearbeiteten Gesundheitsgesetze machen uns übertrieben hochmütig gegen die Heiden.

Tanner: Haben Sie jemals so etwas gehört, Henry?

Straker: Ja, meine Schwester hat das einmal gesagt. Sie war Köchin in einer jüdischen Familie.

Mendoza: Ich konnte das nicht leugnen; noch konnte ich den Eindruck verwischen, den es auf sie gemacht hat. Ich hätte jeden andern Einwand besiegen können, nicht wahr? Aber keine Frau kann vertragen, daß ein Mann ihr Zartgefühl verdächtigt. Meine Bemühungen waren umsonst: sie hat immer wieder geantwortet, daß sie für mich nicht gut genug sei, und mir ein verdammtes Schankmädchen, namens Rebekka Lazarus empfohlen, die mich angewidert hat. Ich sprach von Selbstmord; da hat sie mir zu dem Zweck ein Päckchen Insektenpulver angeboten. Ich tat so, als ob ich sie ermorden wollte, da nahm sie ihre Zuflucht zu hysterischen Krämpfen; und da ging ich — der Himmel ist mein Zeuge — nach Amerika, damit sie schlafen könnte und nicht zu träumen brauchte, wie ich mich in ihre Stube schleiche, um ihr den Hals abzuschneiden. In Amerika ging ich nach dem Westen und fiel einem Menschen herein, der von der Polizei gesucht wurde, weil er Eisenbahnzüge auszurauben pflegte. Er war es, der den Gedanken hatte, Automobile in Südeuropa anzuhalten; ein willkommener Einfall für einen verzweifelten und enttäuschten Mann. Er gab mir einige wertvolle Empfehlungen an die richtigen Kapitalisten. Ich bildete ein Syndikat; und das gegenwärtige Unternehmen ist das Endergebnis. Ich

wurde ein Räuber-Anführer, da der Jude infolge seines Verstandes und seiner Einbildungskraft immer führen und voranschreiten wird. Aber trotz meines Rassenstolzes würde ich alles, was ich besitze, darum geben, ein Engländer zu sein. Ich bin wie ein Knabe; ich schneide ihren Namen in die Bäume und ihre Initialen in den Rasen ein. Wenn ich allein bin, dann wälze ich mich auf dem Boden, raufe mein elendes Haar und rufe Louisa —

Straker, auffahrend: Louisa!

Mendoza: Das ist ihr Name — Louisa — Louisa Straker.

Tanner: Straker!

Straker richtet sich auf den Knieen, äußerst entrüstet, empor: Hören Sie: Louisa Straker ist meine Schwester, verstanden? Was soll das heißen, daß Sie so loses Zeug über sie schwätzen? Was hat sie mit Ihnen zu schaffen?

Mendoza: Oh, welch ein dramatisches Zusammentreffen! Sie sind Henry, ihr Lieblingsbruder!

Straker: Wen nennen Sie Henry? Mit welchem Rechte erlauben Sie sich solche Freiheiten mit meinem Namen und mit dem meiner Schwester? Meiner Treu, ich hätte große Lust, Ihnen die Haut über die Ohren zu ziehen.

Mendoza, mit großartiger Ruhe: Wenn ich Ihnen dies gestatte, wollen Sie mir versprechen, sich dessen ihr gegenüber zu rühmen? Sie wird dann ihres

Mendoza gedenken müssen: das ist alles, was ich wünsche.

Tanner: Das ist lautere Ergebenheit, Henry. Sie sollten sie respektieren.

Straker, wild: Eher Feigheit!

Mendoza springt auf seine Füße: Feigheit! Junger Mensch, ich stamme aus einer berühmten Fechterfamilie und fragen Sie Ihre Schwester! Sie würden mir gegenüber nicht mehr Aussicht haben, als ein Kinderwagen gegen Ihr Automobil.

Straker, heimlich entmutigt, erhebt sich aber von seinen Knieen mit scheinbar unerschrockener Kampflust: Ich fürchte mich nicht vor Ihnen. Mit Ihrer Louisa! Louisa!

Tanner erhebt sich rasch und tritt dazwischen: Kommen Sie, Henry; selbst wenn Sie gegen den Präsidenten kämpfen könnten, gegen den Bund der Sierra würden Sie nichts ausrichten. Setzen Sie sich wieder und seien Sie liebenswürdig. Eine Katze darf den König anschauen; so darf wohl auch ein Räuberhauptmann Ihre Schwester anschauen. Dieser ganze Familienstolz ist wahrhaftig sehr altmodisch.

Straker, unterdrückt, aber brummend: Er mag Louisa nur immer haben wollen! Aber warum spricht er so, als ob sie ihn jemals gemocht hätte? Nimmt seine Lage auf dem Boden unwillig wieder ein. Wenn man ihm zuhört, könnte man glauben, daß er mit ihr eine Liebschaft hat. Er wendet ihnen den Rücken zu und richtet sich zum Schlafen zurecht.

Mendoza, zu Tanner, vertraulicher, da er sich wirklich

allein mit einem mitfühlenden Zuhörer im stillen Sternenlicht der Berge weiß; denn alle übrigen schlafen bereits: Es war mit ihr so. Ihr Verstand reichte vorwärts in das zwanzigste Jahrhundert, ihre gesellschaftlichen Vorurteile und Familienrücksichten reichten zurück in die dunklen Vorzeiten. Ach Herr, wie Shakespeares Worte doch zu jeder unserer Stimmungen passen! Zitiert:

„Ich liebte Louisa: vierzigtausend Brüder
Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
Nicht meine Summ' erreicht . . ."

Und so weiter. Ich vergaß das übrige. Nennen Sie's Verblendung, wenn Sie wollen. Ich bin ein fähiger Mensch, ein starker Mensch; in zehn Jahren hätte ich ein Hotel ersten Ranges besessen. Ich bin ihr begegnet — ihr und — Sie sehen —! Ich ward ein Räuber, ein Ausgestoßener! Selbst Shakespeare kann meinen Gefühlen für Louisa nicht gerecht werden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Zeilen, die ich selbst über sie geschrieben habe, lese. Wie gering ihr literarischer Wert auch sein mag, sie drücken meine Gefühle besser aus, als gelegentliche Worte es irgendwie könnten. Er zieht ein Paket mit seiner Handschrift bedeckter Hotelrechnungen hervor und kniet am Feuer nieder, um sie zu entziffern. Er schürt das Feuer mit einem Stocke, um es glühen zu machen.

Tanner packt ihn rauh an der Schulter: Werfen Sie das Zeug ins Feuer, Präsident.

Mendoza, auffahrend: Wie?

Tanner: Sie opfern Ihre Karriere einer Monomanie.

Mendoza: Ich weiß es.

Tanner: Nein, das wissen Sie nicht. Niemand würde ein solches Verbrechen gegen sich selbst begehen, wenn er wirklich wüßte, was er tut. Wie vermögen Sie's, sich nach diesen erhabenen Hügeln umzublicken, den göttlichen Himmel zu betrachten, diese balsamische Luft einzuatmen und dann so zu sprechen wie ein literarischer Taglöhner im zweiten Stock von Bloomsburry?

Mendoza schüttelt den Kopf: Die Sierra ist nicht schöner als Bloomsburry, wenn man sich einmal an sie gewöhnt hat. Überdies machen diese Berge, daß man von Frauen träumt, von Frauen mit wundervollem Haar.

Tanner: Von Louisa, mit einem Wort. Mich werden die Berge nicht von Frauen träumen machen, mein Freund. Ich bin frei von Liebe.

Mendoza: Prahlen Sie nicht vor dem Morgen, Herr. Das hier ist ein seltsames Land für Träume.

Tanner: Nun, wir werden sehen. Gute Nacht. Er legt sich nieder und richtet sich zum Schlafen zurecht.

Mendoza folgt seinem Beispiele mit einem Seufzer, und ein paar Momente lang ist Ruhe in der Sierra. Dann setzt sich Mendoza plötzlich auf und sagt bittend zu Tanner: Erlauben Sie mir, Ihnen nur ein paar Zeilen vorzulesen, ehe Sie schlafen gehn. Ich würde so gern Ihre Meinung darüber hören.

Tanner, schlaftrunken: Legen Sie los. Ich höre zu.

Mendoza: Ich sah sie zuerst in der Pfingstwoche Louisa, Louisa —

Tanner, auffahrend: Mein lieber Präsident, Louisa ist ein sehr hübscher Name, aber er reimt sich wahrhaftig nicht auf Pfingstwoche.

Mendoza: Natürlich nicht. Louisa ist nicht der Reim, sondern der Refrain.

Tanner, nachgebend: Ah, der Refrain. Verzeihen Sie, fahren Sie fort.

Mendoza: Vielleicht gefällt Ihnen dieses hier nicht, ich denke, das werden Sie lieber mögen. Er zitiert in reichen, sanften Tönen und langsam.

Louisa, mein Liebchen.
Mein Liebchen, Louisa.
Louisa, Louisa, Louisa, mein Liebchen.
Berückend klingt mir dein Name, Louisa.
Louisa, Louisa, Louisa, mein Liebchen.
Treulos, ach treulos
Bist du Mendoza,
Mendoza liebt die treulose Louisa,
Es gibt nichts als sie in der Welt des Mendoza.
O bleibe nicht treulos Louisa Mendozas.

Affektiert: Es ist kein Verdienst, wundervolle Verse über einen solchen Namen hervorzuzaubern. Louisa ist ein herrlicher Name, nicht wahr?

Tanner, beinahe schlafend, antwortet mit einem schwachen Seufzer.

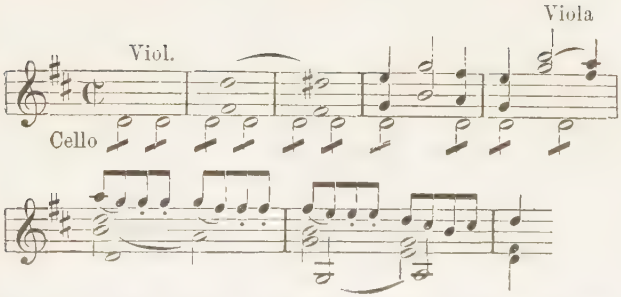
Mendoza:
O wäreſt du, Louiſa,
Die Frau des Mendoza,
Mendozas Louiſa, Louiſa Mendoza,
Wie himmliſch wär dann das Leben Mendozas!
Wie ſchmerzlos ſein Schmachten nach ſeiner Louiſa.

Das iſt wirkliche Poeſie — vom Herzen — vom Herzen des Herzens. Glauben Sie, daß es ſie rühren wird?

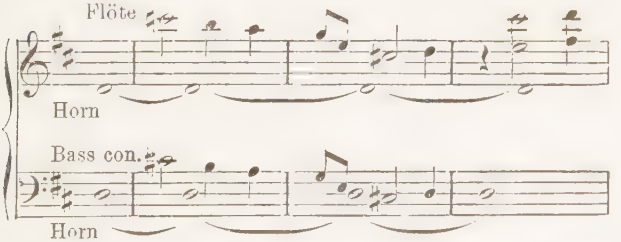
Keine Antwort.

Reſigniert: Eingeſchlafen, wie gewöhnlich. Knittelverſe für die ganze Welt: himmliſche Muſik für mich! Dummkopf, der ich bin, mein Herz zur Schau zu tragen! Er richtet ſich zum Schlafen zurecht und murmelt: Louiſa, mein Liebchen; mein Liebchen, Louiſa; Louiſa, Louiſa, Louiſa, mein —

Strafer ſchnarcht, rollt auf die Seite hinüber und verfällt wieder in Schlaf. Stille ſenkt ſich auf die Sierra herab, und die Dunkelheit wird dichter. Das Feuer iſt wieder unter weißer Aſche erloſchen und hört auf zu glühen. Die Felsſpitzen heben ſich unergründlich dunkel gegen das ſternbeſäete Firmament ab, aber jetzt verdunkeln ſich die Sterne und verſchwinden, und das Firmament ſcheint ſich aus dem All hinwegzuſtehlen. Anſtatt der Sierra iſt das Nichts da, allgegenwärtiges Nichts. Kein Himmel, keine Felsſpitzen, kein Licht, kein Laut, weder Zeit noch Raum, die äußerſte Leere. Dann beginnt irgendwo ein blaſſer Schein zu leuchten, und zugleich beginnt ein ſchwaches, pochendes Summen wie von einem geiſterhaften Violoncell, das endlos auf demſelben Tone zittert. Jetzt benützen ein paar geiſterhafte Violinen dieſen Baß



und der bleiche Schein zeigt einen Mann im Leeren, einen unkörperlichen, aber sichtbaren Mann, der, vernunftwidrig genug, auf nichts ruht. Einen Augenblick lang erhebt er den Kopf, während die Musik an ihm vorbeischwebt. Dann sinkt er in äußerster Niedergeschlagenheit mit einem schweren Seufzer zu Boden, und die Violinen wiederholen entmutigt ihre Melodie und geben sie schließlich auf, erstickt durch das Wehklagen unheimlicher Blasinstrumente, die sich folgendermaßen vernehmen lassen:



Es ist alles sehr seltsam. Man erkennt die Mozartsche Weise, und nach diesem Wink und mit Hilfe gewisser violetter Lichtfunken in dem bleichen Schein wird das Kostüm des Mannes als das eines spanischen Edelmannes des fünfzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts sichtbar. Don Juan natürlich; aber wieso? warum? Überdies empfängt man beim kurzen Empor-

heben seines Gesichts, das jetzt von seiner Hutkrempe versteckt ist, eine seltsame Erinnerung an Tanner. Ein kritischeres, anspruchsloseres, kleineres und kälteres Gesicht, das weder Tanners ungestüme Leichtgläubigkeit und Begeisterung noch den Anflug seiner modernen plutokratischen Roheit besitzt, aber dennoch besteht eine Ähnlichkeit, sogar eine Identität. Auch der Name Don Juan Tenorio gleicht dem Namen John Tanner. Wohin in aller Welt sind wir aus dem zwanzigsten Jahrhundert und der Sierra geraten?

Abermals flammt ein Schein im Leeren auf, diesmal kein violetter, sondern ein unangenehmer, rauchiger, gelber. Gleichzeitig flüstert eine geisterhafte Klarinette und verwandelt die folgende Melodie in unendliche Traurigkeit:

Der gelbliche Schein bewegt sich: ein altes Weib wandert im Leeren, gebeugt und zahnlos und, soweit man es erraten kann, in die grobe, braune Kutte eines religiösen Ordens gehüllt. Sie wandert und wandert in ihrer langsamen und hoffnungslosen Art, etwa so wie eine Wespe in ihrer schnellen, geschäftigen Art herumfliegt, bis sie an den Gegenstand, den sie sucht, anprallt. In diesem Fall: Gesellschaft. Mit einem Schluchzen der Erleichterung klammert sich das arme, alte Geschöpf an die Gegenwart des Mannes und spricht ihn mit trockener, unschöner Stimme an, die noch immer sowohl Stolz und Entschlossenheit als auch Leiden auszudrücken vermag.

Die alte Frau: Verzeih mir, aber ich bin so verlassen; und dieser Platz ist entsetzlich.

Don Juan: Ein neuer Gast.

Die alte Frau: Ja, ich starb erst heute früh. Ich habe gebeichtet und die letzte Ölung erhalten;

ich war zu Bette, meine Familie umstand mein Lager, und meine Augen waren auf das Kreuz gerichtet. Dann wurde es dunkel, und als die Finsternis wich, war es dieses Licht, das mich führte, ohne daß ich etwas sehen konnte. Ich bin vier Stunden in entsetzlicher Einsamkeit gewandert.

Don Juan, seufzend: Ah, du hast den Sinn für Zeit noch immer nicht verloren. Man verliert ihn bald in der Ewigkeit.

Die alte Frau: Wo sind wir?

Don Juan: In der Hölle.

Die alte Frau, stolz: In der Hölle! Ich in der Hölle! Wie kannst du es wagen?

Don Juan, unbekümmert: Warum nicht, Señora?

Die alte Frau: Du weißt nicht, zu wem du sprichst. Ich bin eine Dame und eine gläubige Tochter der Kirche.

Don Juan: Ich zweifle nicht daran.

Die alte Frau: Wie kann ich da in der Hölle sein? Im Fegefeuer vielleicht; ich bin nicht vollkommen gewesen: wer ist es? Aber die Hölle! Oh, du lügst.

Don Juan: Du bist in der Hölle, Señora, glaube mir. In der angenehmsten Hölle, das heißt dort, wo sie am einsamsten ist — obgleich du vielleicht Gesellschaft vorzögest.

Die alte Frau: Aber ich habe aufrichtig bereut; ich habe gebeichtet —

Don Juan: Wie viel?

Die alte Frau: Mehr Sünden, als ich tatsächlich begangen habe. Ich liebte die Beichte.

Don Juan: Ah, zu viel beichten ist vielleicht eben so schlimm, wie zu wenig beichten. Jedenfalls Señora, bist du, ob nun durch Irrtum oder Absicht, ganz gewiß verdammt wie ich selbst, und man kann jetzt nichts anderes tun, als gute Miene zum bösen Spiel machen.

Die alte Frau, entrüstet: Oh, und ich hätte um so vieles schlechter sein können! All meine guten Taten waren nutzlos — — absolut vergeudet! Wie ungerecht!

Don Juan: Nein, du bist reichlich und deutlich gewarnt worden. Für deine schlechten Taten empfange: „Erbarmen ohne Gerechtigkeit." Für deine guten Taten: „Gerechtigkeit ohne Erbarmen." Hier gibt es sehr viele gute Menschen.

Die alte Frau: Warst du ein guter Mensch?

Don Juan: Ich war ein Mörder.

Die alte Frau: Ein Mörder! Oh, wie darf man es wagen, mich zu Mördern zu gesellen! Ich war eine gute Frau. Da muß ein Irrtum vorliegen. Wo kann er gutgemacht werden?

Don Juan: Ich weiß nicht, ob hier Irrtümer gutgemacht werden können. Man wird wahrscheinlich keinen Irrtum zugeben, selbst wenn man einen begangen hat.

Die alte Frau: Aber wen kann ich fragen?

Don Juan: Ich würde den Teufel fragen, Se-

ñora: er kennt hier alle Wege, was mehr sagen will, als ich jemals von mir behaupten konnte.

Die alte Frau: Der Teufel! Ich! mit dem Teufel sprechen!

Don Juan: In der Hölle, Señora, steht der Teufel an der Spitze der besten Gesellschaft.

Die alte Frau: Ich sage dir, Elender, ich weiß, daß ich nicht in der Hölle bin.

Don Juan: Woher weißt du das?

Die alte Frau: Weil ich keinen Schmerz empfinde.

Don Juan: Oh, dann ist jeder Irrtum ausgeschlossen: Du bist vorsätzlich verdammt worden.

Die alte Frau: Was soll das heißen?

Don Juan: Die Hölle, Señora, ist ein Ort für die Bösen. Die Bösen fühlen sich dort vollkommen wohl: Für sie ist er geschaffen worden. Du sagst, daß du keinen Schmerz empfindest. Daraus schließe ich, daß du von denen bist, für die die Hölle da ist.

Die alte Frau: Fühlst du keinen Schmerz?

Don Juan: Ich bin keiner von den Bösen, Señora — deshalb langweile ich mich hier, über alle Maßen.

Die alte Frau: Keiner von den Bösen! Du sagtest, du hättest gemordet.

Don Juan: Nur im Duell. Ich habe meinen Degen einem alten Mann durch den Leib gerannt, der mir den seinen durch meinen Leib zu rennen versuchte.

Die alte Frau: Wenn du ein Gentleman warst, so war das kein Mord.

Don Juan: Der alte Mann nannte es Mord, weil er, wie er sagte, die Ehre seiner Tochter verteidigte. Damit meinte er, daß er, nachdem er mich beschimpft hatte, mich zu ermorden versuchte, weil ich mich in seine Tochter närrisch verliebt hatte und sie laut zu schreien anfing, als ich ihr das sagte.

Die alte Frau: Du warst wie alle Männer. Lüstlinge und Mörder seid ihr alle, alle, alle!

Don Juan: Und dennoch treffen wir einander hier, teuerste Dame.

Die alte Frau: Höre mich. Mein Vater wurde genau von so einem Elenden, wie du einer bist, erschlagen, in genau so einem Duell, wegen genau so einer Sache. Ich schrie: das war meine Pflicht. Mein Vater drang auf meinen Angreifer ein: seine Ehre verlangte es. Mein Vater fiel: das war — der Ehre Lohn. Ich bin hier, in der Hölle, wie du sagst: das ist der Lohn für meine Pflichterfüllung. Gibt es im Himmel eine Gerechtigkeit?

Don Juan: Nein, aber in der Hölle. Der Himmel ist hoch erhaben über derlei faule Menschlichkeiten. Du wirst in der Hölle willkommen sein, Senora. Die Hölle ist das Heim der Ehre, der Pflicht, der Gerechtigkeit und der übrigen sieben Tod-Tugenden. Alle Niedertracht auf Erden wird in ihrem Namen begangen. Wo denn sonst als in der Hölle sollen sie ihren Lohn finden? Habe

ich dir nicht gesagt, daß die wahrhaft Verdammten in der Hölle glücklich sind?

Die alte Frau: Du bist also hier glücklich?

Don Juan springt auf seine Füße: Nein; und das ist das Rätsel, über das ich im Dunkel nachsinne. Warum bin ich hier? Ich, der ich das Pflichtgefühl verhöhnt, die Ehre mit Füßen getreten und über die Gerechtigkeit gelacht habe!

Die alte Frau: Ich, was kümmert es mich, warum du hier bist! Warum bin ich hier? Ich, die ich all meine Neigungen der weiblichen Tugend und der Schicklichkeit geopfert habe.

Don Juan: Geduld, Gnädigste; du wirst dich hier vollkommen glücklich und zu Hause fühlen. Wie sagt der Dichter? „Die Hölle ist eine Stadt, die Sevilla äußerst ähnlich sieht."

Die alte Frau: Glücklich! Hier! wo ich nichts bin! wo ich niemand bin!

Don Juan: Durchaus nicht: du bist eine Dame; und wo immer Damen sind, dort ist die Hölle. Sei weder überrascht, noch entsetzt: du wirst hier alles finden, was sich das Herz einer Dame nur wünschen mag, die dienstliebenden Teufel inbegriffen, die dir freiwillig mit Ergebenheit aufwarten und deine Wichtigkeit verherrlichen werden, um den Teufels-Dienst zu verherrlichen — sie sind die besten Diener.

Die alte Frau: Meine Diener werden Teufel sein?

Don Juan: Hast du jemals Diener gehabt, die keine Teufel waren?

Die alte Frau: Niemals; sie waren Teufel, alle, vollkommene Teufel. Aber das ist nur eine Redensart. Ich dachte, du behauptest, meine Diener hier würden wirkliche Teufel sein!

Don Juan: Nicht wirklichere Teufel, als du eine wirkliche Dame sein wirst. Hier ist nichts wirklich. Das ist das Fürchterliche in der Verdammnis.

Die alte Frau: Oh, das ist alles Unsinn. Das wäre ja ärger als Feuer und der Leichenwurm.

Don Juan: Für dich vielleicht, es gibt Tröstungen. Zum Beispiel: wie alt warst du, als du die Zeit mit der Ewigkeit vertauschtest?

Die alte Frau: Frage mich nicht, wie alt ich war, als wenn ich ein Wesen der Vergangenheit wäre. Ich bin siebenundsiebzig.

Don Juan: Ein reifes Alter, Señora. Aber in der Hölle wird so hohes Alter nicht geduldet. Es ist zu real. Hier bietet man Liebe und Schönheit. Da unsere Seelen endgültig verdammt sind, kultivieren wir unsere Herzen. Als eine Dame von siebenundsiebzig würdest du in der Hölle nicht eine einzige Bekanntschaft machen.

Die alte Frau: Was kann ich gegen mein Alter tun, Mann?

Don Juan: Du vergißt, daß du dein Alter hinter dir gelassen hast im Strom der Zeit. Du bist nicht

mehr siebenundsiebzig, als du sieben oder siebzehn oder siebenundzwanzig bist.

Die alte Frau: Unsinn!

Don Juan: Bedenke, Señora: ist das nicht sogar wahr gewesen, als du noch auf Erden lebtest? Als du siebzig Jahre zähltest, warst du trotz deiner Runzeln und grauen Haare wirklich älter als mit dreißig Jahren?

Die alte Frau: Nein, jünger; mit dreißig war ich eine Törin. Aber was hat man davon, wenn man sich jung fühlt und alt aussieht?

Don Juan: Du siehst, Señora, daß dein Aussehen nur eine Illusion gewesen ist. Deine Runzeln haben genau so gelogen, wie die dralle Haut manches dummen Mädchens von siebzehn, das schwerfällige und abgelebte Gedanken hatte. Nun, hier sind wir körperlos; wir sehen einander nur deshalb körperlich, weil wir voneinander, als wir noch lebten, unter diesem Eindruck zu denken gelernt haben; und wir denken noch immer in dieser Weise, weil wir keine andere kennen. Aber den andern können wir in jedem Alter erscheinen, das uns gefällt, du brauchst nur irgend ein Aussehen von einst zu wünschen, und es wird wiederkehren.

Die alte Frau: Das kann nicht wahr sein.

Don Juan: Versuch' es.

Die alte Frau: Siebzehn!

Don Juan: Halt. Bevor du dich dazu ent-

schließest, möchte ich dir doch zu bedenken geben, daß diese Dinge Modesache sind. Es gab eine Zeit, da hatten wir eine wütende Vorliebe für siebzehn. Aber es dauerte nicht lange. Augenblicklich ist das moderne Alter vierzig oder sagen wir siebenunddreißig; aber es sind Anzeichen einer Veränderung vorhanden. Falls du mit siebenundzwanzig nur halbwegs gut ausgesehen hast, würde ich dir raten, dieses Alter zu versuchen und eine neue Mode zu begründen.

Die alte Frau: Ich glaube von allem, was du sagst, kein Wort. Immerhin, siebenundzwanzig! es sei. Windstoß! Die alte Frau verwandelt sich in eine so schöne, daß man sie in dem strahlenden Glanze, zu dem sich ihr mattes, gelbes Antlitz plötzlich erhellt hat, beinahe mit Ann Whitefield verwechseln könnte.

Don Juan: Donna Ana de Ulloa!

Ana: Was? Du kennst mich!

Don Juan: Und du hast mich vergessen!!

Ana: Ich kann dein Gesicht nicht sehen. Er lüftet seinen Hut. Don Juan Tenorio! Ungeheuer! Du bist es, der meinen Vater erschlagen hat! Selbst bis hierher verfolgst du mich!

Don Juan: Dagegen verwahre ich mich, ich verfolge dich nicht. Erlaube, daß ich mich zurückziehe. Er geht.

Ana ergreift seinen Arm: Du wirst mich an diesem entsetzlichen Orte nicht allein lassen.

Don Juan: Unter der Bedingung, daß es mir

nicht als Verfolgung ausgelegt wird, wenn ich bleibe.

Ana läßt ihn los: Du magst wohl staunen, daß ich deine Gegenwart ertragen kann. Mein teurer, teurer Vater!

Don Juan: Würdest du ihn gerne sehen?

Ana: Mein Vater hier!!!!!

Don Juan: Nein, er ist im Himmel.

Ana: Das wußte ich. Mein edler Vater! Er blickt jetzt auf uns herab. Was muß er fühlen, wenn er seine Tochter an diesem Orte und im Gespräch mit seinem Mörder sieht!

Don Juan: Apropos, falls wir ihm begegnen sollten —

Ana: Wie können wir ihm begegnen? Er ist im Himmel.

Don Juan: Von Zeit zu Zeit läßt er sich dazu herab, sich nach uns umzusehen. Der Himmel langweilt ihn. Ich möchte dich warnen: Sobald du ihm begegnest und von mir als seinem Mörder sprichst, wird er tödlich beleidigt sein! Er behauptet, daß er ein viel besserer Fechter gewesen sei als ich, und daß er mich getötet hätte, wenn sein Fuß nicht ausgeglitten wäre. Er hat zweifellos recht: ich war kein guter Fechter. Ich widerspreche ihm niemals, und so sind wir ausgezeichnete Freunde.

Ana: Es ist keine Schande für einen Soldaten, wenn er auf seine Geschicklichkeit in der Führung der Waffen stolz ist.

Don Juan: Du möchtest ihm wahrscheinlich lieber nicht begegnen.

Ana: Wie kannst du es wagen, das zu sagen?

Don Juan: Oh, das ist die übliche Empfindung hier. Bedenke doch, daß auf Erden — obgleich wir das niemals zugegeben haben — die Trauer über den Tod eines jeden Menschen, den wir kannten, selbst über den Tod derer, die wir am meisten geliebt haben, immer mit einer gewissen Befriedigung darüber, daß sie nun endlich für uns erledigt waren, gemischt gewesen ist.

Ana: Ungeheuer! Niemals, niemals!

Don Juan, sanft: Ich sehe, daß du dieses Gefühl wiedererkennst. Ja, ein Leichenbegängnis war immer ein Fest in Schwarz, namentlich das Leichenbegängnis eines Verwandten. Einerlei, Familienbande werden hier selten aufrecht erhalten. Dein Vater ist daran vollkommen gewöhnt. Er wird von dir keinerlei Zärtlichkeit erwarten.

Ana: Elender! Ich habe mein ganzes Leben lang um ihn Trauer getragen.

Don Juan: Ja, es stand dir gut. Aber ein Leben der Trauer ist ein Ding für sich, eine Ewigkeit der Trauer ist etwas anderes. Überdies bist du hier so tot wie er. Kann irgend etwas lächerlicher sein, als die Trauer eines Toten um einen andern Toten? Sieh nicht so verletzt drein, meine liebe Ana, und beunruhige dich nicht; es ist sehr viel Spiegelfechterei in der Hölle, es ist wahrhaftig kaum

sonst etwas; aber die Spiegelfechterei mit Tod und Alter und Wechsel, die läßt man sein, weil wir hier alle tot und alle ewig sind. Du wirst dich an unsere Art bald gewöhnen.

Ana: Und werden mich hier alle Männer liebe Ana nennen?

Don Juan: Nein. Das war ein Versehen meiner Zunge. Verzeih mir.

Ana, beinahe zärtlich: Juan, hast du mich wirklich geliebt, als du dich so schändlich gegen mich benahmst?

Don Juan, ungeduldig: Oh, ich bitte dich, fange nicht über Liebe zu sprechen an. Hier wird von nichts anderem als von Liebe gesprochen. Von ihrer Schönheit, ihrer Heiligkeit, ihrem geistigen Reiz, ihrer . . . der Teufel weiß, was noch. Verzeih, aber das langweilt mich so fürchterlich. Die Leute wissen nicht, worüber sie sprechen. Ich weiß es! Sie glauben, daß sie die Vollkommenheit der Liebe erreicht haben, weil sie körperlos sind. Lauter ausschweifende Einbildung! Pfui!

Ana: Hat selbst der Tod nicht vermocht, deine Seele zu läutern, Don Juan? Hat dich das entsetzliche Urteil, das die Statue meines Vaters gefällt hat, keine Verehrung gelehrt?

Don Juan: Wie geht es dieser schmeichlerischen Statue? Geht sie noch immer mit minderen Leuten soupieren und sperrt sie dann in diese abgründige Grube?

Ana: Es hat mich sehr viel Geld gekostet. Die Knaben in der Klosterschule lassen die Statue nicht in Ruhe; die Ungeschickten haben sie zerbrochen, und die Fleißigen haben ihre Namen darauf geschrieben. Drei neue Nasen in zwei Jahren und zahllose neue Finger ohne Ende. Ich habe sie schließlich ihrem Schicksal überlassen müssen und fürchte, daß sie jetzt entsetzlich zerstückelt ist. Mein armer Vater!

Don Juan: Still! Horch! Zwei große Akkorde, die auf synkopierten Tonwellen daherrollen, quellen hervor: D-moll und ihre Dominante: ein Ton gräßlicher Freude für alle Musiker. Ha! Mozarts Statuenmotiv. Es ist dein Vater. Es wäre besser, du verschwändest solange, bis ich ihn vorbereitet habe. Sie entschwebt. Aus dem Leeren schwebt eine lebende Statue aus weißem Marmor herbei, die einen majestätischen alten Mann darstellt. Aber er begibt sich seiner Majestät mit unendlicher Anmut, geht federleichten Schrittes, und jede Runzel seines kriegsmüden Gesichtes erglänzt in feiertäglicher Freudigkeit. Seinem Bildhauer verdankt er eine sehr trainierte Gestalt, die er aufrecht und stramm trägt. Die Enden seines Schnurrbarts kräuseln sich elastisch nach oben wie Uhrfedern und geben ihm ein Aussehen, das man flott nennen würde — wenn seine spanische Grandezza das erlaubte. Er steht auf dem besten Fuße mit Don Juan. Seine Stimme gleicht so sehr der Stimme Roebuck Ramsdens, — abgesehen von einer viel vornehmeren Modulation — daß sie die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenkt, daß sie einander trotz ihrer sehr verschiedenen Barttracht nicht unähnlich sind.

Don Juan: Ah, da bist du, lieber Freund. Wa-

rum lernst du nicht die wundervolle Musik auswendig, die Mozart für dich geschrieben hat?

Die Statue: Er hat sie leider für eine Baßstimme geschrieben. Ich habe einen Bariton. Nun, hast du schon bereut?

Don Juan: Ich achte dich zu sehr, um zu bereuen, Don Gonzalo. Wenn ich bereute, hättest du keine Ausrede, vom Himmel herabzukommen und mit mir zu debattieren.

Die Statue: Das ist wahr. Bleibe verstockt, mein Junge. Ich wollte, ich hätte dich getötet, was ich auch getan haben würde, wenn der Zufall es nicht verhindert hätte. Dann wäre ich hierher gekommen; und du würdest eine Statue erhalten haben und in den Ruf der Frömmigkeit gekommen sein, auf dessen Höhe du hättest leben müssen. Gibt es etwas Neues?

Don Juan: Ja; deine Tochter ist gestorben.

Die Statue, verblüfft: Meine Tochter? Erinnert sich: Oh! Du meinst wohl die, in die du verliebt gewesen bist? Warte nur: wie war doch ihr Name?

Don Juan: Ana.

Die Statue: Ganz richtig; Ana. Ein hübsches Mädchen, wenn ich mich recht entsinne. Hast du nur — wie war doch sein Name — ihren Gatten vorbereitet?

Don Juan: Meinen Freund Octavio? Nein; ich habe ihn nicht gesehen, seit Ana gekommen ist.

Die entrüstete Ana wird sichtbar.

Ana: Was soll das heißen? Octavio hier und dein Freund? Und du, Vater, hast meinen Namen vergessen? Du bist wahrhaftig zu Stein geworden.

Die Statue: Mein liebes Kind, ich werde in Marmor so viel mehr bewundert, als ich es jemals in meiner eigenen Gestalt wurde, daß ich das Aussehen, das mir der Bildhauer gab, beibehalten habe. Er ist einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit gewesen, das mußt du zugeben.

Ana: Vater! Eitelkeit! Persönliche Eitelkeit! Du!

Die Statue: Ah, du hast diese Schwäche überlebt, meine Tochter; du mußt jetzt nahezu achtzig Jahre alt sein. Ich wurde in meinem vierundsechzigsten Lebensjahre durch einen Zufall hinweggerafft und bin daher bedeutend jünger als du. Übrigens, mein Kind, läßt man an diesem Ort das, was unser leichtfertiger Freund hier die Farce elterlicher Weisheit nennen würde, fallen. Sieh in mir, ich bitte dich, ein Mitgeschöpf und nicht deinen Vater.

Ana: Du sprichst wie dieser Schurke.

Die Statue: Juan ist ein gesunder Denker, Ana. Ein schlechter Fechter, aber ein gesunder Denker.

Ana wird von Entsetzen erfaßt: Ich beginne zu verstehen. Das sind Teufel, die mich höhnen. Ich täte gut, zu beten.

Die Statue, sie tröstend: Nein, nein, nein, mein Kind; bete nicht. Wenn du betest, stößt du einen

großen Vorteil, den dieser Ort bietet, von dir. Über dem Eingangstor stehen hier die Worte geschrieben: „Laß jede Hoffnung zurück, du der du eintrittst." Bedenke nur, was das für eine Erlösung ist! Was soll uns Hoffnung? Sie ist eine Form moralischer Verantwortung. Hier gibt es keine Hoffnung, keine Pflicht, keine Arbeit, nichts, was man durch Beten erlangen könnte, nichts, was man dadurch verlieren könnte, daß man tut, was einem beliebt. Die Hölle ist, kurz gesagt, ein Ort, wo man nichts anderes zu tun hat, als sich zu unterhalten. Don Juan seufzt tief. Du seufzest, Freund Juan; aber wenn du im Himmel zu Hause wärest, wie ich, dann würdest du zugeben, daß du's besser hast.

Don Juan: Du bist heute gut aufgelegt, Komtur. Du bist geradezu geistreich. Was ist denn geschehen?

Die Statue: Ich bin zu einer wichtigen Entscheidung gelangt, mein Junge. Aber zuerst, wo ist unser Freund, der Teufel? Ich muß ihn in der Angelegenheit befragen. Und Ana würde zweifellos gern seine Bekanntschaft machen.

Ana: Du bist im Begriff, eine Folter für mich vorzubereiten.

Don Juan: All das ist Aberglaube, Ana. Beruhige dich. Bedenke: der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird.

Auf eine Handbewegung der Statue hin rollen die großen

Akkorde wieder hervor; aber diesmal wird die Mozartsche Musik grotesk mit Gounodscher verfälscht. Ein scharlachroter Hof beginnt zu glühen, und in diesem erhebt sich der Teufel, sehr mephistophelisch und gar nicht Mendoza unähnlich, obwohl nicht so interessant. Er sieht älter aus, ist vorzeitig kahl und trotz eines Ergusses von Gutmütigkeit und Freundlichkeit mürrisch und empfindlich, wenn sein Entgegenkommen nicht erwidert wird. Er flößt nicht viel Vertrauen ein bezüglich seiner Kräfte zu schwerer Arbeit und Ausdauer. Im großen und ganzen ist er ein Wesen, das in unangenehmer Weise seinen Leidenschaften zu frönen scheint; aber er ist klug und annehmbar, obgleich merklich weniger wohlerzogen als die anderen zwei Männer und sehr viel weniger lebendig als das Weib.

Der Teufel, herzlich: Habe ich das Vergnügen, wieder einmal von dem berühmten Komtur von Calatrava besucht zu werden? Kühl: Don Juan, Ihr Diener. Höflich: Und eine fremde Dame? Meine Hochachtung, Señora.

Ana: Sind Sie —

Der Teufel verbeugt sich: Lucifer, zu Ihren Diensten.

Ana: Ich werde noch verrückt werden.

Der Teufel, galant: Oh, Señora, fürchten Sie nichts. Sie sind von der Erde zu uns gekommen, vollgesogen mit den Vorurteilen und Schrecknissen dieser von Pfaffen regierten Welt. Sie haben schlecht über mich sprechen gehört, und dennoch habe ich dort, glauben Sie mir, ein Heer von Freunden.

Ana: Ja, Sie regieren in vielen Herzen.

Der Teufel, seinen Kopf schüttelnd: Sie schmeicheln mir, Señora, aber Sie irren. Es ist wohl wahr, daß die Welt nicht ohne mich fertig werden kann; aber sie hält mir dafür niemals etwas zugute. Im Herzen mißtraut sie mir und haßt mich. Sie hat nur für Elend, für Armut und für Entbehrungen des Körpers und des Herzens Sympathien. Ich dagegen fordere die Welt auf, mit der Freude, mit der Liebe, mit dem Glück, mit der Schönheit zu sympathisieren —

Don Juan, angeekelt: Entschuldigen Sie; ich will gehen. Sie wissen, daß ich das nicht vertragen kann.

Der Teufel, ärgerlich: Ja; ich weiß, daß Sie nicht mein Freund sind.

Die Statue: Was tut er Ihnen zuleide, Juan? Er hat sehr vernünftig gesprochen, als Sie ihn unterbrachen.

Der Teufel, der Statue warm die Hand schüttelnd: Ich danke Ihnen, mein Freund, ich danke Ihnen. Sie haben mich immer verstanden; er hat mich immer verachtet und ist mir ausgewichen.

Don Juan: Ich habe Sie mit vollendeter Höflichkeit behandelt.

Der Teufel: Höflichkeit! Was ist Höflichkeit? Mir liegt nichts an bloßer Höflichkeit. Gewähren Sie mir Herzenswärme, wirkliche Aufrichtigkeit, das Band der Sympathie, der Liebe und Freude —

Don Juan: Sie machen mich krank.

Der Teufel: Da haben wir's! Wendet sich an die Statue: Sie hören ihn, Herr Komtur. Oh, infolge welcher Ironie des Schicksals ist dieser kalte, selbstsüchtige Egoist in mein Königreich und Sie in die eisigen Regionen des Himmels gesandt worden!

Die Statue: Ich kann nicht klagen. Ich bin immer ein Heuchler gewesen; und es ist mir schon recht geschehen, daß ich in den Himmel gekommen bin.

Der Teufel: Warum kommen Sie nicht zu uns und verlassen eine Sphäre, für die Ihr Temperament zu sympathisch, Ihr Herz zu warm, Ihre Fähigkeit, sich zu vergnügen, zu groß ist?

Die Statue: Ich habe mich heute entschlossen, das zu tun. In Zukunft, vortrefflicher Sohn des Morgens, will ich der Ihre sein. Ich habe den Himmel für immer verlassen.

Der Teufel ergreift wieder seine Hände: Oh, welche Ehre für mich! Welch ein Triumph unserer Sache! Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Und jetzt, mein Freund — ich darf Sie doch endlich so nennen — könnten Sie ihn nicht überreden, den Platz einzunehmen, den Sie oben leer gelassen haben?

Die Statue, den Kopf schüttelnd: Ich kann niemandem, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuße stehe, mit gutem Gewissen empfehlen, es sich freiwillig langweilig und unbehaglich einzurichten.

Der Teufel: Natürlich nicht; aber sind Sie dessen so gewiß, daß er sich dort unbehaglich fühlen

würde? Sie müssen es natürlich am besten wissen. Sie haben ihn zuerst hierhergebracht und wir haben die größten Hoffnungen auf ihn gesetzt. Seine Gefühle waren die des besten Geschmacks unserer besten Leute. Erinnern Sie sich noch, wie er gesungen hat?

Er beginnt in einem näselnden Opernbariton zu singen, der infolge des ewigen Mißbrauchs in französischer Manier tremoliert:

Vivan le femmine!
Viva il buon vino!

Die Statue nimmt die Melodie eine Oktave höher, in seinem falschen Tenor:

Sostegno e gloria
D' umanità.

Der Teufel: Ganz richtig. Jetzt singt er uns nie mehr etwas vor.

Don Juan: Beklagen Sie sich darüber? Die Hölle ist voll musikalischer Amateure; die Musik ist der Branntwein der Verdammten. Soll es einer verlorenen Seele nicht gestattet sein, enthaltsam zu sein?

Der Teufel: Sie wagen es, die süßeste der Künste zu verhöhnen?

Don Juan, mit kaltem Ekel: Sie sprechen wie ein hysterisches Frauenzimmer, das einem Geiger schmeichelt.

Der Teufel: Ich bin Ihnen nicht böse. Ich bedaure Sie bloß. Sie haben keine Seele; und Sie wissen nicht, was Sie dadurch alles verlieren.

Was Sie betrifft, Herr Komtur, so sind Sie ein geborener Musiker. Wie gut Sie singen! Mozart würde entzückt sein, wenn er noch hier wäre; aber er schmollte und ging in den Himmel. Komisch, wie diese klugen Leute, von denen man glauben sollte, daß sie dazu geboren sind, hier populär zu werden, keinen Erfolg in der Gesellschaft haben, wie Don Juan!

Don Juan: Es tut mir wirklich sehr leid, daß ich keinen Erfolg in der Gesellschaft habe.

Der Teufel: Nicht etwa, daß wir Ihren Verstand nicht bewunderten! Das tun wir schon. Aber ich betrachte die Angelegenheit von Ihrem eigenen Standpunkt aus. Sie können mit uns nicht harmonieren. Der Ort gefällt Ihnen nicht. Die Wahrheit ist, Sie haben — ich will nicht sagen, kein Herz; denn ich weiß, daß hinter all Ihrem erkünstelten Zynismus ein sehr warmes —

Don Juan, schaudernd: Ich bitte, nicht.

Der Teufel, gereizt: Gut, Sie haben kein Talent zum Genießen. Genügt Ihnen das?

Don Juan: Das ist ein weniger unerträgliches Gewäsch. Aber wenn Sie erlauben, will ich, wie gewöhnlich meine Zuflucht zur Einsamkeit nehmen.

Der Teufel: Warum nehmen Sie Ihre Zuflucht nicht zum Himmel? Das ist der richtige Platz für Sie. Zu Ana: Kommen Sie, Señora, können Sie ihn nicht überreden, es im eigenen Interesse mit dieser Luftveränderung zu versuchen?

Ana: Aber kann er denn in den Himmel kommen, sobald er nur Lust dazu hat?

Der Teufel: Wer wollte ihn hindern?

Ana: Kann irgend jemand — kann ich in den Himmel kommen, wenn ich es wünsche?

Der Teufel, etwas zornig: Gewiß, wenn das nach Ihrem Geschmack ist.

Ana: Aber warum geht dann nicht ein jeder in den Himmel?

Die Statue, kichernd: Das will ich dir sagen, liebes Kind. Weil der Himmel der engelhafteste, langweiligste Ort der Schöpfung ist: das ist der Grund.

Der Teufel: Seine Exzellenz der Komtur hat Ihnen den Grund mit militärischer Offenheit angegeben. Die Art, wie im Himmel gelebt wird, ist unerträglich. Man erzählt sich, daß mir dort die Tür gewiesen wurde; aber tatsächlich hätte mich nichts dazu bewegen können, zu bleiben. Ich habe den Himmel einfach verlassen und diesen Ort ins Leben gerufen.

Die Statue: Das wundert mich nicht. Niemand könnte es eine Ewigkeit im Himmel aushalten.

Der Teufel: Oh, es gibt Leute, denen er bekommt. Wir wollen gerecht sein, Komtur; es ist eine Frage des Temperaments. Ich bin kein Bewunderer des englischen Temperaments; ich verstehe es nicht. Ich könnte auch nicht behaupten, daß ich besondere Lust hätte, es zu verstehen; aber es ge-

hört allerlei dazu, ein Universum zu schaffen. Über Geschmacksrichtungen kann man nicht streiten; es gibt Leute, denen es im Himmel gefällt. Ich glaube, Don Juan würde es dort auch gefallen.

Don Juan: Entschuldigen Sie meinen Freimut — aber könnten Sie wirklich dahin zurückkehren, wenn Sie wollten, oder sind die Trauben zu sauer?

Der Teufel: Dahin zurückkehren! Ich kehre oft dahin zurück. Haben Sie das Buch Hiob nie gelesen? Kennen Sie irgend eine gesetzliche Autorität, die behauptet, daß es zwischen unserm Reich und dem andern eine Schranke gäbe?

Ana: Aber es ist gewiß ein gewaltiger Abstand festgestellt worden.

Der Teufel: Meine liebe Gnädige, eine Parabel, die nicht wörtlich genommen werden darf. Der Abstand besteht im Unterschied zwischen einem engelgleichen und einem teuflischen Temperament. Was für einen noch schwerer überbrückbaren Abgrund könnten Sie sich denken? Denken Sie daran, was Sie auf Erden gesehen haben. Es gibt keinen physischen Abstand zwischen der Gelehrtenstube und dem Stierzirkus; aber die Stierkämpfer kommen trotzdem nicht in die Gelehrtenstube. Sind Sie jemals in dem Lande gewesen, in dem ich die ausgedehnteste Gefolgschaft besitze — in England? Dort gibt es einerseits große Rennplätze, andererseits Konzerthallen, wo sie die klassischen Schöpf-

ungen Ihres Freundes Mozart spielen, Exzellenz. Die Besucher der Rennplätze können den Wettrennen auch fernbleiben und statt dessen, wenn sie Lust haben, in die klassischen Konzerte gehen. Dagegen gibt es kein Gesetz. Die Engländer werden niemals Sklaven sein; es steht ihnen frei zu tun, was immer die Regierung und die öffentliche Meinung ihnen zu tun erlaubt. Und das klassische Konzert gilt den höher Gebildeten als eine Veranstaltung, die veredelnder, poetischer, vernünftiger ist als die Rennbahn. Aber geben die Liebhaber der Rennbahnen deshalb ihren Sport auf und strömen in die Konzertsäle? Durchaus nicht. Sie würden dort all die Sorgfalt erdulden müssen, die der Komtur im Himmel erduldet hat. Der Abstand zwischen diesen beiden Orten ist so groß, wie der zwischen den Orten des Lazarus und des reichen Mannes in der Parabel. Ein bloßer physischer Abstand wäre zu überbrücken oder wenigstens könnte ich ihn überbrücken — die Erde ist voll Teufelsbrücken — aber der Abstand des Geschmacks ist unüberbrückbar und ewig. Und das ist der einzige Abgrund, der meine Freunde hier von denen trennt, die boshafterweise die Glücklichen genannt werden.

Ana: Ich werde sofort in den Himmel gehn.

Die Statue: Mein Kind, gestatte mir zuvor ein Wort der Warnung. Ich will meines Freundes Lucifer Gleichnis vom klassischen Konzert ergänzen. In jedem dieser Konzerte wirst du in England

Scharen müder Menschen finden, die nicht dort sind, weil sie klassische Musik tatsächlich lieben, sondern weil sie glauben, daß sie sie lieben sollten. Nun, dasselbe gilt vom Himmel. Viele Menschen sitzen dort in der Glorie, nicht weil sie dabei glücklich sind, sondern weil sie glauben, daß sie es ihrer Stellung schuldig sind, im Himmel zu sein. Das sind fast ausnahmslos Engländer und Deutsche.

Der Teufel: Ja, das stimmt. Die Südländer geben den Himmel auf und kommen zu mir, genau so wie Sie's getan haben. Aber die Engländer scheinen es wahrhaftig nicht zu bemerken, wenn sie gründlich unglücklich sind. Ein Engländer hält sich für moralisch, sobald ihm bloß unbehaglich zumute ist.

Die Statue: Kurzum, meine Tochter, wenn du in den Himmel gehst, ohne von Natur aus dazu veranlagt zu sein, wirst du dich dort nicht wohl fühlen.

Ana: Und wer wagt zu behaupten, daß ich von Natur aus nicht dazu veranlagt bin? Die vornehmsten Kirchenfürsten haben niemals danach gefragt. Ich bin es mir selbst schuldig, diesen Ort sofort zu verlassen.

Der Teufel, beleidigt: Wie's Ihnen beliebt, Señora. Ich hätte Sie für geschmackvoller gehalten.

Ana: Vater, ich erwarte von dir, daß du mit mir kommst. Du kannst nicht hier bleiben. Was werden die Leute dazu sagen?

Die Statue: Die Leute! Die angesehensten Leute sind doch hier — Kirchenfürsten und alle andern Würdenträger. In den Himmel gehen so wenige, und so viele kommen hierher, daß die Glücklichen, die man dereinst himmlische Gäste genannt hat, in fortwährend abnehmender Minderheit sind. Die Heiligen, die Väter, die Erwählten längst vergangener Zeiten sind die Betrüger, die Schwärmer, die Eindringlinge von heute.

Der Teufel: Das ist wahr. Vom Beginn meiner Laufbahn wußte ich, daß ich schließlich durch das bloße Gewicht der öffentlichen Meinung, trotz des langen Kampfes, den Verdrehung und Verleumdung gegen mich geführt haben, Sieger bleiben würde. Im Grunde genommen ist die Verfassung des Weltalls demokratisch, und mit einer solchen Majorität, wie ich sie habe, kann ich für die Dauer nicht kalt gestellt werden.

Don Juan: Ana, ich glaube, du solltest lieber hier bleiben.

Ana, eifersüchtig: Du wünschest nicht, daß ich mit dir gehe.

Don Juan: Du würdest sicherlich nicht in Gesellschaft eines Verworfenen, wie ich es bin, in den Himmel einziehen wollen.

Ana: Alle Seelen sind gleich wertvoll. Du bereust doch, nicht wahr?

Don Juan: Meine liebe Ana, du bist töricht. Glaubst du, daß es im Himmel wie auf Erden ist,

wo die Leute sich einreden, daß durch Reue Geschehenes ungeschehen gemacht werden, daß durch Zurückziehung der Worte Gesagtes ungesagt werden, daß die Wahrheit durch eine allgemeine Vereinbarung, sie Lüge zu nennen, zunichte gemacht werden könne? Nein, der Himmel ist die Heimat der großen Meister der Wirklichkeit; das ist der Grund, warum ich hingehe.

Ana: Ich danke dir. Ich gehe des Glückes wegen in den Himmel. Ich hatte auf Erden gerade genug Wirklichkeit.

Don Juan: Dann mußt du hier bleiben, denn in der Hölle gibt's keine Wirklichkeit und viele Glücksucher. Sie ist die einzige Zuflucht vor dem Himmel, der, wie ich dir schon sagte, die Heimat der Meister der Wirklichkeit ist, nicht wie die Erde, die nur die Heimat der Sklaven der Wirklichkeit ist. Die Erde ist eine Kinderstube, in der Männer und Frauen sich als Helden und Heldinnen aufspielen, als Heilige und Sünder, aber sie werden durch ihren Körper aus ihrem Narrenparadies hinausgezerrt. Hunger, Kälte und Durst, Alter, Krankheit und Siechtum: der Tod vor allem macht sie zu Sklaven der Wirklichkeit; dreimal täglich müssen sie Mahlzeiten einnehmen und verdauen! Dreimal in einem Jahrhundert muß eine neue Generation erzeugt werden. Die Zeiten des Glaubens, der Romantik und der Wissenschaft gipfeln schließlich alle in dem einen Gebet: „Mache mich zu einem

gesunden Tier.“ Aber hier entflieht man der Tyrannei des Fleisches; denn hier ist man gar kein Tier: Man ist ein Geist, eine Erscheinung, eine Illusion, ein Übereinkommen, unsterblich, ohne Alter; mit einem Wort, körperlos. Hier gibt es keine sozialen Fragen, keine politischen Fragen, keine religiösen Fragen und, was vielleicht das Beste ist, keine Verdauungsfragen. Hier nennt man deine Erscheinung Schönheit, deine Ergriffenheit Liebe, deine Gefühle Heroismus, deine Bestrebungen Tugend, genau wie man es auf Erden getan hat; aber mit dem Unterschied, daß es hier keine ehernen Tatsachen, die dir widersprechen können, keine ironischen Kontraste zwischen dem, was du brauchst, und den Ansprüchen, die du stellst, keine menschlichen Komödien gibt, nichts als eine fortgesetzte Romantik, ein Weltall-Melodrama. Wie unser deutscher Freund in seinem Gedicht gesagt hat: „das Unbeschreibliche hier ist's getan: das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, ohne uns einen Schritt weiter zu bringen. Und dennoch hast du den Wunsch, dieses Paradies zu verlassen.

Ana: Aber wenn die Hölle so schön ist, wie herrlich muß erst der Himmel sein!

Der Teufel, die Statue und Don Juan beginnen alle zugleich, heftig protestierend zu sprechen, dann halten sie beschämt inne.

Don Juan: Verzeihen Sie.

Der Teufel: Oh, ich bitte. Ich unterbrach Sie.

Die Statue: Du wolltest eben etwas sagen.

Don Juan: Nach Ihnen, meine Herren.

Der Teufel, zu Don Juan: Sie haben die Vorteile meiner Herrschaft so beredt geschildert, daß ich schwieg, um den Schattenseiten des Konkurrenzunternehmens die gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Don Juan: Im Himmel, wie ich ihn schildere, teure Dame, lebt und arbeitet man, anstatt zu spielen und zu simulieren. Man sieht den Dingen dreist ins Gesicht; nichts wird einem erspart außer dem Blendwerk, und deine Standhaftigkeit und deine Gefahr sind deine Glorie. Wenn das Spiel hier und auf Erden weiter geht und die ganze Welt eine Bühne ist, so ist der Himmel zumindestens hinter der Szene, aber den Himmel kann man nicht mit einer Metapher beschreiben. Ich werde mich in den Himmel begeben, weil ich hoffe, dort endlich den Lügen und der langweiligen gewöhnlichen Glückshascherei entfliehen und meine Äonen in Betrachtungen verbringen zu können —

Die Statue: Pah!

Don Juan: Señor Komtur: ich tadle deinen Widerwillen nicht; eine Bildergalerie ist ein öder Aufenthalt für einen blinden Mann. Aber wie du so romantische Spiegelfechtereien wie Schönheit und Vergnügen genießest, so möchte ich das, was mich vor allen anderen Dingen interessiert, genießen: nämlich das Leben, die Kraft, die bestrebt ist, eine immer größere Macht der Selbstbe-

trachtung zu erlangen. Was, glaubst du, hat mir dieses Gehirn entwickelt? Nicht die Notwendigkeit, meine Beine zu bewegen; denn eine Ratte, die kein halb so vollendetes Gehirn hat wie ich, bewegt sich ebensogut. Nicht bloß der Zwang, das zu tun, was ich tue, sondern auch der Zwang, zu wissen was ich tue, damit ich mich in meinen verständnislosen Bemühungen, zu leben, nicht selbst erschlage!

Die Statue: Du würdest dich erschlagen haben in deiner verständnislosen Bemühung zu fechten, wenn ich nicht ausgeglitten wäre, lieber Freund.

Don Juan: Tapferer Klopffechter! Di rider finirai prima l'aurora, O statua gentilissima.

Die Statue: Ha, ha! Erinnere dich, wie du erschrakst, als ich etwas Ähnliches von meinem Sockel in Sevilla sagte? Es klingt ziemlich verstimmt ohne meine Posaunen.

Don Juan: Man sagt mir, daß es gewöhnlich verstimmt klingt mit ihnen.

Ana: Oh, unterbrich nicht mit solchen Frivolitäten, Vater. Gibt es nichts als Betrachtung im Himmel, Don Juan?

Don Juan: Im Himmel, den ich suche, gibt es keine andere Lust. Aber dort gibt's auch die Arbeit, dem Leben in seinem Kampfe aufwärts zu helfen. Denke nur, wie es sich selbst vergeudet und zerstreut, wie es sich selbst Hindernisse aufbaut und sich in seiner Unwissenheit und Blindheit selbst zer-

ſtört. Sie braucht ein Gehirn, dieſe unwiderſtehliche Kraft, um ſich in ihrer Unwiſſenheit nicht ſelbſt zu widerſtehen. Welch ein Meiſterwerk iſt der Menſch! ſagt der Dichter. Ja: aber was für ein Stümper! Er iſt das höchſte Wunder der Organiſation, das das Leben je erreicht hat, das fühlbarſte Lebeweſen, das beſteht, der bewußteſte aller Organismen; und wie elend iſt doch ſein Gehirn! Die Dummheit, die durch Beſchwerden und Armut niedrig und grauſam gemacht worden iſt! Die Einbildung, die lieber verhungern will, als dieſen Tatſachen ins Antlitz zu ſehen, und immer neue Illuſionen aufbaut, um ſie zu verbergen und das dann Klugheit nennt, Genie! Und überdies klagt die Dummheit noch die Einbildung der Torheit an, und die Einbildung die Dummheit der Unwiſſenheit; während ach! die Dummheit alles Wiſſen und die Einbildung alle Intelligenz beſitzt.

Der Teufel: Und einen ſchönen Wirrwarr richten ſie alle beide an. Habe ich nicht, als ich jene Angelegenheit Fauſts arrangierte, geſagt, was die Vernunft für den Menſchen getan hat: er nennt's Vernunft und brauchts allein, nur tieriſcher als jedes Tier zu ſein. Ein herrlicher Leib iſt das Gehirn von hundert galligen, aufgeblähten Philoſophen wert.

Don Juan: Sie vergeſſen, daß gehirnloſe Herrſchaft des Körpers ſchon verſucht worden iſt. Es gab Dinge, die in jeder Hinſicht unverhältnismäßig

größer als der Mensch gewesen sind und ohne Gehirn bestanden und zugrunde gingen. Das Riesenfaultier und der Ichthyosaurus haben die Erde mit Siebenmeilenstiefeln durchmessen und den Tag mit unermeßlichen Flügeln verdunkelt. Wo sind sie jetzt? Fossile in Museen und so wenige und unvollkommene noch dazu, daß ein Knöchel oder ein Zahn eines solchen Kolosses höher im Preise steht als das Leben von tausend Soldaten. Diese Geschöpfe lebten und wollten leben; aber aus Mangel an Gehirn wußten sie nicht, wie sie ihre Absicht erfüllen sollten, und so haben sie sich gegenseitig vernichtet.

Der Teufel: Und vernichten die Menschen einander trotz ihrer gerühmten Gehirne jetzt weniger? Sind Sie kürzlich auf Erden gewandelt? Ich bin es; und da habe ich die wundervollen Erfindungen des Menschen geprüft. Und ich sage Ihnen, daß der Mensch die Lebenskunst durch keine Erfindung bereichert hat; aber in der Todeskunst übertrifft er selbst die Natur und ruft durch chemische und maschinelle Wirkungen alle Todesarten: Seuchen, Massenmord und Hungersnot hervor. Der Bauer, den ich heute in Versuchung führe, ißt und trinkt genau das, was die Bauern vor zehntausend Jahren gegessen und getrunken haben; und das Haus, in dem er lebt, hat sich in tausend Jahrhunderten nicht so sehr verändert, wie ein Damenhut im Laufe weniger Wochen. Aber wenn er auszieht, um zu töten, be-

gleitet ihn ein mechanisches Wunderwerk, das er nur mit einem Finger zu berühren braucht, damit die verborgensten Molekularenergien entwickelt werden, und das den Wurfspieß, den Pfeil, das Blasrohr seines Vaters weit hinter sich läßt. In den Künsten des Friedens ist der Mensch ein Stümper. Ich habe seine Baumwollfabriken und dergleichen gesehen, die ein räudiger Hund erfunden haben könnte, wenn er statt Futter Geld gebraucht hätte. Ich kenne seine schwerfälligen Schreibmaschinen, seine mangelhaften Lokomotiven und seine widerlichen Fahrräder: es sind Spielzeuge, verglichen mit Maximgewehren und dem unterseeischen Torpedoboot! Die industriellen Maschinen des Menschen kennzeichnen nur seine Gier und seine Faulheit; sein Herz legt er in seine Waffen. Die wunderbare Lebenskraft, die Sie so rühmen, ist eine Todeskraft: der Mensch mißt seine Kraft an seiner Fähigkeit, zu zerstören. Was ist seine Religion? Ein Vorwand, mich zu hassen. Was ist sein Gesetz? Ein Vorwand, Sie zu hängen. Was ist seine Sittlichkeit? seine Vornehmheit? Ein Vorwand, zu konsumieren, ohne zu produzieren. Was ist seine Kunst? Ein Vorwand, sich an Schlachtenbildern zu ergötzen. Was ist seine Politik? Entweder die Anbetung eines Despoten, weil ein Despot töten darf, oder ein parlamentarischer Hahnenkampf. Ich habe unlängst einen Abend in einer berühmten gesetzgebenden Körperschaft zugebracht und gehört, wie der Wolf den

Schafen ihre Blutgier vorwarf und wie die Minister die Fragen beantwortet haben. Als ich fortging, habe ich den alten Kinderspruch an die Tür gekreidet: „Frage nicht, und du wirst nicht belogen werden". Dann kaufte ich mir ein vielgelesenes Familienblatt und fand darin nichts als Bilder junger Leute, die einander erschossen und erstachen. Ich sah einen Mann sterben: einen Londoner Maurer, der sieben Kinder hatte. Er hinterließ siebzehn Pfund Vereinsgeld, und seine Frau gab alles für seine Beerdigung aus, und tags darauf ging sie mit seinen Kindern in das Arbeitshaus. Sie hätte keine sieben Penny für die Erziehung ihrer Kinder ausgegeben; das Gesetz mußte sie zwingen, die Kleinen unentgeltlich unterrichten zu lassen, aber für den Tod hat sie alles ausgegeben, was sie besaß. Die Einbildungskraft des Menschen sprüht und glüht darüber: all seine Kräfte ergeben sich bei dem Gedanken an den Tod; die Geschöpfe lieben ihn und je furchtbarer er ist, desto mehr genießen sie ihn. Die Hölle steht über dem Begriffsvermögen der Menschen; ihre geringe Kenntnis dieses Ortes verdanken sie zweien der größten Narren, die je gelebt haben, einem Italiener und einem Engländer. Der Italiener hat die Hölle als einen Ort des Schmutzes, der Trostlosigkeit, des Unrates, des Feuers, der giftigen Schlangen und als den Born aller Qualen geschildert. Wie dieser Esel keine Lügen mehr über mich schwatzte, faselte er

von einer Frau, die er einmal auf der Straße gesehen hatte. Der Engländer schilderte mich, als wenn ich mit Kanonen und Schießgewehren aus dem Himmel vertrieben worden wäre; und bis auf den heutigen Tag glaubt jeder Brite, daß diese dumme Geschichte in der Bibel stehe. Ich weiß nicht, was der Engländer sonst noch über mich erzählt; denn das alles steht in einem langen Gedicht, das weder ich noch irgend ein anderer jemals durchzuwaten vermocht hat. Es geht darin genau so zu wie auf jedem Gebiet. Als die höchste Dichtungsform gilt die Tragödie, ein Drama, in dem zum Schluß alle ermordet werden. In alten Chroniken liest man von Erdbeben und von Seuchen, und man hört, daß diese die Macht und Majestät Gottes und die Ohnmacht der Menschen dargetan haben. Heutzutage geben die Chroniken Schilderungen von Schlachten. In einer Schlacht schießen Menschen so lange mit Kugeln und Sprenggranaten aufeinander los, bis die einen davonlaufen, während die anderen zu Pferde die Flüchtlinge verfolgen und sie auf der Flucht in Stücke reißen. Und daraus, folgert die Chronik, kann man die Größe und Macht der Kaiserreiche und die Ohnmacht der Besiegten ersehen. Über die Berichte solcher Schlachten laufen die Leute johlend vor Entzücken in den Straßen umher und hetzen ihre Regierungen auf, hunderte von Millionen für das Gemetzel zu opfern, während die fähigsten Minister

es nicht wagen, einen Extragroschen für die Armut und die Seuchen auszugeben, an denen sie täglich vorbeigehen. Ich könnte ihnen tausend Beispiele geben, aber sie alle beweisen nur das eine: die Macht, welche die Erde regiert, ist nicht die Macht des Lebens, sondern die Macht des Todes; und die innere Notwendigkeit, die das Leben zu der Anstrengung, sich im Menschen zu organisieren, befähigt hat, führt nicht zu einem höheren Leben, sondern zu einer wirksameren Zerstörungsmaschine. Die Pest, die Hungersnot, das Erdbeben und der Orkan, sie alle waren von zu intermitierender Wirksamkeit; der Tiger und das Krokodil waren schnell gesättigt und nicht grausam genug. Ein beständigeres, unerbittlicheres Wesen, ein Wesen von erfinderischer Zerstörungskraft wurde notwendig, und dieses Wesen war der Mensch, der Erfinder der Folter, des Scheiterhaufens, des Galgens und der Hinrichtung durch Elektrizität, des Schwertes und der Kanone; und vor allem der Erfinder der Gerechtigkeit, der Pflicht, des Patriotismus und all der anderen Ismen, durch die selbst jene, die menschlich veranlagt sind, sich überreden lassen, die Zerstörungstüchtigsten aller Zerstörer zu werden.

Don Juan: Unsinn! das ist alles veraltet. Ihre schwache Seite, mein diabolischer Freund, besteht darin, daß Sie immer ein Tropf gewesen sind: Sie beurteilen den Menschen nach seiner eigenen Bewertung. Nichts würde ihm mehr schmeicheln als

Ihre Ansicht über ihn. Er liebt es, wenn man ihn für kühn und schlecht hält. Er ist keines von beiden: er ist nur ein Feigling. Nennen Sie ihn Tyrann, Mörder, Räuber, Schuft, und er wird Sie anbeten und mit dem Bewußtsein prahlen, daß er das Blut der alten Wikinger in den Adern habe. Nennen Sie ihn Lügner und Dieb, und er wird nur eine Verleumdungsklage gegen Sie einreichen. Aber nennen Sie ihn Feigling, und er wird toll vor Wut werden: er wird dem Tod ins Antlitz sehen, nur um diese schmerzliche Wahrheit Lügen zu strafen. Der Mensch gibt für seine Handlungsweise jeden Grund an bis auf einen, für seine Verbrechen jede Entschuldigung bis auf eine, für seine Sicherheit gibt er jeden Vorwand an bis auf einen: und dieser eine ist seine Feigheit. Seine ganze Zivilisation ist auf seiner Feigheit aufgebaut, auf seiner verächtlichen Zahmheit, die er Ehrenhaftigkeit nennt. Ein Maultier oder ein Esel wird sich nur bis zu einem gewissen Grade alles gefallen lassen, die Geduld dieser Tiere hat Grenzen; aber der Mensch läßt sich so tief und so lange erniedrigen, bis seine Erbärmlichkeit seine Unterdrücker mit einem Abscheu erfüllt, der sie zwingt, ihn zu reformieren.

Der Teufel: So ist es. Und das sind die Geschöpfe, in denen Sie das entdecken wollen, was Sie eine Lebensmacht nennen!

Don Juan: Ja, denn jetzt kommt die große Überraschung!

Die Statue: Und die wäre?

Don Juan: Nun, man kann jeden dieser Feiglinge kühn machen, einfach indem man ihm eine Idee in den Kopf setzt.

Die Statue: Unsinn! Als alter Soldat gebe ich die Feigheit zu; sie ist so allgemein wie die Seekrankheit und ebenso unwichtig. Aber das mit der Idee, die man nur in eines Menschen Kopf zu setzen braucht, das ist dummes Geschwätz und Unsinn. In einer Schlacht brauchen die Menschen, um zum Kampf gebracht zu werden, nichts als ein wenig heißes Blut und das Bewußtsein, daß es gefährlicher ist, eine Schlacht zu verlieren als sie zu gewinnen.

Don Juan: Das ist vielleicht der Grund, warum Schlachten so nutzlos sind. Aber die Menschen überwinden die Furcht niemals, wenn sie sich nicht einbilden können, daß sie kämpfen, um einen universellen Zweck zu fördern, daß sie für eine Idee, wie sie es nennen, kämpfen. Warum war der Kreuzfahrer kühner als der Seeräuber? Weil er nicht für sich selber focht, sondern für das Kreuz. Welche Kraft hieß ihn sich mit einer Tapferkeit messen, die so rücksichtslos war wie seine eigne? Die Kraft der Menschen, die nicht für sich, sondern für den Islam fochten. Sie haben uns Spanien entrissen, obgleich wir für Haus und Herd gekämpft haben; aber als auch wir für eine mächtige Idee,

die katholische Kirche, zu kämpfen begonnen hatten, schlugen wir sie nach Afrika zurück.

Der Teufel, ironisch: Was! Sie sind Katholik, Señor Don Juan! Ein Frömmler! Ich gratuliere!

Die Statue, ernst: Still! Still! als Soldat darf ich nichts mit anhören, was gegen die Kirche gerichtet ist.

Don Juan: Fürchte nichts, Komtur; die katholische Kirche wird den Islam und das Kreuz überleben, sie wird sogar das gemeine Possenspiel untauglicher, schulknabenhafter Gladiatoren überleben, das man „Armee" nennt.

Die Statue: Juan, du wirst mich zwingen, dafür Rechenschaft von dir zu fordern.

Don Juan: Wozu? ich kann nicht fechten. Jede Idee, für die der Mensch zu sterben bereit sein wird, wird eine katholische Idee sein. Wenn der Spanier endlich erkennen wird, daß er nicht besser als der Sarazene ist und daß sein Prophet nicht besser ist als Mahomet, dann wird er sich, mehr Katholik denn je, erheben und für Freiheit und Gleichheit der Menschen auf einer Barrikade sterben, die er in dem schmutzigsten Hintergäßchen, in dem er verkommt, errichten wird.

Die Statue: Unsinn!

Don Juan: Was du Unsinn nennst, das ist das einzige, wofür die Menschen zu sterben wagen. Später wird die Freiheit nicht katholisch genug sein;

dann werden die Menschen für die Vervollkommnung der Menschheit sterben, für die sie ihre Freiheit fröhlich opfern werden.

Der Teufel: Ah, die Menschen werden niemals um eine Entschuldigung verlegen sein, andere Menschen zu töten!

Don Juan: Was liegt daran! Nicht auf den Tod kommt es an, sondern auf die Furcht vor dem Tode. Nicht Töten und Sterben erniedrigt uns, sondern ein niedriges Leben und die Annahme der Belohnung und der Vorteile unserer Erniedrigung. Lieber zehn Tote, als ein lebendiger Sklave oder sein Herz. Die Menschen werden sich noch erheben, Vater gegen Sohn und Bruder gegen Bruder, und sich für die große katholische Idee, die Vernichtung der Sklaverei, gegenseitig umbringen.

Der Teufel: Ja, wenn infolge der Freiheit und Gleichheit, von der Sie schwatzen, freie weiße Christen auf dem Arbeitsmarkt billiger sein werden als schwarze Heidensklaven, die bei Versteigerungen stückweise verkauft werden.

Don Juan: Unbesorgt! der weiße Arbeiter wird auch an die Reihe kommen. Aber ich verteidige jetzt nicht die illusorischen Formen, welche die großen Ideen gerne annehmen. Ich gebe Ihnen Beispiele für die Tatsache, daß dieses Geschöpf ‚Mensch', das, wenn sich's um seine eigenen selbstsüchtigen Angelegenheiten handelt, ein Feigling bis auf die Knochen ist, wie ein Held für seine Idee kämpfen wird. Er

kann verworfen sein als Bürger; aber er ist gefährlich als Fanatiker. Er kann nur unterjocht werden, so lange er geistig schwach genug ist, auf Vernunft zu hören. Ich sage euch, meine Herren, wenn ihr einem Menschen ein Stück Arbeit geben könnt, das er heute Gottes Arbeit nennt, wird er es später mit vielen neuen Namen bezeichnen, und so könnt Ihr ihn vollständig unbekümmert gegen die Folgen machen, die ihn persönlich treffen mögen.

Ana: Ja, er drückt sich von allen Verantwortlichkeiten und überläßt es seiner Frau, damit fertig zu werden.

Die Statue: Gut gesprochen, meine Tochter. Laß dir von ihm nicht den gesunden Menschenverstand fortschwatzen.

Der Teufel: Ach, Herr Komtur, jetzt, da wir von der Frau zu sprechen anfangen, wird er mehr reden, denn je. Immerhin will ich gestehen, daß die Frau das interessanteste Gesprächsthema für mich ist.

Don Juan: Für eine Frau, Señora, beginnen und enden die Pflichten und Verantwortlichkeiten des Mannes mit der Aufgabe, Brot für ihre Kinder zu schaffen. Ihnen ist der Mann nur ein Mittel, Kinder zu bekommen und großzuziehen.

Ana: Ist das deine Vorstellung vom Wesen einer Frau? Ich nenne das zynischen und widerlichen Materialismus.

Don Juan: Verzeih mir, Ana; ich habe nicht

vom Gesamtwesen einer Frau gesprochen. Ich sprach über ihre Gewohnheit, im Mann ein anderes Wesen zu sehen. Das ist nicht zynischer als die Gewohnheit, in sich selbst vor allen Dingen nur die Mutter zu sehen. Geschlechtlich genommen, ist die Frau eine Einrichtung der Natur, die den Zweck hat, ihr größtes Werk zu verewigen. Geschlechtlich genommen, ist der Mann eine Einrichtung der Frau, die den Zweck hat, das Geheiß der Natur auf die billigste Art zu erfüllen. Sie weiß instinktiv, daß weit zurück im Evolutionsprozeß sie ihn erfunden, verschiedentlich gestaltet und erschaffen hat, um etwas Besseres hervorzubringen als irgend ein geschlechtlicher Prozeß hervorzubringen vermöchte. Während er den Zweck erfüllt, für den sie ihn ins Leben rief, läßt sie ihn mit seinen Träumen, seinen Torheiten, seinen Idealen, seinem Heroismus spielen, vorausgesetzt, daß sie alle in der Anbetung der Frau, der Mutterschaft, der Familie und des Herdes gipfeln. Aber wie waghalsig und gefährlich war es, ein getrenntes Geschöpf zu erfinden, dessen einzige Funktion die Befruchtung ist! Denn was für Folgen hat das gehabt! Erstens hat sich der Mann auf Kosten der Frau vervielfältigt, bis es eben so viel Männer wie Frauen gab, so daß es ihr unmöglich wurde, mehr als einen Bruchteil seiner unendlichen Energie für ihren Zweck zu verwenden. Den Rest mußte sie zu seiner Verfügung lassen, da sie ihm die entkräftende Funktion der Schwanger-

schaft erspart hat. Diese überflüssige Energie ist ihm ins Gehirn und in die Muskel gestiegen. Er ist zu stark geworden, als daß er körperlich von der Frau überwacht werden könnte, und zu erfinderisch und starkgeistig, als daß er sich mit der bloßen Fortpflanzung seiner Art zufrieden gäbe. Er hat die Zivilisation geschaffen, ohne die Frau zu befragen, indem er ihre häusliche Arbeit als deren Grundlage für gesichert erachtete.

Ana: Das ist allerdings wahr.

Der Teufel: Ja; und diese Zivilisation, was ist sie schließlich nach allem?

Don Juan: Ein vortrefflicher Haken, an den Sie Ihre zynischen Gemeinplätze hängen können; aber vor allem ist die Zivilisation ein Versuch des Mannes sich eine etwas höhere Aufgabe zu stellen, als bloß das Werkzeug für die Zwecke des Weibes zu sein! Das Resultat der fortgesetzten Bemühung des Lebens, nicht nur sich selbst zu erhalten, sondern auch die höhere Organisation und das vollständigere Selbstbewußtsein immer mehr und mehr zu vollenden, ist bestenfalls ein zweifelhafter Feldzug zwischen diesen Kräften und jenen des Todes und der Entartung. Die Schlachten dieses Feldzuges werden zumeist durch grobe Versehen gewonnen, den Befehlshabern zum Trotz, wie die gegenwärtigen militärischen Schlachten.

Die Statue: Der Streich gilt mir. Einerlei, fahre fort.

Don Juan: Der Streich gilt einer viel höheren Macht als der deinen, Komtur. Immerhin mußt auch du in deinem Beruf bemerkt haben, daß selbst ein unfähiger General Schlachten gewinnen kann, wenn der feindliche General noch etwas unfähiger ist.

Die Statue, sehr ernst: Sehr wahr, Juan, sehr wahr. Es gibt Dummköpfe, die ein staunenswertes Glück haben.

Don Juan: Nun, die Lebenskraft ist dumm; aber nicht so dumm wie die Kräfte des Todes und der Entartung. Übrigens sind diese immer im Solde der Lebenskraft. Und so siegt das Leben irgendwie. Was der bloße Überfluß an Fruchtbarkeit hervorbringen und Habgier festhalten kann, das besitzen wir. Das Überleben jeder Zivilisation, die das beste Gewehr und den am besten ausgerüsteten Schützen hervorbringen kann, ist dann gesichert.

Der Teufel: So ist es! der Überlebende ist nicht das wirksamste Mittel des Lebens, sondern das wirksamste Mittel des Todes. Sie kommen immer auf meinen Standpunkt zurück, trotz Ihrer Spitzfindigkeiten, Abschweifungen und Sophistereien, ganz abgesehen von der geradezu unerträglichen Dauer Ihrer Ausführungen.

Don Juan: Na! wer hat damit angefangen, lange Reden zu halten? Sollte ich aber Ihren

Verstand überschätzen, so können Sie uns verlassen und die Gesellschaft der Liebe und Schönheit und Ihre übrigen langweiligen Lieblingsbeschäftigungen aufsuchen.

Der Teufel, sehr beleidigt: Sie sind ungerecht, Don Juan, und nicht höflich. Auch ich gehöre zu den Intellektuellen. Niemand weiß derlei mehr zu würdigen als ich. Ich debattiere ehrlich mit Ihnen und glaube Sie gänzlich widerlegen zu können. Wenn Sie wollen, können wir das noch eine Stunde lang fortsetzen.

Don Juan: Gut. Fahren wir also fort.

Die Statue: Obgleich ich gar keinen Vorteil darin erblicke, Juan, wenn du über irgend ein bestimmtes Thema sprichst, so bitte ich dich dennoch, um jeden Preis fortzufahren, da wir hier nicht nur die Zeit, sondern die Ewigkeit zu töten haben.

Don Juan, etwas ungeduldig: Mein Standpunkt befindet sich nur um eine Stufe über dem deinen, du marmorköpfiges, altes Meisterwerk! Sind wir darüber einig, daß das Leben eine Kraft ist, die zahllose Versuche gemacht hat, sich selbst zu organisieren; daß das Mammuttier und der Mensch, die Maus und das Megatherium, die Fliegen und die Flöhe und die Väter der Kirche alle nur mehr oder weniger erfolgreiche Versuche sind, diesen Rohstoff „Leben" in immer höheren Individuen aufzubauen, und daß das Idealindividuum allmächtig, allwissend,

unfehlbar und vollkommen untäuschbar selbstbewußt, kurz ein Gott ist?

Der Teufel: Um Ihnen Ihre Beweisführung zu erleichtern, stimme ich dem zu.

Die Statue: Ich stimme dem zu, um dir deine Beweisführung zu erschweren.

Ana: Ich muß nachdrücklich betonen, daß ich, was die Kirchenväter anbelangt, ganz anderer Meinung bin; und muß dich bitten, sie in die Beweisführung nicht miteinzubeziehen.

Don Juan: Ich habe das nur der Alliteration zuliebe getan, Ana, und ich werde mich jeder weiteren Anspielung enthalten. Und jetzt, wo wir — davon abgesehen — so weit einig sind, willst du mir nicht auch darin zustimmen, daß das Leben infolge seines Strebens, sich bis zur Gottheit zu entwickeln, Resultate erzielt hat, die nicht nach ihrer Schönheit oder ihrer körperlichen Vollendung beurteilt werden dürfen? Daß — wie unser Freund Aristophanes schon vor längerer Zeit herausgefunden hat, — die Vögel mit ihrer Macht zu fliegen, ihrem herrlichen Gefieder und — wie ich hinzufügen darf — der rührenden Poesie ihrer Liebe und ihres Nesterbauens so unvergleichlich schöner sind, ist unleugbar. Wie kann man also glauben, daß das Leben — wenn Liebe und Schönheit sein Endzweck gewesen wäre, von diesen entzückenden Tieren zu stumpfen Elefanten und noch häßlicheren Affen, deren Enkel wir sind, vorgeschritten wäre?

Ana: Aristophanes war ein Heide, und du, Juan, bist, fürchte ich, nicht sehr viel mehr.

Der Teufel: Sie folgern daraus also, daß das Leben der Plumpheit und der Häßlichkeit zustrebt?

Don Juan: Nein, perverser Teufel, der Sie sind, tausendmal nein. Das Leben strebt der Entwicklung des Gehirnes als seinem Lieblingsthema zu: durch dieses Organ wird es nicht nur Selbstbewußtsein erreichen, sondern auch Selbstverständlichkeit.

Die Statue: Das ist Metaphysik, Juan. Warum, zum Teufel, sollte . . . . . Zum Teufel: Entschuldigen Sie.

Der Teufel: Oh, bitte, das macht nichts. Ich habe die Gewohnheit, daß man meinen Namen zur Verstärkung des Nachdruckes benutzt, immer als ein hohes Kompliment aufgefaßt. Er steht Ihnen ganz zur Verfügung, Komtur.

Die Statue: Ich danke Ihnen, Sie sind sehr gütig. Selbst im Himmel habe ich meine militärische Ausdrucksweise nie ganz fallen gelassen. Doch ich war im Begriff, Juan zu fragen, warum das Leben sich damit langweilen sollte, der Vervollkommnung des Gehirns zuzustreben? Warum sollte es sich selbst verstehen wollen? Warum sollte es sich nicht vielmehr damit zufrieden geben, sich zu genießen?

Don Juan: Ohne Gehirn, Komtur, würdest du genießen, ohne dir dessen bewußt zu sein, und das brächte dich um das ganze Vergnügen.

Die Statue: Wahr, sehr wahr. Aber ich bin ganz zufrieden, wenn ich gerade so viel Gehirn habe, um mir bewußt zu sein, daß ich genieße. Ich brauche nicht zu begreifen, warum ich genieße. Ja, ich ziehe sogar vor, es nicht zu begreifen. Meine Erfahrung lehrt mich, daß unsere Vergnügungen nicht vertragen, daß wir über sie nachdenken.

Don Juan: Deshalb ist Verstand so unpopulär. Aber dem Leben, der Kraft, die hinter den Menschen steht, ist der Verstand eine Notwendigkeit, weil der Mensch ohne ihn in den Tod stolpert. Genau wie das Leben nach Menschenaltern des Kampfes jenes wunderbare körperliche Organ, das Auge, hervorbrachte, damit das Lebewesen nun sehen könnte, wohin es ging und was zu Hilfe kam oder bedrohte, und so tausend Gefahren vermeiden könnte, von denen es früher erschlagen worden wäre, so ist es heute im Begriff, ein geistiges Auge hervorzubringen, das nicht die physische Welt, sondern den Zweck des Lebens sehen und dadurch den Individuellen befähigen soll, für diesen Zweck zu arbeiten, statt ihn wie bisher zu vereiteln und zu täuschen, indem es sich, wie augenblicklich, kurzsichtige persönliche Ziele setzt. Selbst unter den jetzigen Verhältnissen ist nur eine Menschenart in all dem Zwiespalt der Interessen und Illusionen glücklich und allgemein geachtet gewesen.

Die Statue: Du meinst den Soldaten.

Don Juan: Ich meine nicht den Soldaten.

Wenn der Soldat anrückt, sperrt die Welt ihre Löffel ein und schafft die Weiber fort. Nein, nicht „Waffentaten besingt mein Gesang und den Mann", sondern den Philosophen: ihn, der als Betrachter den innern Willen der Welt erforscht, die Mittel, diesen Willen zu erfüllen, entdeckt, der als Mann der Tat die Ausführung dieses Willens durch die so entdeckten Mittel verwirklicht. Aller andern Menschen bin ich müde. Ich erblicke in den übrigen ein langweiliges Fiasko. Als ich auf Erden war, untersuchten Professoren aller Art an mir herum, um einen ungesunden Fleck an mir zu finden, an den sie sich klammern könnten. Die Doktoren der Medizin forderten mich auf, zu bedenken, was ich der Pflege meines Körpers schuldig sei, und reichten mir Quacksalbereien für eingebildete Krankheiten. Ich erwiderte, daß ich kein Hypochonder wäre, also nannten sie mich einen Ignoranten und gingen ihres Weges. Die Doktoren der Theologie forderten mich auf, zu bedenken, daß ich daran gehen müsse, meine Seele zu retten, aber ich bin ebensowenig ein geistiger wie ein körperlicher Hypochonder gewesen und hatte auch keine Lust, mich darüber zu beunruhigen; also nannten sie mich einen Atheisten und gingen ihres Weges. Nach ihnen kam der Politiker. Der sagte, daß der einzige Zweck der Schöpfung darin gipfelte, ihn ins Parlament zu bringen. Ich sagte ihm, mir sei es einerlei, ob er ins Parlament käme oder nicht, er nannte mich einen Gauner und ging

seines Weges. Dann kam der Romantiker, der Künstler mit seinen Liebesgesängen und seinen Bildern und seinen Gedichten; und er hat mir viele Jahre hindurch großes Vergnügen und manchen Vorteil eingebracht; denn ihm verdanke ich die Pflege meiner Sinne. Seine Lieder lehrten mich, besser zu hören, seine Bilder, besser zu sehen, und seine Gedichte, tiefer zu empfinden. Aber er war es, der mich zur Anbetung des Weibes geführt hat.

Ana: Juan!

Don Juan: Ja, ich glaubte schließlich, daß in des Weibes Stimme die Musik aller Lieder, in ihrem Antlitz die Schönheit aller Bilder und in ihrer Seele die Ergriffenheit aller Gedichte läge.

Ana: Und du wurdest enttäuscht, gut! Aber war es denn ihre Schuld, daß du ihr alle diese Vollkommenheiten zuschriebst?

Don Juan: Ja, teilweise. Sie schwieg mit wunderbarer instinktiver Schlauheit und ließ mich sie verherrlichen und meine eigenen Visionen, Gedanken und Gefühle für die ihrigen halten. Mein Freund, der Romantiker, war oft zu arm oder zu schüchtern, sich den Frauen, die schön oder raffiniert genug waren, seinem Ideal scheinbar gleichzukommen, zu nähern, und so lebte er im Glauben an seine Träume. Mich aber haben Natur und Umstände mehr begünstigt. Ich bin von adeliger Geburt und reich gewesen; und wenn meine Person nicht gefiel, schmeichelte meine Gesellschaft, obgleich

ich mich gewöhnlich in beiden Fällen vom Glück begünstigt sah.

Die Statue: Hanswurst!

Don Juan: Ja; aber gerade meine Hanswursterei gefiel. Ich entdeckte, daß ich nur die Einbildungskraft einer Frau zu wecken brauchte, um die Erlaubnis zu erhalten, mir selbst einreden zu dürfen, daß sie mich liebte; wenn sie mich aber erhört hatte, sagte sie niemals: „Ich bin glücklich, mein Liebesverlangen ist befriedigt," sondern vor allem immer nur: „Endlich, die Schranken sind gefallen," und dann: „Wann wirst du wiederkommen?"

Ana: Die Männer sagen genau dasselbe.

Don Juan: Dagegen protestiere ich, nie habe ich das gesagt. Aber die Frauen sprechen alle so. Diese zwei Redensarten haben mich immer beunruhigt; denn aus der ersten ersah ich, daß die Dame sich lediglich hingegeben hatte, um meine Befestigungen niederzuwerfen und meine Zitadelle zu erobern; und mit der zweiten kündigte sie offen an, daß sie mich von nun ab als ihr Eigentum betrachtete und über meine Zeit schon so wie über ihre eigene verfügen zu dürfen glaubte.

Der Teufel: Dahin hat Ihre tadelnswerte Herzlosigkeit Sie geführt!

Die Statue schüttelt den Kopf: Du solltest die Worte einer Frau nicht wiederholen, Juan.

Ana, streng: Sie sollten dir heilig sein.

Die Statue: Das sagen die Frauen immer. Ich

habe mich nie um die Schranken gekümmert; freilich der andere Teil stieß sich immer daran, falls er nicht wirklich sehr verliebt war.

Don Juan: Dann wurde die Dame, obgleich sie früher ganz glücklich und sorglos gewesen war, plötzlich ängstlich, beschäftigte sich nur mit mir, intriguierte immer; beobachtete, wartete und war wie versessen darauf, sich ihre Beute zu sichern. Sie verstehen meine Herren: Ich war die Beute. Dies aber war mehr, als ich erwartet hatte, damit war ich nicht einverstanden. Es mag sehr anständig und sehr menschlich gewesen sein, aber es war gewiß weder Musik und Malerei noch Poesie und Freude, verkörpert durch eine schöne Frau! Ich bin diesen Dingen entflohen. Ich bin ihnen sehr oft entflohen und wurde tatsächlich deswegen ein bißchen berühmt.

Ana: Berüchtigt, willst du wohl sagen.

Don Juan: Dir bin ich nicht davongelaufen. Tadelst du mich, daß ich anderen davongelaufen bin?

Ana: Unsinn, Mensch. Du sprichst jetzt zu einer siebenundsiebzigjährigen Frau. Wenn du Gelegenheit gehabt hättest, du wärest auch mir davongelaufen — wenn ich dich hätte laufen lassen. Mit mir hättest du nicht so leichtes Spiel gehabt wie mit den anderen. Wenn Männer ihrem Heim und ihrer Pflicht nicht treu sein wollen, so müssen sie dazu gezwungen werden. Ihr möchtet wahrscheinlich alle entzückende Verkörperungen der Musik,

der Malerei und der Poesie heiraten. Nun, die könnt ihr nicht haben, denn sie existieren nicht. Wenn Fleisch und Blut euch nicht genügen, dann müßt ihr eben ledig bleiben, das ist alles. Die Frauen müssen sich mit Ehemännern aus Fleisch und Blut begnügen, und manchmal sogar mit solchen, die sehr wenig davon haben, und ihr möchtet mit Frauen aus Fleisch und Blut einpacken? Der Teufel sieht zweifelnd drein. Die Statue macht ein saueres Gesicht. Ich sehe, das gefällt euch nicht, keinem von euch; aber es ist so, trotz alledem; und wenn ihr nicht wollt, so könnt ihr es ja sein lassen.

Don Juan: Meine liebe Ana, du hast meinen ganzen Angriff gegen die Romantik in einige Sätze gebracht. Das ist ja der Grund, warum ich dem Romantiker mit der Künstlernatur den Rücken gekehrt habe, wie er seine Verblendung genannt hat. Ich dankte ihm dafür, daß er mich gelehrt hatte, meine Augen und Ohren zu gebrauchen, aber ich sagte ihm, daß seine Anbetung der Schönheit und seine Jagd nach dem Glück und sein Idealisieren der Frau als Lebensphilosophie keinen Pfifferling wert sei! Also nannte er mich einen Philister und ging seines Weges.

Ana: Es scheint, daß dich die Frau trotz all ihrer Fehler doch auch einiges gelehrt hat.

Don Juan: Sie hat mehr getan, sie verdolmetschte mir auch alle anderen Lehren. Ah, meine

Freunde, als die Schranken zwischen mir und dem Weibe zum ersten Male fielen, welche überraschende Erleuchtung überkam mich da! Ich war auf Torheit, auf Rausch vorbereitet gewesen, auf alle Illusionen des jungen Liebestraumes, und siehe da! niemals war meine Empfindung klarer, noch meine Urteil grausamer gewesen. Die eifersüchtigste Nebenbuhlerin meiner Geliebten hätte keinen ihrer Fehler schärfer sehen können als ich. Ich war nicht benebelt, ich hatte sie ohne Chloroform genommen.

Ana: Aber genommen hast du sie.

Don Juan: Das war die Enthüllung. Bis zu jenem Augenblick hatte ich niemals das Gefühl verloren, mein eigener Herr zu sein; niemals bewußt einen einzigen Schritt getan, außer wenn meine Vernunft ihn geprüft und gebilligt hatte. Ich war dahin gelangt, zu glauben, ich sei ein einfaches vernünftiges Wesen: „ein Denker". Ich hatte mit dem törichten Philosophen gesagt: „Ich denke, daher bin ich". Die Frau war es, die mich zu sagen lehrte, „Ich bin, daher denke ich". Und auch „Ich möchte mehr denken, daher muß ich mehr sein."

Die Statue: Das ist alles äußerst abstrakt und metaphysisch, Juan. Wenn du dich an das Konkrete halten und deine Entdeckungen in der Form unterhaltender Anekdoten über deine Abenteuer mit Frauen zum besten geben wolltest, könnte man deinem Gespräch leichter folgen.

Don Juan: Pah! was brauche ich hinzuzufügen?

Begreifst du nicht: wenn ich der Frau Aug' in Aug' gegenüberstand, mahnte mich jede Faser meines klaren, kritischen Gehirnes, sie zu schonen und mich zu retten. Meine Moral sagte nein. Mein Gewissen auch. Meine Ritterlichkeit, und mein Mitleid sagten gleichfalls nein. Mein vorsichtiger Blick auf mich selbst sagte nein. Mein Ohr, geübt durch tausend Symphonien und tausend Lieder, mein Auge, geschult an tausend Bildern, hat des Weibes Stimme, ihre Farbe, ihre Gestalt in Stücke gerissen. Ich habe alle die verräterischen Ähnlichkeiten mit ihrem Vater und ihrer Mutter gesammelt, die mir sagten, wie sie in dreißig Jahren aussehen würde. Ich habe den Goldglanz eines toten Zahnes in ihrem lächelnden Munde bemerkt; ich habe die seltsamen Gerüche der geheimen Nervenchemie wißbegierig beobachtet. Die Visionen meiner romantischen Träumereien, die mir die Gefilde des Himmels mit unsterblichen, zeitlosen Geschöpfen aus Korallen und Elfenbein erfüllt zeigten, verließen mich in dieser höchsten Stunde. Ich erinnerte mich an diese Vorstellungen und kämpfte verzweifelt, ihre Illusionen wieder zu erlangen, aber sie schienen mir jetzt die hohlsten aller Einbildungen; mein Gehirn sagte immer wieder nein, bei jenem neuen Versuch. Und während ich im Begriff war, der Dame meine Entschuldigung zu stammeln, hatte sich das Leben meiner bemächtigt und mich in ihre Arme geworfen, wie der Seefahrer einen Köder in den Schnabel eines Seevogels wirft.

Die Statue: Du hättest ebensogut deines Weges gehen können, ohne darüber so viel nachzudenken, Juan. Du bist wie alle klugen Männer: du hast mehr Hirn im Kopf als gut für dich ist.

Der Teufel: Und sind Sie nach diesen Erfahrungen nicht viel glücklicher gewesen, Señor Don Juan?

Don Juan: Viel glücklicher, nein: viel weiser, ja. Diese Augenblicke haben mich zum erstenmal mit mir selbst bekannt gemacht, und durch mich mit der Welt. Jetzt hatte ich die Nutzlosigkeit des Versuches eingesehen, der unwiderstehlichen Lebenskraft Bedingungen aufzuerlegen, Vorsicht, sorgfältige Wahl, Tugend, Ehre, Keuschheit zu predigen —

Ana: Don Juan, wenn du die Keuschheit schmähst, beleidigst du mich.

Don Juan: Seitdem deine Keuschheit die Form eines Ehemannes mit zwölf Kindern angenommen hat, habe ich nichts mehr gegen sie einzuwenden. Was hättest du als die verlassenste aller Frauen mehr tun können?

Ana: Ich hätte zwölf Männer und keine Kinder haben können: das hätte ich tun können, Juan. Und ich kann dir versichern, daß dies für die Erde, deren Bewohner ich vermehrt habe, durchaus nicht gleichgiltig gewesen wäre.

Die Statue: Bravo, Ana! Juan, du bist zerschmettert, unterworfen, vernichtet.

Don Juan: Nein; obgleich dieser Unterschied der wahre und wesentliche ist — Doña Ana hat, das gebe ich zu, geradewegs das wirkliche Ziel ins Auge gefaßt. Aber der Liebe oder der Keuschheit oder selbst der Beständigkeit gegenüber ist das vollkommen gleichgiltig; denn zwölf Kinder von zwölf verschiedenen Männern würden die Erde vielleicht wirksamer bevölkert haben. Nimm an, mein Freund Octavio wäre gestorben, als du dreißig Jahre zähltest, du würdest niemals Witwe geblieben sein, du bist zu schön gewesen. Nehmen wir an, der Nachfolger Octavios wäre gestorben, als du vierzig Jahre zähltest. Du wärst noch immer unwiderstehlich gewesen, und eine Witwe, die schon zweimal geheiratet hat, wird auch ein drittes Mal heiraten. Also zwölf gesetzliche Kinder einer höchst achtbaren Dame, geboren von drei verschiedenen Vätern, sind keine Unmöglichkeit, noch verdammt die öffentliche Meinung einen solchen Fall. Es ist zweifellos wahr, daß so eine Dame das Gesetz mehr beachtet als das arme Mädchen, das wir in die Gosse zu stoßen pflegten, wenn es ein uneheliches Kind gebar. Aber wagst du zu behaupten, daß sie gegen sich selbst weniger nachsichtig ist?

Ana: Sie ist weniger tugendhaft, das genügt mir.

Don Juan: Was ist die Tugend denn anderes als die Gewerkschaftsvereinigung der Verheirateten? Laß uns den Tatsachen ins Auge sehen, liebe

Ana. Die Lebenskraft geht nur deshalb nicht über die Ehe hinweg, weil die Ehe eigens zu dem Zweck erfunden worden ist, die größte Anzahl Kinder und die größte Sorgfalt, die sie brauchen, zu sichern. Denn an Ehre, Keuschheit und allen übrigen Erdichtungen der Sittlichkeit ist ihr nicht einen Pfifferling gelegen. Die Ehe ist die liederlichste aller menschlichen Einrichtungen —

Ana: Juan!

Die Statue, protestierend: Wahrhaftig! —

Don Juan, entschlossen: Ich sage, die liederlichste aller menschlichen Einrichtungen: das ist das Geheimnis ihrer Volkstümlichkeit. Und eine Frau, die einen Ehemann sucht, ist das gewissenloseste aller Raubtiere. Die Verknüpfung von Ehe mit Moral hat mehr dazu beigetragen, das Gewissen der menschlichen Rasse zu zerstören, als irgend ein anderer einfacher Irrtum. Komm, Ana! sieh nicht entrüstet drein: du weißt besser als irgend jemand von uns, daß die Ehe eine Menschenfalle ist, die erheuchelte Erfüllung und betrügerische Vorspiegelungen als Köder enthält. Als deine geheiligte Mutter dich mit Hilfe von Ermahnungen und Strafen gezwungen hatte, etwas zu lernen und ein halbes Dutzend Stücke auf dem Spinett zu spielen, — das ihr ebenso verhaßt gewesen ist wie dir selbst — hatte sie da irgend einen andern Zweck im Auge als deine Freier hinters Licht zu führen und

ihnen einzureden, daß der Ehemann an deiner Seite einen Engel in seinem Heim haben würde, der es mit Melodien erfüllen oder ihm wenigstens nach dem Essen zum Mittagsschläfchen vorspielen würde? Du hast meinen Freund Octavio geheiratet; nun, hast du von der Stunde an, in der die Kirche dich mit ihm vereinigt hat, jemals dein Spinett auch nur geöffnet?

Ana: Du bist ein Narr, Juan. Eine jungverheiratete Frau hat etwas anderes zu tun, als ohne jede Rückenlehne am Spinett zu sitzen; und so gewöhnt sie sich das Spielen ab.

Don Juan: Nicht, wenn sie die Musik liebt. Glaube mir: sie wirft nur den Köder fort, sobald der Vogel einmal im Netze ist.

Ana, bitter: Und die Männer werfen die Maske wohl niemals ab, wenn ihr Vogel im Netze ist. Der Ehemann wird niemals nachlässig, selbstsüchtig, brutal — oh niemals!

Don Juan: Oh, was beweisen diese Gegenbeschuldigungen, Ana? Nur, daß der Held ein ebenso augenscheinlicher Betrüger ist wie die Heldin.

Ana: Das ist alles Unsinn; die meisten Ehen sind sehr glücklich.

Don Juan: „Sehr" ist ein starker Ausdruck, Ana. Du meinst, daß vernünftige Menschen miteinander auskommen, so gut sie eben können. Schicke mich auf die Galeere und schmiede mich an den Ver-

brecher an, dessen Nummer zufällig meiner zunächst ist, und ich werde mich ins Unvermeidliche und, so gut ich eben kann, in diese Kameradschaft fügen. Ich habe gehört, daß solche Kameradschaften oft rührend zärtlich sind; und die meisten sollen wenigstens erträglich freundschaftlich sein. Aber das macht weder die Kette zu einem wünschenswerten Schmuck, noch die Galeere zur Wohnstätte der Seligkeit. Diejenigen, die am meisten über die Segnungen der Ehe und die Beständigkeit ihrer Beteuerungen sprechen, sind die selben Leute, die erklären, daß die Kette, wenn sie gebrochen würde und den Gefangenen die Wahl frei stünde, das ganze soziale Machwerk in die Luft fliegen müßte. Du kannst deine beiden Voraussetzungen nicht mit den gleichen Beweisen begründen. Wenn der Gefangene glücklich ist, warum ihn dann einsperren? Wenn er es nicht ist, warum vorgeben, daß er es sei?

Ana: Jedenfalls will ich wieder den Standpunkt einer alten Frau einnehmen und dir rundweg erklären, daß Ehe die Erde bevölkert, Ausschweifung tut das nicht.

Don Juan: Und wenn eine Zeit kommen sollte, in der das aufhören wird, wahr zu sein, was dann? Weißt du nicht, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt? Daß ein Mann schließlich immer ein Mittel entdecken wird, das zu tun, was er zu tun wünscht? Ihr habt euer Bestes getan, ihr tugendhaften Damen, des Mannes Geist vor ehrbarer Liebe als dem höchsten

Gut vollständig zu beugen und ihn zu zwingen, unter ehrbarer Liebe Romantik und Schönheit und Glückseligkeit im Besitz schöner, eleganter, köstlicher, hingebender Frauen zu verstehen. Ihr habt die Frauen gelehrt, ihre Jugend, Gesundheit, Wohlgestalt und Verfeinerung selbst richtig zu bewerten. Nun, welche Rolle spielen schreiende Kinder und Haushaltungssorgen in diesem erlesenen Paradiese der Sinne und Erregungen? Muß es nicht unvermeidlich dahin kommen, daß der Wille des Mannes zum Gehirn des Mannes sprechen wird: erfinde mir ein Mittel, das den Besitz der Liebe, der Schönheit, der Romantik, der Erregungen und der Leidenschaft ermöglicht, ohne das Gefolge der elenden Bußgelder, der Ausgaben, des Kummers, der Heimsuchungen, der Krankheiten, der Agonien und Todesgefahren, ohne das Gefolge von Dienern, Ammen und Ärzten und Schullehrern.

Der Teufel: All dies, Señor Don Juan, ist hier in meinem Reich verwirklicht.

Don Juan: Ja, um den Preis des Lebens. Der Mensch will um diesen Preis nichts haben; er verlangt schon auf Erden die romantischen Entzückungen Ihrer Hölle! Die Mittel werden schon gefunden werden; das Gehirn wird nicht ermangeln, wenn es dem Willen ernst sein wird. Der Tag wird kommen, wo große Nationen ihre Kopfzahl von einer Volkszählung zur andern schwinden sehen werden; wo die Sechs-Zimmer-Villen sich im Preise

über das Zinshaus erheben werden; wo der gottlose, rücksichtslose Arme wie der dumme, fromme Reiche die Ausrottung der Rasse nur dadurch verzögern wird, daß er sie erniedrigt; während der kühne Weise, der Sparsame, der gedeihliche Selbstsüchtige und Ehrgeizige, der Phantasiereiche und Poetische, die Anbeter des Geldes und der gründlichen Behaglichkeit, die Verehrer des Erfolges, der Kunst und der Liebe der Lebenskraft die Devise der Unfruchtbarkeit entgegenhalten werden.

Die Statue: Das ist alles sehr gut und schön, mein Freund; aber wenn du zu Anas Zeit oder selbst zu meiner gelebt hättest, würdest du erfahren haben, daß die Leute, die ihre Angst vor Armut und Kindern allen andern Familiensorgen vorziehen und es dadurch gutzuhaben versuchen, ihren Geist eigentlich nur der Angst vor dem Alter, der Häßlichkeit, der Impotenz und der Todesfurcht widmen. Der kinderlose Arbeiter wird durch die Faulheit seiner Frau, ihr fortwährendes Verlangen nach Unterhaltung und Zerstreuung mehr gequält, als er es durch zwanzig Kinder werden könnte; und sein Weib ist elender als er. Ich habe meinen Tag gehabt, und das nicht ohne einige Genugtuung; denn als junger Mann wurde ich von den Frauen bewundert und als Statue werde ich von ernsten Kritikern gelobt. Aber ich gestehe, daß ich mir den Hals abgeschnitten hätte, wenn ich in der Welt nichts anderes zu tun gehabt hätte als in diesen Genüssen zu schwelgen.

Als ich Anas Mutter heiratete, oder, um ganz korrekt zu sein, sollte ich vielleicht eher sagen, als ich schließlich nachgab und Anas Mutter erlaubte, mich zu heiraten, wußte ich, daß sie Dornen in mein Lager pflanzte und daß die Ehe für mich, einen übermütigen, jungen Offizier, der bis dahin unerobert war, Vernichtung und Gefangenschaft bedeutete.

Ana, empört: Vater!

Die Statue: Ich bedaure dich aufregen zu müssen, liebes Kind; aber seit Juan die Diskussion aller Scham entblößt hat, muß ich auch die nackte Wahrheit sagen dürfen.

Ana: Hm! Mir scheint, ich war eine der Dornen.

Die Statue: Durchaus nicht: du warst eher eine Rose — mir bist du das wenigstens immer gewesen — deine Mutter war es, der du die meisten Unannehmlichkeiten verursacht hast.

Don Juan: Darf ich dann fragen, Komtur, warum du den Himmel verlassen hast und hierher gekommen bist, um — wie du dich ausdrückst — in gefühlvollen Seligkeiten zu schwelgen, die dich, wie du selbst eingestehst, einst dazu getrieben hätten, dir den Hals abzuschneiden?

Die Statue, betroffen: Bei Gott, das ist wahr.

Der Teufel, beunruhigt: Was! Sie nehmen Ihr Wort zurück! Zu Don Juan: All Ihr Philosophieren ist also nichts gewesen als eine Maske für

Proselytenmacherei! Zur Statue: Haben Sie den entsetzlichen Stumpfsinn schon vergessen, vor dem ich Ihnen hier eine Zufluchtsstätte biete? Zu Don Juan: Und Ihre Darstellung der kommenden Unfruchtbarkeit und Ausrottung der Menschheit, kann sie zu irgend etwas Besserem führen, als rücksichtslos die Vergnügungen der Kunst und der Liebe zu genießen, von denen Sie selbst zugeben, daß sie Sie verfeinert, erzogen und entwickelt haben?

Don Juan: Ich habe niemals die Ausrottung der Menschheit erklärt. Das Leben kann seine eigene Ausrottung weder in seinem blinden amorphen Zustand noch in irgend einer der Formen wünschen, in denen es sich selbst organisiert hat. Ich war nicht zu Ende, als mich Seine Exzellenz unterbrach.

Die Statue: Ich fange an zu zweifeln, ob du jemals zu Ende sein wirst, mein Freund. Du liebst es ungemein, dich reden zu hören.

Don Juan: Das ist wahr; aber da du schon so viel ausgehalten hast, wirst du wohl bis zum Schluß aushalten können. Lange vor dieser Unfruchtbarkeit, die ich beschrieben habe und die mehr als eine klar vorausgesehene Möglichkeit geworden ist, soll die Reaktion beginnen. Der große Hauptzweck der Erzeugung der Rasse, ja, sie zu Zielen zu führen, die menschlich jetzt unerreichbar scheinen, dieser Zweck, der noch in einer giftigen Wolke von

Liebe, Romantik, Prüderie und Verwöhntheit verborgen ist, wird in das klare Sonnenlicht durchbrechen als ein Zweck, der nicht länger mit der Erfüllung persönlicher Neigungen verwechselt werden darf, noch mit der unmöglichen Verwirklichung der Knaben- und Mädchenträume von Seligkeit oder damit, daß alte Leute die Gesellschaft oder das Geld für nötig halten. Die Offenherzigkeit, mit der die vaterländischen Kirchen über die ehelichen Pflichten sprechen, wird nicht länger als unzart abgekürzt und halb unterdrückt werden. Der schlichte Anstand, der Ernst und die Autorität einer Erklärung des wirklichen Zweckes der Ehe wird geehrt und angenommen werden, während ihre romantischen Gelübde und Beteuerungen, das „bis-zum-Tode-Vereintbleiben" und dergleichen, als unerträgliche Frivolitäten werden ausgemerzt werden. Laß meinem Geschlecht Gerechtigkeit widerfahren, Señora, und gib zu, daß wir immer erkannt haben, daß die geschlechtlichen Beziehungen durchaus keine persönlichen oder freundschaftlichen sind.

Ana: Keine persönlichen oder freundschaftlichen Beziehungen! Welche Beziehung wäre persönlicher? geweihter? heiliger?

Don Juan: Geweiht und heilig, wenn du willst, Ana, aber nicht persönlich. Deine Beziehung zu Gott ist heilig und geweiht; wagst du es, sie persönlich zu nennen? In der Geschlechtsbeziehung überreitet, reißt und schwemmt die allgemeine

Schaffensenergie — der beide Teile nur hilflose Vertreter sind — alle persönlichen Wertungen fort und räumt mit allen persönlichen Beziehungen auf. Zwei Menschen können vollkommen fremd zueinander stehen, verschiedene Sprachen sprechen, in Rasse und Farbe, in Alter und Veranlagung verschieden, durch kein Band verknüpft sein, als durch die Möglichkeit jener Fruchtbarkeit, um derentwillen die Lebenskraft sie einander beim ersten Austausch eines Blickes in die Arme wirft. Bestätigen wir das nicht, indem wir erlauben, daß Ehen durch Eltern geschlossen werden, ohne daß die Frau gefragt wird? Hast du deinen Abscheu vor der Unsittlichkeit der englischen Nation nicht oft genug ausgedrückt, weil Frauen und Männer adeliger Geburt nach Belieben ebenso wie die Bauern miteinander verheiratet werden? Und was weiß denn selbst der Bauer von seiner Braut oder sie von ihm, bevor er sich mit ihr verlobt? Nicht wahr, du würdest keinen Mann so schnell schon nach flüchtigster Bekanntschaft zu deinem Advokaten machen, als du dich in ihn verlieben und ihn heiraten würdest!

Ana: Ja, Juan; wir kennen die Philosophie des Wüstlings. Bedenke nur gefälligst die Folgen für die Frauen.

Don Juan: Die Folgen, ja: die rechtfertigen das feste Ergreifen des Mannes. Aber du nennst diese Annäherung gewiß keine gefühlvolle. Du könntest ebensogut die Annäherung eines Schutz-

mannes an seinen Gefangenen eine Liebeserklärung nennen.

Ana: Du siehst, daß du die Notwendigkeit der Ehe zugeben mußt, obgleich nach deiner Ansicht die Liebe die nebensächlichste aller Beziehungen ist.

Don Juan: Woher weißt du, daß sie nicht die wichtigste aller Beziehungen ist? viel zu wichtig, um eine persönliche Angelegenheit zu sein. Hätte dein Vater seinem Lande dienen können, wenn er sich geweigert hätte, einen Feind Spaniens zu töten, falls er ihn nicht persönlich haßte? Kann ein Weib seinem Lande dienen, wenn es sich weigert, einen Mann, den es nicht persönlich liebt, zu heiraten? Du weißt, daß es nicht so ist; die Frau von adeliger Geburt heiratet, wie der Mann von adeliger Geburt kämpft: aus politischen und Familien-, nicht aus persönlichen Gründen.

Die Statue, betroffen: Ein sehr kluger Standpunkt das, Juan; ich muß darüber nachdenken. Du bist wirklich reich an Einfällen. Wie bist du auf diese Idee gekommen?

Don Juan: Durch Erfahrung. Als ich auf Erden den Damen jene Anträge machte, die mich, obgleich sie allgemein verdammt werden, zu einem so interessanten Helden der Legende gemacht haben, wurde mir nicht selten ungefähr folgendermaßen begegnet: Die Dame sagte, sie wolle meine Anträge, falls sie ehrbar wären, in Betracht ziehen.

Als ich fragte, was dieser Vorbehalt zu bedeuten habe, erfuhr ich, daß er meinem Vorschlag gleichkam, von ihrem Eigentum, wenn sie eines hatte, Besitz zu ergreifen oder mich zu verpflichten, sie fürs ganze Leben zu erhalten, wenn sie keines hatte; daß ich mich damit nach ihrer fortgesetzten Gesellschaft, ihrem Rat und ihrer Unterhaltung bis an das Ende meiner Tage sehnte, daß ich mich ferner gegen Buße zu verpflichten willens sei, ihrer nimmer müde zu werden, und vor allem, daß ich allen anderen Frauen um ihretwillen für immer den Rücken zukehren wollte. Ich habe mich gegen diese Bedingungen nicht deswegen gesträubt, weil sie ungeheuerlich und unmenschlich waren; ihre unsinnige Belanglosigkeit war es, die mich vernichtete. Ich erwiderte fest, mit vollkommenem Freimut, daß ich mir von keiner dieser Pflichten jemals hätte träumen lassen; und wenn der Charakter und der Verstand der Dame meinem eigenen weder gleich noch überlegen sei, mich ihre Unterhaltung vergeringern und ihr Rat irreleiten würde; daß sie in Gesellschaft, so weit ich beurteilen könnte, unerträglich langweilig werden könnte; daß ich für meine Gefühle weder eine Woche lang noch viel weniger bis an das Ende meines Lebens einstehen könnte; daß ich selbst, wenn ich mich unterwürfe, um alle natürlichen und ungezwungenen Beziehungen zu meinen übrigen Mitgeschöpfen kommen würde, verdreht und engherzig werden müßte und mich nur durch Heimlichkeiten — die noch verabscheuungs-

würdiger wären — zu retten vermöchte; kurz daß meine Anträge mit keiner dieser Angelegenheiten irgend etwas zu schaffen hätten und nur das Resultat eines ganz natürlichen Triebes meiner Männlichkeit gegenüber der Weiblichkeit wären.

Ana: Du meinst, daß es ein unmoralischer Trieb gewesen ist.

Don Juan: Die Natur, meine liebe Ana, ist das, was du unmoralisch nennst. Ich erröte darüber, aber ich kann es nicht ändern. Die Natur ist eine Kupplerin, die Zeit eine Zerstörerin und der Tod ein Mörder. Ich habe es immer vorgezogen, diesen Tatsachen ins Auge zu sehen und mich nach dieser Erkenntnis zu richten. Du ziehst es vor, diese drei Teufel durch Anrufung deiner Keuschheit und deiner liebenden Güte zu versöhnen und ihre Einrichtungen mit diesen Schmeicheleien wett zu machen. Ist es da zu verwundern, daß wir nicht vorwärts kommen?

Die Statue: Was pflegten die Damen dazu zu sagen, Don Juan?

Don Juan: Oh ich bitte, Vertrauen gegen Vertrauen. Sage du mir zuerst, was du den Damen zu sagen pflegtest.

Die Statue: Ich! Oh, ich habe Treue bis in den Tod geschworen und daß ich sterben würde, wenn sie mich ausschlüge, daß keine Frau mir das jemals sein könnte, was sie mir wäre —

Ana: Sie! — Wer?

Die Statue: Wer immer es zufällig um diese Zeit gewesen ist, liebes Kind. Gewisse Dinge habe ich immer wieder gesagt. Zum Beispiel, daß mich selbst mit achtzig Jahren ein weißes Haar auf dem Haupte einer Frau, die ich liebe, mehr erzittern machen würde, als der dichteste blonde Zopf des allerschönsten jungen Hauptes. Dann sagte ich immer wieder, daß ich den Gedanken nicht ertragen könnte, daß irgend eine andere die Mutter meiner Kinder sein sollte.

Don Juan, empört: Du alter Schuft!

Die Statue, hochmütig: Das bin ich nie gewesen; denn in dem Augenblick, da ich so sprach, habe ich das mit meiner ganzen Seele immer auch wirklich geglaubt. Ich hatte ein Herz; ich war nicht wie du. Und diese Aufrichtigkeit war es, die mir zu meinen Erfolgen verholfen hat.

Don Juan: Aufrichtigkeit! Wenn man Narr genug ist, an eine einleuchtende, tolle, geprägte, ungeheure Lüge zu glauben, dann nennst du das Aufrichtigkeit. Wenn du so gierig bist nach dem Besitz einer Frau, daß du, in deinem Eifer sie zu täuschen, dich selbst täuschen kannst, dann nennst du das Aufrichtigkeit.

Die Statue: Der Henker hole deine Spitzfindigkeiten! Ich bin ein verliebter Mann gewesen, und kein Sophist. Und die Frauen haben mich dafür wieder geliebt. Der Himmel segne sie!

Don Juan: Das haben dir die Frauen einge-

redet. Was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß sie mir das auch einzureden versuchten, obgleich ich so gefühllos den Sophisten gespielt habe! Auch ich hatte meine törichten Augenblicke, in denen ich Unsinn schwatzte und daran glaubte. Manchmal hat mich der Wunsch, Freude zu machen, in der Gefühlserregung so stark ergriffen, daß ich instinktiv hinreißend poetisch wurde: schöne Worte entströmten meinen Lippen, ohne Bedenken und ohne Gewissen. Zuweilen habe ich auch mit einer teuflischen Kälte, die Tränen erpreßte, gegen mich selbst gestritten. Aber in dem einen Fall wie in dem andern fand ich es in gleichem Maße schwer loszukommen: wenn die Dame ihren Sinn auf mich gerichtet hatte, gab es nichts anderes als lebenslängliche Knechtschaft oder Flucht.

Ana: Du wagst es in meiner und meines Vater Gegenwart damit zu prahlen, daß dich jede Frau unwiderstehlich gefunden hat!

Don Juan: Prahlen? ich? Ich glaube, daß ich die beklagenswerteste aller Rollen gespielt habe. Überdies sage ich „Wenn die Dame ihren Sinn auf mich gerichtet hatte." Es ist nicht immer so gewesen. Und dann, du lieber Gott, welche Ausbrüche tugendhafter Entrüstung! Welch überwältigendes Mißtrauen gegen den feigen Verführer! Welche Szenen, zwischen Imogen und Jachimo!

Ana: Ich habe keine Szenen gemacht. Ich habe einfach meinen Vater gerufen.

Don Juan: Und er kam, das Schwert in der

Hand, die beleidigte Ehre und Moral zu rächen und mich zu ermorden.

Die Statue: Ermorden? Was meinst du damit? Habe ich dich getötet oder du mich?

Don Juan: Wer von uns beiden war der bessere Fechter?

Die Statue: Ich!

Don Juan: Natürlich warst du das. Und dennoch hast du, der Held jener schmachvollsten Abenteuer, die eben an unser Ohr gedrungen sind, du hast die Unverschämtheit gehabt, dich als den Rächer der beleidigten Moral aufzuspielen und mich zum Tode zu verurteilen. Du würdest mich erschlagen haben, wenn der Zufall es nicht anders gewollt hätte.

Die Statue: Man hat das so von mir erwartet, Juan. Das ist die Art und Weise, wie die Dinge auf Erden geordnet werden. Ich bin kein Weltverbesserer gewesen; und habe in jeder Lage immer das getan, was man von einem Gentleman zu erwarten gewohnt war.

Don Juan: Das mag deine Herausforderung, aber nicht die empörende Heuchelei entschuldigen, mit der du deine Angriffe gegen mich noch als Statue fortgesetzt hast.

Die Statue: Das rührte davon her, daß ich in den Himmel gekommen bin.

Der Teufel: Ich sehe noch immer nicht, Señor

Don Juan, wieso diese Episoden Ihrer Erdenlaufbahn und der des Herrn Komtur meine Lebensanschauungen irgendwie Lügen strafen. Hier, ich wiederhole es, gibt es alles, was Ihr begehrt habt, ohne irgend einen der Nachteile, vor denen Ihr zurückgeschreckt seid.

Don Juan: Im Gegenteil, hier finde ich alle meine Enttäuschungen wieder, mit allem, was ich schon versucht und fehlerhaft befunden habe. Ich sage Ihnen, so lange ich mir etwas Besseres als mich selbst vorzustellen vermag, kann ich mich nicht wohl fühlen, wenn ich es nicht ins Leben zu rufen oder den Weg dafür freizumachen versuche. Das ist das Gesetz meines Lebens. Auf diese Weise wirkt in mir das unaufhörliche Emporstreben des Lebens zu höherer Organisation, zu weiterem, tieferem, heftigerem Selbstbewußtsein und zu klarerem Selbstverstehen. Es war die Oberherrschaft dieses Zweckes, die mir die Liebe zum bloßen Vergnügen eines Augenblicks, die Kunst zu einer bloßen Übung meiner Fähigkeiten, und die Religion zu einem bloßen Vorwand der Trägheit herabdrückte, — seit diese Religion einen Gott, der auf die Welt sah und fand, daß sie gut sei, aufgestellt hatte, gegen den Instinkt in mir, der durch meine Augen auf die Welt sah und fand, daß sie verbessert werden könnte. Ich sage Ihnen, daß ich selbst in der Jagd nach meinem Vergnügen, nach meinem Wohlbefinden und meinem Schicksal niemals Glück gekannt

habe. Nicht Liebe zum Weibe hatte mich in die Hände des Weibes geliefert, sondern Müdigkeit, Erschöpfung. Als ich mir einmal als Kind den Kopf an einem Stein verletzt hatte, lief ich zu der erstbesten Frau und weinte meinen Schmerz in ihre Schürze aus. Als ich ein Mann geworden war und meine Seele infolge der Roheiten und Dummheiten, unter denen ich zu leiden hatte, verletzt wurde, tat ich nur wieder genau dasselbe, was ich als Kind getan hatte. Ich habe auch Frieden, Genesung, Ruhe und wirkliche Erschlaffung nach diesem Rezept genossen; aber ich ließe mich lieber durch alle Kreise der Hölle des törichten Italieners schleppen, als noch einmal durch die Vergnügungen Europas. Das ist auch der Grund, warum mir dieser Ort ewiger Vergnügungen so schrecklich ist. Der Mangel dieser genannten Instinkte in Ihnen macht Sie für mein Gefühl zu jenem befremdenden Ungeheuer, das man den Teufel nennt. — Der Erfolg, mit dem Sie die Beachtung der Menschen vom wahrhaften Zweck der Menschheit auf sich gelenkt haben, der in Ihren Augen in mancher Hinsicht dem meinen gleicht, hat Ihnen den Namen des Versuchers eingetragen. Die Tatsache, daß Ihr Wille geschieht oder vielmehr mit Ihrem Mangel an Willen gerechnet wird, statt daß Sie Ihren eigenen Willen tun, hat die Menschen zu den unbehaglichen, falschen, ruhelosen, künstlichen, unverschämten, lasterhaften Geschöpfen gemacht, die sie sind!

Der Teufel, gekränkt: Senor Don Juan; Sie sind unhöflich gegen meine Anhänger!

Don Juan: Pah! warum sollte ich gegen Ihre Anhänger oder gegen Sie höflich sein? In diesem Reich der Lügen werden Ihnen ein oder zwei Wahrheiten nicht weiter schaden. Ihre Anhänger sind die faulsten Kerle, die ich kenne. Sie sind nicht schön, sie sind nur geschmückt. Sie sind nicht rein, sie sind nur rasiert und förmlich. Sie sind nicht würdig, sie sind nur nach der Mode gekleidet. Sie sind nicht wohlerzogen, sie sind nur gelehrige Schüler. Sie sind nicht fromm, sie sind nur Mieter von Kirchenstühlen. Sie sind nicht sittlich, sie sind nur konventionell. Sie sind nicht tugendhaft, sie sind nur feige. Sie sind nicht einmal lasterhaft, sie sind nur „schwach". Sie sind nicht künstlerisch, sie sind nur schlüpfrig. Sie sind nicht loyal, sie sind nur unterwürfig. Nicht pflichttreu, nur dumm; nicht gemeinsinnig, nur patriotisch; nicht mutig, nur streitsüchtig; nicht entschlossen, nur hartnäckig; nicht selbstbeherrscht, nur abgestumpft; nicht sich selbst achtend, nur eitel; nicht gütig, nur sentimental; nicht gesellig, nur haufenweise; nicht rücksichtsvoll, nur höflich; nicht verständig, nur starrsinnig; nicht fortschrittlich, nur parteisüchtig; nicht phantasievoll, nur abergläubisch; nicht gerecht, nur rachsüchtig; nicht großmütig, nur versöhnlich; nicht diszipliniert, nur entmutigt; und vor allem nicht wahrheitliebend. Lügner sind alle – alle bis auf die Knochen.

Die Statue: Dein Wortschwall ist einfach erstaunlich, Juan. Was gäbe ich darum, wenn ich zu meinen Soldaten so zu sprechen verstanden hätte —

Der Teufel: Und trotzdem ist das nur Gerede. Das ist alles schon früher einmal gesagt worden, aber hat es jemals etwas geändert? Hat die Welt jemals Notiz davon genommen?

Don Juan: Ja, es ist nur Gerede. Aber warum ist es nur Gerede? Darum mein Freund: weil Schönheit, Reinheit, Ehrbarkeit, Religion, Sittlichkeit, Kunst, Patriotismus, Tapferkeit und alles andere nichts als Worte sind, die ich wie jeder andere umdrehen kann wie einen Handschuh. Wenn es Wirklichkeiten wären, würden Sie nach meiner Beweisführung das „Schuldig" aussprechen müssen. Aber zum Glück für Ihre Selbstachtung, mein diabolischer Freund, sind das keine Wirklichkeiten. Wie Sie sagen, es sind bloß Worte, gerade gut genug, Barbaren dahin zu bringen, die Zivilisation anzunehmen, oder die zivilisierten Pfründner dahin zu bringen, daß sie sich einverstanden erklärten, ausgeraubt und unterjocht zu werden. Das ist das Familiengeheimnis der regierenden Klassen, und wenn wir, die dieser Klasse angehören, danach strebten, mehr Leben für die Welt zu schaffen, anstatt mehr Macht und Luxus für unser elendes Selbst zu erwerben, würde dieses Geheimnis uns groß machen. Nun, seit ich, obgleich ein Edelmann, dieses Geheimnis auch kenne, be-

denken Sie wie langweilig ich Ihr endloses Geplärr über alle diese moralischen Einrichtungen finden muß und wie zerstörend mir das Lebens-Opfer Ihretwegen vorkommen muß! Wenn man wenigstens an sein Spiel fest genug glaubte, um es ehrlich zu spielen, wäre es interessant, es zu beobachten; aber das tut man nicht: Man betrügt bei jeder Gelegenheit, und wenn der Widerpart einen übers Ohr haut, wirft man den Tisch um und versucht ihn zu ermorden.

Der Teufel: Von der Erde aus betrachtet, mag etwas Wahres daran sein, weil die Leute unerzogen sind und meine Religion der Liebe und Schönheit nicht zu schätzen wissen; aber hier —

Don Juan: Oh ja; ich weiß, hier gibt es nichts als Liebe und Schönheit. Uff! Es ist als ob man für alle Ewigkeit im ersten Akt eines modernen Stückes säße, bevor die Verwicklungen beginnen. Niemals, nicht in meinen schlimmsten Augenblicken abergläubischer Angst hätte ich mir auf Erden träumen lassen, daß die Hölle so entsetzlich ist. Ich lebe wie ein Friseur, in ausschließlicher Betrachtung der Schönheit, und spiele mit Seidenquasten. Ich atme in einer Atmosphäre der Süßigkeit, wie der Ladenschwengel eines Zuckerbäckers. Komtur, gibt es schöne Frauen im Himmel?

Die Statue: Nein, keine einzige. Lauter Schlumpen. An einem Dutzend findet man nicht für zwei

Pfennige Schmuck. Wie Männer von fünfzig Jahren sehen sie aus.

Don Juan: Dann bin ich ungeduldig, in den Himmel zu kommen. Wird das Wort „Schönheit" dort jemals ausgesprochen und gibt es dort auch Leute der Kunst?

Die Statue: Ich gebe dir mein Wort, du würdest dort eine schöne Statue nicht einmal bewundern, wenn sie an dir vorüberspazierte.

Don Juan: Ich gehe.

Der Teufel: Don Juan, soll ich aufrichtig gegen Sie sein?

Don Juan: Sind Sie das vorhin nicht gewesen?

Der Teufel: So weit es möglich war, ja. Aber ich will jetzt weiter gehen und Ihnen gestehen, daß es gar nichts gibt — weder Himmel noch Hölle — dessen die Menschen nicht müde würden. Und daß alle Geschichtsschreibung nichts weiter ist, als die Aufzeichnung der Schwankungen der Welt zwischen diesen beiden Extremen. Eine Epoche ist nur eine Pendelschwingung, und jede Generation glaubt, daß die Welt vorwärts schreitet, weil sie immerwährend in Bewegung ist, aber wenn Sie so alt wie ich sein werden, wenn Sie tausendmal so wie ich und der Komtur, des Himmels und der Hölle müde geworden sein werden, wie Sie es jetzt zum ersten Male sind, dann werden Sie sich nicht länger einbilden, daß jede Schwingung vom Himmel zur Hölle eine Befreiung, jede Schwingung

von der Hölle zum Himmel eine Entwicklung bedeutet. Worin Sie jetzt Reform, Fortschritt, Erfüllung aufsteigender Tendenzen, systematischen „Aufstieg des Menschen auf den Stufen seines toten Ichs zu höheren Dingen" sehen, darin werden Sie dann nichts anderes als eine ungeheure Komödie der Illusion erblicken. Sie werden die tiefe Wahrheit des Ausspruchs meines Freundes Koheleth noch entdecken, der gesagt hat, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Vanitas vanitatum —

Don Juan, am Ende seiner Geduld: Beim Himmel, das ist noch ärger als Ihr Geplärr über Liebe und Schönheit. Sie kluger Dummkopf, der Sie sind! Ist ein Mensch nichts Besseres als ein Wurm, oder ein Hund oder ein Wolf, nur weil er alles einmal sattbekommt? Soll er das Essen aufgeben, weil er seinen Appetit zerstört, indem er ihn befriedigt? Ist ein Feld verfault, weil es brach liegt? Kann der Komtur seine höllischen Energieen hier ausgeben, ohne himmlische Energieen für seine nächste Art Seligkeit anzuhäufen? Angenommen, daß die große Lebenskraft die Devise des Uhrmacher-Pendels erfunden habe und die Erde für ihr Gewicht benützt, daß die Geschichte einer jeden Schwingung, die uns, den handelnden Personen, so neuartig vorkommt, nichts als die Geschichte der letzten Schwingung ist, die sich wiederholt; und mehr noch, angenommen daß in der unfaßbaren Unendlichkeit der Zeit die Sonne die Erde

tausendmal fortschleudert und sie tausendmal wieder auffängt, wie ein Zirkusreiter einen Ball, und daß die Summe all unserer Epochen nur der Augenblick zwischen dem Wurf und dem Fang wäre, hätte der kolossale Mechanismus deshalb keinen Sinn?

Der Teufel: Gar keinen, mein Freund. Sie glauben, daß die Natur einen Zweck haben müsse, weil Sie einen haben. Sie könnten ebensogut von ihr erwarten, daß sie Finger und Zehen habe, weil Sie welche haben.

Don Juan: Aber ich hätte diese Gliedmaßen nicht, wenn sie keinem Zwecke dienten. Und ich, mein Freund, bin ebensosehr ein Teil der Natur, wie ein Finger ein Teil von mir ist. Wenn mein Finger das Organ ist, durch das ich Schwert und Mandoline fassen kann, so ist mein Gehirn das Organ, durch das die Natur sich selbst zu verstehen sucht. Das Gehirn meines Hundes dient nur den Zwecken meines Hundes, doch mein Gehirn arbeitet auf eine Kenntnis hin, die mir persönlich nicht weiter frommt, aber mir mein Leben verbittert und mir mein Siechtum und meinen Tod zu einer Bürde macht. Hätte ich keinen Zweck, der über meinem eigenen steht, dann wäre ich besser ein Ackerknecht statt eines Philosophen; denn ein Ackerknecht lebt eben so lang wie ein Philosoph, ißt mehr, schläft besser und freut sich des Weibes an seinem Busen mit weniger Zweifel als der Philosoph. Das

kommt daher, weil die Lebenskraft den Philosophen in den Klauen hält. Diese Lebenskraft sagt ihm: „Ich habe unbewußt tausend Wunder vollbracht, bloß durch den Willen zum Leben und indem ich der Richtung des geringsten Widerstandes folgte: nun wünsche ich mich selbst und meine Bestimmung zu erkennen. Zu diesem Zwecke habe ich ein ganz bestimmtes Gehirn erschaffen — das Gehirn des Philosophen, das mir diese Kenntnis ergreifen soll, so wie die Hand des Landmanns den Pflug ergreift. Und diesen Griff" — sagt die Lebenskraft zum Philosophen, „mußt du zu greifen versuchen, bis zu deinem Tode. Dann werde ich ein anderes Gehirn und einen anderen Philosophen schaffen, der das begonnene Werk fortführen soll."

Der Teufel: Wozu nützt das Wissen?

Don Juan: Nun, zur Erlangung der Fähigkeit, die Richtung des größten Vorteiles zu wählen, anstatt in der Richtung des geringsten Widerstandes nachzugeben. Segelt ein Schiff an seinen Bestimmungsort nicht besser als ein Klotz, der nirgendshin getrieben wird? Der Philosoph ist der Steuermann der Natur. Und da haben Sie unsern Unterschied: In der Hölle sein, heißt getrieben werden, im Himmel sein, heißt steuern.

Der Teufel: An die Klippen höchst wahrscheinlich.

Don Juan: Pah! Welches Schiff gerät öfter an die Klippen oder auf den Grund – das Schiff,

das getrieben wird oder das mit einem Steuermann an Bord?

Der Teufel: Gut, gut, gehen Sie Ihren Weg, Señor Don Juan, ich ziehe vor, mein eigener Herr zu sein und nicht das Werkzeug irgend einer stümperhaften Lebenskraft. Ich weiß, daß es wohltut, Schönheit zu sehen, daß es wohltut, Musik zu hören, daß es wohltut, Liebe zu fühlen, und daß es wohl tut, über sie zu denken und zu sprechen. Ich weiß, daß man verfeinert und gebildet sein muß, um in diesen Empfindungen, Bewegungen und Studien geübt zu sein! Was immer die Leute in Kirchen und auf Erden über mich sagen mögen, ich weiß, daß in guter Gesellschaft allgemein zugestanden wird, daß der Fürst der Finsternis ein Gentleman ist, und das genügt mir. Was Ihre Lebenskraft anbelangt, die Sie für unwiderstehlich halten, so ist sie das widerstehlichste Ding der Welt für ein Wesen von irgendwelchem Charakter. Wenn Sie aber von Natur aus gemein und leichtgläubig wie alle Weltverbesserer sind, wird Sie die Lebenskraft dem Glauben in die Arme treiben, und Sie werden kleine Kinder mit Wasser besprengen, um ihre Seelen vor mir zu retten. — Dann werden Sie von der Religion zur Wissenschaft getrieben werden, in deren Bann Sie die kleinen Kinder der Taufe entreißen und sie gegen Krankheiten impfen lassen werden, damit sie sich diese nicht erst durch Zufall zuzuziehen brauchen. Dann werden Sie zur Politik gelan-

gen und das Werkzeug bestechlicher Beamter und der Handlanger ehrgeiziger Windbeutel sein. Und zum Schluß werden Verzweiflung und Hinfälligkeit, zerrüttete Nerven und zerschellte Hoffnungen Ihr Schicksal sein. Vergebliches Beklagen der schlimmsten und dümmsten Vergeudungen und Opfer: vergeudete Macht und vergeudeter Genuß: mit einem Wort, die Strafe für den Narren, der dem Bessern nachjagt, bevor er das Gute in Sicherheit gebracht hat.

Don Juan: Aber wenigstens werde ich nicht gelangweilt worden sein. Im Dienst der Lebenskraft hat man jedenfalls diesen Vorteil. So leben Sie denn wohl, Señor Satan.

Der Teufel, liebenswürdig: Leben Sie wohl, Don Juan. Ich werde oft an unsere interessanten Diskussionen denken. Ich wünsche Ihnen jedes Glück; wie ich vorhin schon sagte: manchen Leuten bekommt der Himmel. Aber falls Sie Ihre Gesinnung ändern sollten, vergessen Sie nicht, daß hier den verlorenen Söhnen die Tore immer offen stehen. Wann immer Sie jene Herzenswärme fühlen sollten, jene aufrichtige, ungezwungene Teilnahme, jene unschuldige Freude und die warme, atmende, bebende Wirklichkeit —

Don Juan: Warum sprechen Sie nicht gleich von Fleisch und Blut, obgleich wir diese zwei unsaubern Gemeinplätze hinter uns gelassen haben?

Der Teufel, ärgerlich: Sie stoßen mir also mein

freundliches Lebewohl in die Zähne zurück, Don Juan?

Don Juan: Durchaus nicht. Aber wenn man auch von einem zynischen Teufel viel lernen kann, einen sentimentalen vermag ich wahrhaftig nicht zu ertragen. Herr Komtur, du kennst den Weg zur Grenze zwischen Hölle und Himmel. Sei so liebenswürdig, ihn mir zu zeigen.

Die Statue: Oh, die Grenze besteht nur im Unterschied zwischen den beiden Arten, die Dinge zu sehen. Jeder Weg wird dich in den Himmel führen, wenn du nur wahrhaft dahin zu gelangen wünschest.

Don Juan: Ich danke dir. Er grüßt Doña Ana. Señora: dein ergebener Diener.

Ana: Aber ich gehe mit dir.

Don Juan: Den Weg, der mich in den Himmel führt, den kann ich finden, Ana; aber nicht deinen Weg dahin. Er verschwindet.

Ana: Wie langweilig!

Die Statue, ihm nachrufend: Bon voyage, Juan! Er schickt ihm eine Schlußfanfare seiner großen rollenden Akkorde als Abschiedsgruß nach. Ein schwaches Echo der ersten geisterhaften Melodie kommt zurück. Ah, da geht er hin. Tut einen langen Atemzug durch die Lippen. Oh, der kann reden! Das werden sie im Himmel niemals ertragen.

Der Teufel, düster: Sein Abfall ist eine politische Niederlage. Ich kann diese Lebensanbeter

nicht halten. Das ist mein größter Verlust, seit jener holländische Maler fortging — ein Bursche, der eine siebzigjährige Hexe eben so gerne gemalt hätte, wie eine zwanzigjährige Venus.

Die Statue: Ich erinnere mich: er ist in den Himmel gekommen; Rembrandt!

Der Teufel: Ah, Rembrandt. Es ist etwas Unnatürliches um diese Bursche. Hören Sie nicht auf ihre Lehren, Señor Komtur; sie sind gefährlich. Hüten Sie sich vor der Erforschung des Übermenschlichen. Sie führt zu einer unterschiedlosen Verachtung des Menschlichen. Sie wissen, daß Menschen, Pferde, Hunde und Katzen bloß Spezies sind, die außerhalb des Sittengesetzes stehen. Nun denn: den Übermenschen sind Männer und Weiber auch nur Spezies, die ebenso außerhalb des Sittengesetzes stehen. Dieser Don Juan war gut zu Frauen und höflich gegen Männer, wie Ihre Tochter zu ihren Lieblingskatzen und Hunden gütig und höflich war. Aber eine solche Güte ist die Verleugnung der ausschließlich menschlichen Wesensart der Seele.

Die Statue: Und wer zum Henker ist der Übermensch?

Der Teufel: Oh, das ist die letzte Mode der Lebenskraftfanatiker. Haben Sie im Himmel unter den Neuangekommenen jenen polnischen Narren nicht gesehen — wie hat er nur geheißen — Nietzsche?

Die Statue: Ich habe nie etwas von ihm gehört.

Der Teufel: Nun, zuerst kam er hierher, bevor er seinen Geist wiederentdeckt hatte. Ich setzte einige Hoffnungen auf ihn, aber er ist ein eingefleischter Anbeter der Lebenskraft gewesen. Er war es, der den Übermenschen, der so alt ist wie Prometheus, hervorgestöbert hat; und das zwanzigste Jahrhundert wird hinter dieser neuesten der alten Schrullen herlaufen, wenn es der Welt des Fleisches und des Teufels müde geworden sein wird.

Die Statue: Übermensch ist ein gelungener Name, und ein guter Schlachtruf ist eine halb gewonnene Schlacht. Ich möchte diesen Nietzsche gerne sehen.

Der Teufel: Unglückseligerweise hat er hier Wagner getroffen! und Streit mit ihm gehabt!

Die Statue: Das begreife ich nur zu gut. Mozart ist mein Mann!

Der Teufel: Oh, sie haben nicht über Musik gestritten. Wagner hatte auch einst zur Anbetung der Lebenskraft hingeneigt und einen Übermenschen, namens Siegfried erfunden. Aber er war später zu Vernunft gekommen. Als sie einander hier begegneten, warf ihm Nietzsche vor, daß er ein Abtrünniger sei, da schrieb Wagner ein Pamphlet, mit dem er beweisen wollte, daß Nietzsche Jude gewesen sei, und das Ende vom Lied war, daß Nietzsche aufgebracht in den Himmel stürzte. Und das war eine Erlösung. Aber jetzt, mein Freund, wollen wir nach meinem Palast eilen und Ihre Ankunft durch ein großes musikalisches Fest feiern.

Die Statue: Mit Vergnügen. Sie sind sehr gütig.

Der Teufel: Hier, wenn ich bitten darf, Komtur. Wir gehen durch die Versenkung. Er pflanzt sich auf der Versenkungstür auf.

Die Statue: Gut. Nachdenklich. Einerlei, der Übermensch ist eine schöne Erfindung. Es ist etwas Plastisches an ihm. Er stellt sich auf die Versenkungstür neben dem Teufel auf. Sie beginnen langsam hinabzusinken. Aus der Hölle glüht es rot herauf. Ah, das erinnert mich an alte Zeiten.

Der Teufel: Mich auch.

Ana: Halt! Die Versenkung hält.

Der Teufel: Señora, Sie können hier nicht mitkommen. Sie sollen eine Apotheose haben. Aber Sie werden noch vor uns im Palast sein.

Ana: Das ist nicht der Grund, warum ich Sie halten ließ. Sagen Sie mir: wo kann ich den Übermenschen finden?

Der Teufel: Er ist noch nicht gezeugt, Señora.

Die Statue: Und wird wahrscheinlich nie gezeugt werden. Wir wollen gehn: das rote Feuer wird mir Niesen verursachen. Sie sinken hinab.

Ana: Noch nicht gezeugt! Dann ist mein Werk noch nicht vollendet. Sie bekreuzigt sich fromm. „Credo in vitam venturi saeculi.“ Sie ruft in das Weltall. Einen Vater, einen Vater für den Übermenschen! Sie verschwindet ins Leere, alles Dasein scheint in Unendlich-

keit verloren. Dann schreit undeutlich eine lebendige Menschenstimme irgendwoher. Man sieht, daß eine Bergspitze sich gegen einen helleren Hintergrund schwach abhebt. Der Himmel ist wie aus weiter Ferne zurückgekehrt, und wir erinnern uns plötzlich, wo wir gewesen sind. Die Stimme wird deutlich und dringend; sie ruft: Automobile, Automobile. Die volle Wirklichkeit kehrt mit heftigem Ansturm zurück. Einen Augenblick später ist in der Sierra heller Morgen angebrochen, die Räuber raffen sich auf und eilen der Straße zu, während der Ziegenhirt den Hügel herabläuft und sie von der Annäherung eines zweiten Motorwagens verständigt. Tanner und Mendoza erheben sich verwirrt und starren einander fassungslos an. Straker setzt sich auf, um einen Augenblick zu gähnen, bevor er sich erhebt, denn er setzt seine Ehre darein, kein ungebührliches Interesse an der Aufregung der Banditen zu zeigen. Mendoza wirft einen schnellen Blick umher, um zu sehen, ob sein Gefolge auf den Warnruf achte, dann wechselt er ein paar Worte mit Tanner.

Mendoza: Haben Sie geträumt?

Tanner: Schändlich! Und Sie?

Mendoza: Ja, aber ich habe schon vergessen, was. Sie sind auch in meinem Traum vorgekommen.

Tanner: So ist es mir mit Ihnen ergangen. Es ist zum Staunen.

Mendoza: Ich habe Sie gewarnt. Man hört von der Straße her einen Schuß fallen. Die Tölpel! die werden richtig mit der Flinte spielen! — Die Räuber erscheinen, erschrocken und rückwärts laufend. Wer hat diesen Schuß abgegeben? Zu Duval: Sind Sie's gewesen?

Duval, atemlos: Ich habe nicht geschossen, die anderen schossen zuerst.

Der Anarchist: Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollten damit anfangen, den Staat zu zerstören. Jetzt sind wir alle verloren.

Der Rowdy Sozialdemokrat, in wilder Flucht über das Amphitheater: Flieht alle!

Mendoza faßt ihn beim Kragen und wirft ihn auf den Rücken, ein Messer hervorziehend: Ich töte jeden, der sich rührt. Er versperrt den Weg. Die wilde Flucht stockt. Was ist geschehen?

Der ärgerliche Sozialdemokrat: Ein Auto —

Der Anarchist: Drei Männer —

Duval: Deux femmes —

Mendoza: Drei Männer und zwei Frauen! Warum habt ihr sie nicht hierhergebracht? Habt ihr Furcht vor ihnen?

Der Rowdy erhebt sich: Sie haben Bedeckung. Um Gottes Willen, Mendoza, fliehen wir!

Der Ärgerliche: Zwei bewaffnete Wagen voll Soldaten, am Ende des Tals.

Der Anarchist: Der Schuß wurde in die Luft abgefeuert. Es war ein Signal.

Strater pfeift seine Lieblingsmelodie, die das Ohr der Räuber wie ein Trauermarsch berührt.

Tanner: Es ist keine Bedeckung, sondern eine Expedition, die Sie gefangen nehmen soll. Man

hat uns geraten, darauf zu warten, aber ich hatte Eile.

Der Rowdy, in Todesangst: Und jetzt, großer Gott, stehen wir da und warten auf sie. Fliehen wir in die Berge.

Mendoza: Idiot! Was weißt du von den Bergen? Bist du Spanier? Du würdest vom ersten Schafhirten, der dir begegnet, verraten. Überdies sind wir bereits in Schußweite ihrer Gewehre.

Ein Rowdy: Aber —

Mendoza: Ruhe! Überlaßt das mir. Zu Tanner: Kamerad, Sie werden uns nicht verraten.

Straker: Wen nennen Sie Kamerad?

Mendoza: Gestern bin ich im Vorteil gewesen. Der Ausbeuter der Armen war dem Ausbeuter der Reichen ausgeliefert. Sie boten Ihre Hand; ich nahm sie.

Tanner: Ich habe nichts gegen Sie einzuwenden, Kamerad. Wir haben einen angenehmen Abend mit Ihnen verbracht; das ist alles.

Straker: Ich habe niemandem meine Hand gegeben, verstanden?

Mendoza wendet sich ausdrucksvoll zu ihm: Junger Mann, wenn ich gefangen werde, wenn man mich verhören wird, dann werde ich zu meiner Verteidigung erzählen, was mich von England, Heim und Pflicht fortgetrieben hat. Wünschen Sie, daß der ehrbare Name Straker durch den Schmutz eines spanischen Gerichtshofes geschleift werde? Die Polizei

wird mich durchsuchen. Man wird Louisas Bild bei mir finden. Es wird in die illustrierten Zeitungen kommen. Sie erschrecken. Das wird Ihr Werk sein, bedenken Sie das!

Straker, mit unterdrückter Wut: Ich schere mich den Teufel um den Gerichtshof. Unser Name in Verbindung mit dem Ihren, das ist es, wogegen ich mich verwahre. Sie schwarzgeflecktes Schwein Sie!

Mendoza: Diese Sprache ist des Bruders Louisas unwürdig. Aber einerlei, Sie sind aus dem Text gebracht: das genügt. Er wendet sich seinen eigenen Leuten zu, um ihnen ins Gesicht zu sehen. Sie ziehen sich unruhig quer durch das Amphitheater nach der Höhle zurück, um hinter ihr Zuflucht zu suchen. In diesem Augenblick rasselt eine neue Gesellschaft, zu einem Automobilausflug vermummt, in lärmender Laune von der Straße her. Ann, die geradeswegs auf Tanner zugeht, tritt zuerst auf den Plan. Dann folgt Violet, die von Hector, der ihre rechte Hand, und von Ramsden, der ihre linke Hand festhält, über den holperigen Boden geführt wird. Mendoza geht zu seinem felsigen Präsidentensitz und setzt sich ruhig nieder, während sich seine Untergebenen hinter ihm gruppieren und sein Stab, der aus Duval und dem Anarchisten zu seiner Rechten und den beiden Sozialdemokraten zu seiner Linken besteht, ihn zu beiden Seiten unterstützt.

Ann: Es ist Jack!

Tanner: Gefangen!

Hector: Gewiß ist er's! Wir wurden eben durch eine Lädierung der Räder aufgehalten. Die Pneumatiks sind voller Nägel.

Violet: Was machen Sie hier in Gesellschaft all dieser Leute?

Ann: Warum haben Sie uns ohne ein Wort der Warnung verlassen?

Hector: Ich habe den Rosenstrauß gewonnen, Fräulein Whitefield. Zu Tanner: Als wir erfuhren, daß Sie fort seien, hat Fräulein Whitefield mit mir um einen Rosenstrauß gewettet, daß mein Wagen den Ihren nicht einholen würde, bevor Sie Monte Carlo erreicht hätten.

Tanner: Aber das ist nicht der Weg nach Monte Carlo.

Hector: Einerlei. Fräulein Whitefield verfolgte Ihre Spur an jedem Halteplatz. Sie ist ein wahrer Sherlock Holmes.

Tanner: Die Lebenskraft! Ich bin verloren.

Octavius stürmt fröhlich von der Straße her in das Amphitheater herein und tritt zwischen Tanner und Straker: Ich bin so froh, daß du wohlauf bist, alter Knabe. Wir haben schon gefürchtet, du seist von Räubern gefangen worden.

Ramsden, der Mendoza angestarrt hat: Mir ist, als erinnerte ich mich an das Gesicht Ihres Freundes hier.

Mendoza erhebt sich höflich und tritt mit einem Lächeln zwischen Ann und Ramsden vor.

Hector: Wahrhaftig, ich auch.

Octavius: Ich kenne Sie sehr gut, Herr; aber es will mir nicht einfallen, wo ich Ihnen begegnet bin.

Mendoza, zu Violet: Erinnern Sie sich, Gnädigste?

Violet: Oh ganz gut; aber ich bin so dumm, was Namen betrifft.

Mendoza: Es war im Savoy Hotel. Zu Hector: Sie pflegten mit dieser Dame — er deutet auf Violet — im Savoy zu frühstücken. Zu Octavius: Sie, Herr, dinierten zuweilen mit dieser Dame — er deutet auf Ann — und ihrer Mutter im Savoy, auf dem Wege ins Lyceum Theater. Zu Ramsden: Sie, Herr, pflegten erst zum Souper zu kommen, er senkt seine Stimme zu einem vertraulichen, aber vollkommen hörbaren Geflüster: mit mehreren verschiedenen Damen.

Ramsden, ärgerlich: Nun? Was hat das mit Ihnen zu schaffen, wenn ich bitten darf?!

Octavius: Aber, Violet, ich dachte, Ihr kanntet einander vor dieser Reise kaum, du und Malone!

Violet, geärgert: Dieser Mensch ist wohl Maitre d'Hotel gewesen!

Mendoza: Kellner, gnädige Frau. Ich habe Ihnen allen eine dankbare Erinnerung bewahrt. Nach der Freigebigkeit, mit der Sie mich behandelt haben, zu schließen, sind Sie mit der Bedienung im Savoy alle sehr zufrieden gewesen.

Violet: Welche Unverschämtheit! Sie wendet ihm den Rücken zu und geht mit Hector den Hügel hinauf.

Ramsden: Das dürfte genügen, mein Freund. Sie erwarten doch hoffentlich nicht, daß Sie diese Dame wie einen guten Bekannten behandelt, weil Sie ihr den Tisch gedeckt haben.

Mendoza: Entschuldigen Sie, Sie waren es, der sich auf meine Bekanntschaft berief. Die Damen folgten Ihrem Beispiel. Immerhin, diese Schaustellung der schlechten Manieren Ihrer Klasse beendet den Zwischenfall. In Zukunft werden Sie die Güte haben, mich mit jener Achtung zu behandeln, die einem Fremden und Mitreisenden gebührt. Er wendet sich hochmütig ab und nimmt wieder seinen Präsidentensitz ein.

Tanner: Da haben wir's! Einem einzigen Menschen bin ich auf meiner Reise begegnet, der zu einer vernünftigen Unterhaltung fähig gewesen ist, und ihr beleidigt ihn alle. Selbst der neue Mann ist nicht besser als irgend einer von euch. Enry, Sie haben sich genau so benommen, wie ein elender Gentleman.

Straker: Gentleman! Nicht ich.

Ramsden: Wahrhaftig, Tanner, dieser Ton —

Ann: Nimm mir's nicht übel, Alterchen, aber jetzt solltest du ihn schon kennen. Sie nimmt seinen Arm und zieht ihn schmeichelnd nach dem Hügel fort, um sich zu Violet und Hector zu gesellen. Octavius folgt ihr wie ein Hund.

Violet ruft vom Hügel: Hier sind die Soldaten, sie verlassen ihre Automobile.

Duval, von Panik ergriffen: Oh, nom de Dieu!

Der Anarchist: Narren! Der Staat ist im Begriff, euch zu vernichten, weil ihr ihn anläßlich der Aufreizung der politischen Schmarotzer durch die Bourgeoisie verschont habt.

Der ärgerliche Sozialdemokrat, polemisch bis zum letzten Augenblick: Im Gegenteil — nur indem man die Staatsmaschine anhält —

Der Anarchist: Sie ist im Begriff dich anzuhalten.

Der Rowdy Sozialdemokrat, in höchster Angst: Ach laßt das! Wozu sind wir hier? Worauf warten wir?

Mendoza, zwischen den Zähnen: Fahrt nur so fort, über Politik zu reden, ihr Dummköpfe, nichts klingt achtbarer. Fahrt nur fort, sag ich euch!

Die Soldaten besetzen die Straße und beherrschen das Amphitheater mit ihren Gewehren. Die Räuber, die, von einem überwältigenden Impuls getrieben, sich hintereinander zu verstecken suchen, schauen so unbeteiligt drein, wie sie nur immer können. Mendoza erhebt sich stolz, mit unerschrockener Stirne, der kommandierende Offizier steigt von der Straße ins Amphitheater hinab, schaut die Räuber scharf und dann Tanner fragend an.

Der Offizier: Wer sind diese Männer, Señor Ingleſe?

Tanner: Mein Gefolge.

Mendoza verbeugt sich tief mit einem mephistophelischen Lächeln. Ein ununterdrückbares Grinsen läuft über die Gesichter der Räuber. Sie greifen an die Hüte, mit Ausnahme des Anarchisten, der dem Staate mit verschränkten Armen Trotz bietet.

Vorhang

Vierter Akt

Der Garten einer Villa in Granada. Wer wissen will, wie er aussieht, muß nach Granada reisen und sich ihn ansehn. Man kann prosaisch eine Gruppe von mit Villen besäeten Hügeln, die Alhambra auf der Spitze eines der Hügel und eine ansehnliche Stadt im Tale aufzählen. Staubige, weiße Landstraßen, auf denen Kinder gleichgültig und gedankenlos automatisch um kleine Silbermünzen winseln und zugreifende, braune Handflächen gierig danach ausstrecken, führen in die Stadt. Diese Beschreibung enthält aber nichts von der Alhambra, nichts vom Betteln, nichts von der Farbe der Landstraßen, was nicht ebensogut auf Surrey wie auf Spanien passen würde. Der Unterschied besteht darin, daß die Hügel von Surrey verhältnismäßig klein und häßlich sind und eigentlich die Höcker von Surrey genannt werden sollten; während diese spanischen Hügel Bergcharakter haben; die Anmut, die ihre Höhe verhehlt, kompromittiert ihre Würde nicht.

Dieser eigenartige Garten ist auf einem Hügel gegenüber der Alhambra gelegen, und die Villa ist so kostspielig und anspruchsvoll eingerichtet, wie eine Villa es sein muß, wenn sie reichen amerikanischen und englischen Besuchern möbliert zu hohen Wochenpreisen vermietet werden soll. Wenn man auf dem Rasenplatz zu Füßen des Gartens steht und bergauf blickt, so bildet den Horizont die Steinbalustrade einer beflaggten Plattform auf dem Gipfel des Hügels, an der Grenze eines unendlichen Raumes. Zwischen dem Rasenplatz und dieser Plattform befindet sich ein Blumengarten, in dessen Mitte ein rundes Wasserbecken samt Springbrunnen eingebaut und von geometrischen Blumenbeeten, Kiespfaden und gestutzten Eibenbäumen in der elegantesten Anordnung umgeben ist. — Der Garten liegt höher als der Rasenplatz; so daß man mit ein paar Schritten bis in die Mitte seiner Einfassung gelangen kann. Die Plattform liegt wieder höher als der Gar-

ten, von dem man ein paar weitere Schritte aufwärts steigen und über die Balustrade hinweg eine schöne Stadt und die Hügel, die sich weiter ins Land hinaus erstrecken bis dorthin, wo sie in weiter Ferne zu Bergen werden, genießen kann. Zur Linken steht die Villa, die durch Stufen von der linken Ecke des Gartens aus erreichbar ist. Wenn man von der Plattform durch den Garten und wieder hinab zum Rasenplatz zurückkehrt (in welcher Richtung man die Villa zur Rechten hinter sich läßt), erhält man einen Beweis literarischer Interessen von seiten der Mieter in der Tatsache, daß kein Tennisnetz und keine Garnitur Krokettreifen vorhanden ist, sondern zur Linken ein kleiner eiserner Gartentisch steht, der mit großen, zum Teil gelbrückigen Büchern bedeckt ist. Daneben steht ein Sessel. Auf einem Stuhl zur Rechten liegen auch ein paar offene Bücher. Es sind keine Zeitungen zu sehen, ein Umstand, der, bei der Abwesenheit von Spielen, einen intelligenten Betrachter zu den weitreichendsten Schlüssen führen könnte bezüglich der Leute, die in der Villa wohnen. Derartige Betrachtungen werden jedoch an diesem köstlich schönen Nachmittage durch das Erscheinen Henry Strakers an einem kleinen Pförtchen im Staket zur Linken gehemmt. Er trägt seine Berufskleidung und öffnet das Gittertor einem ältlichen Herrn und folgt ihm bis zum Rasenplatz.

Dieser ältliche Herr trotzt der spanischen Sonne in einem schwarzen Gehrock, hohem Zylinder, Hosen, in denen enge dunkelgraue und lila Streifen zu einer hochachtbaren Farbe verschmelzen, und mit einem schwarzen Halstuch, das über tadelloser Wäsche zu einem Knoten geknüpft ist. Wahrscheinlich ist das also ein Mann, dessen soziale Stellung unablässiger und gewissenhafter Betonung, ohne Rücksicht auf das Klima, bedarf; ein Mann, der sich für die Sahara oder für die Spitze des Mont Blanc auf die gleiche Weise kleiden würde. Und da er nicht das Gepräge der Klasse trägt, die sich die Reklame und Erhaltung erstklassiger Schneider- und Modewarengeschäfte zur Lebensaufgabe gemacht hat, sieht er in

seinem Staate recht gewöhnlich aus, während er in einem Arbeitskittel würdevoll genug aussehen würde. Er ist ein vollwangiger Mann mit roter Gesichtsfarbe, stoppeligem Haar, winzigen Augen, einem strengen Mund, der sich an den Winkeln abwärts faltet, und einem hartnäckigen Kinn. Die Schlaffheit der Haut, die das Alter mit sich bringt, hat seine Kehle und seine Wangen ergriffen; oberhalb des Mundes ist er aber noch immer hart wie ein Apfel, so daß die obere Hälfte seines Gesichtes jünger aussieht als die untere. Er hat das Selbstvertrauen eines Menschen, der Geld gemacht hat, und etwas von der Roheit eines solchen, der es in einem brutalen Kampfe erwarb, denn unter seiner Höflichkeit verbirgt sich die deutliche Drohung, daß er, wenn es notwendig sein sollte, noch andere Methoden in der Reserve habe. Übrigens ist er ein Mann, der eher zu bemitleiden ist, falls er nicht gefürchtet werden sollte, denn es liegt zuweilen etwas Rührendes über ihm, als ob die kolossale Handelsmaschine, die ihn in seinen Gehrock hineingepreßt hat, ihm sehr wenig von seiner Eigenart zugestanden und seine Neigungen unbefriedigt gelassen und durchkreuzt hätte. Nach dem ersten Worte, das er spricht, ist es klar, daß er Irländer ist, dessen heimatliche Aussprache, trotz manchen Orts- und Rangwechsel an ihm haften geblieben ist. Man kann nur erraten, daß das ursprüngliche Element seiner Sprache vielleicht die mürrische irische Aussprache von Kerry gewesen ist; aber die Erniedrigung, die der Sprache in London, Glasgow, Dublin und in großen Städten im allgemeinen widerfährt, hat ihren zerstörenden Einfluß ausgeübt, die irische Musik ist beinahe verschwunden, obgleich ihre Rauheit noch immer bemerkbar ist. Straker, dieser unverkennbare Londoner, flößt ihm unbarmherzige Verachtung ein; er hält ihn für einen dummen Engländer, der nicht einmal seine eigene Sprache ordentlich sprechen könne. Straker betrachtet seinerseits die Aussprache des alten Mannes wie einen Spaß, den die Vorsehung aufmerksamerweise eigens zur Unterhaltung der britischen Rasse erfunden hat. Gewöhnlich behandelt er

den Mann mit der Nachsicht, die man einer untergeordneten und unglücklichen Menschengattung schuldig ist, aber gelegentlich auch mit unwilliger Bestürzung, wenn der alte Herr zu verstehen gibt, daß er seinen irländischen Unsinn ernstgenommen wissen will.

Straker: Ich will gehen und die junge Dame verständigen. Sie sagte, daß Sie vorziehen würden, hier zu bleiben. Er wendet sich durch den Garten zur Villa und will gehen.

Der Irländer, der sich mit lebhafter Neugier umgesehen hat: Die junge Dame? Das ist wohl Fräulein Violet, was?

Straker hält auf den Stufen mit plötzlichem Argwohn inne: Das wissen Sie doch, nicht wahr?

Der Irländer: Tu ich das?

Straker, aufbrausend: Nun, wissen Sie's oder wissen Sie's nicht?

Der Irländer: Was geht das Sie an?

Straker, der jetzt höchlich entrüstet ist, kehrt auf der Treppe um und tritt dem Besucher entgegen.

Straker: Ich will Ihnen sagen, was es mich angeht. Fräulein Robinson —

Der Irländer, unterbrechend: Oh, ihr Name ist Robinson? Ich danke Ihnen.

Straker: Was, Sie wissen nicht einmal ihren Namen?

Der Irländer: Oh ja, jetzt da Sie ihn mir gesagt haben, weiß ich ihn.

Straker, nach einem Augenblick der Verblüffung über des

alten Mannes Schlagfertigkeit: Sagen Sie mir, was soll das heißen, daß Sie in meinen Wagen einsteigen und sich von mir hierher fahren lassen, wenn Sie nicht die Person sind, der ich den Brief übergeben habe?

Der Irländer: Wem denn sonst haben Sie ihn übergeben, wenn ich bitten darf?

Straker: Ich überbrachte ihn Herrn Ector Malone, auf Verlangen Fräulein Robinsons, verstanden? Ich bin nicht bei Fräulein Robinson im Dienst; ich habe es nur aus Gefälligkeit getan. Ich kenne Herrn Malone; und Sie sind es nicht, bei weitem nicht. Im Hotel hat man mir gesagt, daß Sie Ector Malone heißen —

Malone: Hector Malone.

Straker, mit kalter Überlegenheit: Hector heißen Sie in Ihrem eigenen Lande; das kommt davon, wenn man in Provinzorten wie Irland und Amerika zu Hause ist. Aber hier heißen Sie Ector; wenn Sie das nicht schon bemerkt haben, so werden Sie es noch bemerken.

Die Spannung der Unterhaltung steigert sich immer drohender. Sie wird hier durch Violet, die aus der Villa getreten und durch den Garten an die Treppe gekommen ist, unterbrochen. Sie kommt nun die Stufen herab und tritt zu sehr gelegener Zeit zwischen Malone und Straker.

Violet, zu Straker: Haben Sie meine Botschaft überbracht?

Straker: Ja, Fräulein. Ich brachte sie ins Hotel,

schickte sie in ein Zimmer hinauf und erwartete dann, den jungen Herrn Malone zu sehen. Statt dessen kam dieser Mann heraus und sagte, daß alles in Ordnung sei und er mit mir kommen wolle. Und da die Leute im Hotel behaupteten, er wäre Ector Malone, so brachte ich ihn her; und jetzt kommt er auf das zurück, was er sagte. Falls er aber der Herr nicht ist, den Sie gemeint haben, sagen Sie ein Wort und ich fahre ihn gleich wieder dorthin zurück, von wo ich ihn hergebracht habe.

Malone: Ich würde es als eine große Gunst betrachten, wenn Sie mir eine kurze Unterredung gewähren wollten, gnädiges Fräulein. Ich bin Hectors Vater, was dieser glänzende Brite im Laufe einer weitern Stunde ungefähr erraten haben würde.

Straker, kühl, herausfordernd: Nein, nicht im Laufe eines weitern Jahres. Wenn wir Sie so lange zurecht gehobelt hätten wie ihn, dann würden Sie vielleicht anfangen, ihm ein wenig zu gleichen. Wie Sie jetzt sind, bleiben Sie weit hinter ihm zurück! Sie haben zum Beispiel viel zu viel „H" in Ihren Wörtern. Zu Violet, höflich: Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein: Sie wünschen mit ihm zu sprechen. Ich will nicht stören. Er nickt Malone leutselig zu und geht durch die kleine Pforte durch das Staket hinaus.

Violet, sehr höflich: Ich bedaure, Herr Malone, wenn dieser Mann gegen Sie ungezogen war. Aber was können wir machen? Er ist unser Chauffeur.

Malone: Ihr was?

Violet: Der Lenker unseres Automobils. Er kann ein Automobil einundsiebzig Meilen in der Stunde vorwärtsbringen und es wieder in Stand setzen, wenn es niederbricht. Wir hängen von unseren Automobilen ab; und unsere Automobile hängen von ihm ab; folglich sind wir auch von ihm abhängig.

Malone: Ich habe bemerkt, Gnädigste, daß ein Engländer für je tausend Dollar, die er einnimmt, zur Zahl der Leute, von denen er abhängt, einen hinzufügt. Einerlei. Sie brauchen sich für Ihren Mann nicht zu entschuldigen; ich brachte ihn absichtlich zum Sprechen. So erfuhr ich, daß Sie hier in Granada sind, mit einer englischen Gesellschaft und mit meinem Sohn Hector.

Violet, im Gespräch: Ja, wir hatten eigentlich die Absicht nach Nizza zu fahren; aber wir mußten einem ziemlich exzentrischen Mitgliede unserer Gesellschaft folgen, das zuerst abreiste und hierherkam. Wollen Sie nicht Platz nehmen? Sie befreit den zunächststehenden Stuhl von den zwei Büchern, die darauf liegen.

Malone, auf den Aufmerksamkeit Eindruck macht: Danke. Er setzt sich nieder und betrachtet sie neugierig, während sie an den Tisch geht, um die Bücher darauf niederzulegen. Als sie sich ihm wieder zuwendet, sagt er: Fräulein Robinson, wenn ich nicht irre?

Violet, sich setzend: Ja.

Malone, indem er einen Brief aus der Tasche zieht:

Ihr Brief an Hector hat folgenden Inhalt. Violet kann ein Zusammenzucken nicht unterdrücken. Er hält inne, um seine goldgeränderte Brille herauszunehmen und aufzusetzen. „Mein Liebster! Unsere Freunde sind alle über den Nachmittag in die Alhambra gegangen. Ich habe so getan, als ob ich entsetzliche Kopfschmerzen hätte und bin ganz allein im Garten. Springe in Jacks Motorwagen. Straker wird dich im Nu hierher rasen. Rasch, rasch, rasch. Deine dich liebende Violet." Er sieht sie an; aber inzwischen hat sie sich erholt und begegnet seinen bewaffneten Augen mit vollkommener Fassung. Er fährt langsam fort: Ich weiß nicht, auf welchem Fuße junge Leute der englischen Gesellschaft miteinander verkehren; aber in Amerika würde dieser Brief als Beweis eines sehr großen Grades liebevoller Intimität zwischen beiden Teilen betrachtet werden.

Violet: Ja; ich kenne Ihren Sohn sehr gut, Herr Malone. Haben Sie dagegen etwas einzuwenden?

Malone, etwas aus dem Text gebracht: Nein, nicht gerade etwas einzuwenden. Vorausgesetzt, daß mein Sohn vollkommen von mir abhängig bleibt und ich bei jedem wichtigen Schritt, den er unternehmen will, befragt werde.

Violet: Ich bin überzeugt, daß Sie nicht unvernünftig gegen ihn vorgehn würden, Herr Malone.

Malone: Hoffentlich, Fräulein Robinson; aber in Ihrem Alter könnten Sie mancherlei Dinge unvernünftig finden, die es mir nicht zu sein schienen.

Violet, mit einem kleinen Schauder: Nun gut, ich glaube

es hat keinen Zweck, wenn wir miteinander Blindekuh spielen, Herr Malone. Hector will mich heiraten.

Malone: Ich habe aus Ihrem Brief geschlossen, daß er das möchte. Nun, Fräulein Robinson, er ist zwar sein eigener Herr; aber wenn er Sie heiratet, wird er von mir keinen Pfifferling bekommen. Er nimmt seine Brille ab und steckt sie mit dem Brief in die Tasche.

Violet, mit einiger Strenge: Sie sind nicht sehr liebenswürdig gegen mich, Herr Malone.

Malone: Ich sage nichts gegen Sie, Fräulein Robinson. Ich halte Sie für eine sehr vornehme und vortreffliche junge Dame. Aber ich habe mit Hector andere Absichten.

Violet: Hector selbst mag aber vielleicht keine anderen Absichten mit sich haben, Herr Malone.

Malone: Möglich. Dann tut er's eben ohne mich, das ist alles. Ich glaube, daß Sie darauf vorbereitet sind. Wenn eine junge Dame einem jungen Mann schreibt, er möge rasch, rasch, rasch zu ihr kommen, dann scheint in ihren Augen das Geld nichts und die Liebe alles zu sein.

Violet, scharf: Entschuldigen Sie, Herr Malone, ich denke nicht an dergleichen Torheiten, Hector muß Geld haben.

Malone, betroffen: Oh, ganz gut, ganz gut. Zweifellos kann er sich welches verdienen.

Violet: Was hat man denn vom Gelde, wenn

man dafür arbeiten muß? Sie erhebt sich ungeduldig. Das alles ist Unsinn, Herr Malone. Sie müssen Ihrem Sohn die Mittel geben, standesgemäß zu leben. Er hat ein Recht darauf.

Malone, grimmig: Ich würde Ihnen nicht raten, Fräulein Robinson, auf dieses Recht gestützt zu heiraten.

Violet, die beinahe ihre Geduld verloren hat, beherrscht sich gewaltsam, löst ihre zusammengepreßten Finger und nimmt ihren Platz mit erkünstelter Ruhe und Vernunft wieder ein.

Violet: Was haben Sie gegen mich einzuwenden, wenn ich bitten darf? Meine gesellschaftliche Stellung ist mindestens so gut wie die Hectors. Er gibt es zu.

Malone, sehr stark: Das sagen Sie ihm wohl von Zeit zu Zeit, was? Hectors gesellschaftliche Stellung in England, Fräulein Robinson, wird genau die sein, die ich mich entschließen werde ihm zu kaufen! Ich habe ihm ein schönes Angebot gemacht. Er kann sich das berühmteste historische Haus oder die berühmteste Abtei aussuchen, die es in England gibt. An dem Tage, an dem er so etwas für eine Frau brauchen wird, die den Traditionen eines solchen Gebäudes entspricht, kaufe ich's ihm und gebe ihm die Mittel, es in Stand zu halten.

Violet: Was meinen Sie damit, eine Frau, die den Traditionen eines solchen Gebäudes entspricht? Jede wohlerzogene Frau kann ein solches Haus führen?

Malone: Nein, sie muß dazu geboren sein.

Violet: War Hector dazu geboren, Herr Malone?

Malone: Seine Großmutter war ein barfüßiges, irisches Mädel, das mich bei einem Torffeuer aufzog. Er soll auch ein solches heiraten, und ich will sein Heiratsgut nicht verkürzen. Er soll sich selbst oder andere mit meinem Gelde gesellschaftlich erhöhen. Solange dabei irgend ein gesellschaftlicher Vorteil herausschaut, will ich mein Vorgehen als gerechtfertigt betrachten. Aber irgend jemand muß dabei einen Vorteil haben. Eine Heirat mit Ihnen würde alles beim alten lassen, genau so wie es jetzt ist.

Violet: Gar manche meiner Verwandten würden gegen meine Verheiratung mit einem Enkel einer Frau von niederer Herkunft sehr viel einzuwenden haben, Herr Malone. Das mag ein Vorurteil sein; aber auch Ihr Wunsch, daß er eine Dame mit einem Titel heirate, ist ein Vorurteil.

Malone erhebt sich und nähert sich ihr mit einem scharf prüfenden Blick, in welchem ziemlich viel widerstrebend gewährte Achtung liegt: Sie scheinen eine recht ehrliche, aufrichtige junge Dame zu sein.

Violet: Ich sehe nicht ein, warum ich unglücklich gemacht werden soll, weil ich Ihnen kein Geschäft bedeuten kann. Warum wollen Sie Hector unglücklich machen?

Malone: Er wird die Sache ganz leicht über-

winden. Männer ertragen Enttäuschungen in Liebesangelegenheiten leichter als Enttäuschungen in Geldangelegenheiten. Ich fürchte, Sie finden mich gemein und filzig, aber ich weiß, was ich rede. Mein Vater starb Hungers im schwarzen Jahr 47. Sie haben vielleicht davon gehört?

Violet: Von der Hungersnot?

Malone, mit aufflammender Leidenschaft: Nein, einfach Hunger. Wenn ein Land voll von Nahrungsmitteln ist und exportiert, kann es keine Hungersnot geben. Mein Vater starb an Hunger, und mich hat der Hunger in den Armen meiner Mutter nach Amerika getrieben. Die englische Regierung hat mich und die Meinen aus Irland ausgewiesen. Nun, die Briten mögen sich Irland behalten. Ich und meinesgleichen, wir werden immer nach England zurückkehren und uns das Beste kaufen, das wir dort bekommen können. Ich wünsche für Hector weder ein Vermögen noch eine Frau aus der Mittelklasse. Ich bin ehrlich, wie Sie selbst, nicht wahr?

Violet, eisig kalt, bemitleidet seine Sentimentalität: Wahrhaftig, Herr Malone, ich wundere mich, einen Mann Ihres Alters und Ihres gesunden Menschenverstandes auf diese romantische Art sprechen zu hören. Glauben Sie, daß englische Edelleute ihre Besitztümer, weil Sie Appetit darauf haben, verkaufen werden?

Malone: Ich habe den Kaufantrag von zwei der ältesten Familienschlösser Englands in der Tasche.

Der eine Eigentümer, Träger eines historischen Namens, kann nicht einmal so viel aufbringen, um in allen Zimmern Staub wischen zu lassen. Der andere kann die Erbschaftssteuer nicht erschwingen. Was sagen Sie jetzt?

Violet: Das ist natürlich sehr schmachvoll; aber Sie wissen sicher, daß die Regierung früher oder später allen diesen sozialistischen Angriffen auf das Eigentum ein Ziel setzen wird.

Malone, grinsend: Glauben Sie, daß ihr das gelingen wird, bevor ich das Schloß oder besser die Abtei gekauft habe? Beides sind Abteien.

Violet läßt das unberücksichtigt, etwas ungeduldig: Nun wohl, wir wollen vernünftig sprechen, Herr Malone. Sie müssen fühlen, daß wir bis jetzt weit davon entfernt waren, vernünftig zu sprechen.

Malone: Von mir kann ich das nicht zugeben. Ich meine alles, was ich sage.

Violet: Dann kennen Sie Hector nicht so gut, wie ich ihn kenne. Er ist romantisch und schwärmerisch veranlagt. Er hat das von Ihnen, wie mir scheint. Und er braucht eine bestimmte Frau, die ihn zu nehmen weiß. Keine schwärmerische Person, verstehen Sie?

Malone: Vielleicht eine Frau wie Sie?

Violet, ruhig: Ja. Aber Sie können doch nicht gut von mir verlangen, daß ich ohne die nötigsten Mittel, die seine Lebensstellung erfordert, seine Frau werden soll.

Malone, beunruhigt: Einen Augenblick, einen Augenblick. Wohin geraten wir da? Ich bin mir nicht bewußt, von Ihnen etwas verlangt zu haben.

Violet: Sie können es mir allerdings sehr schwer machen, mit Ihnen zu sprechen, Herr Malone, wenn Sie vorziehen, mich absichtlich mißzuverstehen.

Malone, halb verwirrt: Ich habe keineswegs die Absicht, Sie in unschöner Weise zu übervorteilen; aber mir scheint, wir sind vom geraden Weg abgekommen.

Straker öffnet das kleine Pförtchen mit der Miene eines Mannes, der sich beeilt hat, und läßt Hector eintreten, der schnaubend vor Entrüstung auf den Rasenplatz kommt und im Begriff ist, auf seinen Vater loszugehen, als Violet, äußerst erschrocken, aufspringt und ihn anhält. Straker wartet nicht; wenigstens bleibt er nicht sichtbar in Hörweite.

Violet: Oh, wie unglücklich! Ich bitte Sie, Hector, schweigen Sie. Gehn Sie solange fort, bis ich mit Ihrem Vater gesprochen habe.

Hector, unerbittlich: Nein, Violet; ich habe die Absicht, die Sache sofort ins Reine zu bringen. Er schiebt sie zur Seite, geht an ihr vorbei und tritt seinem Vater gegenüber, dessen Wangen sich dunkler färben, da sein irisches Blut zu kochen beginnt. Vater, in dieser Sache hast du kein ehrliches Spiel getrieben.

Malone: Was soll das heißen?

Hector: Du hast einen Brief geöffnet, der an mich gerichtet war. Du hast meine Stelle eingenommen und das Vertrauen dieser Dame mißbraucht. Das ist unehrenhaft.

Malone, drohend: Du, hüte dich, Hector ... Was sagst du da? Hüte dich, sage ich dir.

Hector: Ich habe mich gehütet. Ich hüte mich. Ich hüte meine Ehre und meine gesellschaftliche Stellung!

Malone, hastig: Deine Stellung hast du meinem Gelde zu verdanken, verstehst du?

Hector: Nun, um meine Stellung hast du mich soeben gebracht, indem du diesen Brief geöffnet hast. Den Brief einer Engländerin, der nicht an dich gerichtet war, einen vertraulichen Brief! Ein zärtlicher Brief! ein Privatbrief! von meinem Vater geöffnet! Das ist ein Vorgehen, das England gegenüber niemand vertreten kann. Je schneller wir beide wieder zurückkehren, desto besser. Er ruft den Himmel stumm zum Zeugen der Schmach und Qual zweier Geächteten an.

Violet läßt ihn mit einer instinktiven Abneigung gegen derartige Szenen an: Seien Sie nicht unvernünftig, Hector. Es war ganz selbstverständlich, daß Herr Malone meinen Brief geöffnet hat; die Aufschrift trug seinen Namen.

Malone: Da hast du's. Dir fehlt jeder gesunde Menschenverstand, Hector. Ich danke Ihnen, Fräulein Robinson.

Hector: Ich danke Ihnen auch. Sie sind sehr gütig. Mein Vater versteht es nicht besser.

Malone ballt wütend seine Fäuste: Hector —

Hector, mit ungezähmter moralischer Kraft: Oh, es

hilft nichts, mich auszanken zu wollen. Ein Privatbrief ist ein Privatbrief, Vater; und darüber kannst du nicht hinwegkommen.

Malone erhebt seine Stimme: Ich werde mir von dir nichts vorschreiben lassen, verstehst du?

Violet: Scht! Bitte! Bitte! Da kommen sie alle.

Vater und Sohn starren einander, plötzlich zum Schweigen gebracht, stumm an, während Tanner mit Ramsden, denen Octavius und Ann folgen, durch das kleine Pförtchen kommt.

Violet: Schon zurück?

Tanner: Die Alhambra ist heute nachmittag nicht offen.

Violet: Ist das ein Schwindel!

Tanner geht weiter vor und kommt jetzt zwischen Hector und einen fremden ältern Herrn zu stehen, die beide augenscheinlich im Begriff sind, aufeinander loszustürzen. Er blickt von einem zum andern und erwartet eine Erklärung. Sie meiden mürrisch sein Auge und nähren schweigend ihren Groll.

Ramsden: Ist es klug von Ihnen, Violet, mit solchem Kopfschmerz draußen in der Sonne zu stehn?

Tanner: Haben Sie sich schon erholt, Malone?

Violet: Oh, ich vergaß, Ihr kennt einander nicht alle. Herr Malone, wollen Sie Ihren Herrn Vater vorstellen?

Hector, mit römischer Entschlossenheit: Nein, das will ich nicht. Er ist kein Vater für mich.

Malone, sehr ärgerlich: Vor deinen englischen Freunden verleugnest du deinen Papa, was?

Violet: Oh, bitte, machen Sie keine Szene.

Ann und Octavius, die in der Nähe des Pförtchens zaudern,

wechseln einen erstaunten Blick und ziehen sich diskret nach der Treppe gegen den Garten zurück, wo sie sich an der aufregenden Szene ergötzen können, ohne zu stören. Auf dem Wege nach der Treppe sendet Ann eine kleine Grimasse stummen Mitgefühles zu Violet hinüber, die mit dem Rücken an den kleinen Tisch gelehnt steht und in hilflosem Ärger zusieht, wie ihr Mann sich zu immer höhern ethischen Gipfeln erhebt, ohne die geringste Rücksicht auf die Millionen des alten Mannes.

Hector: Ich bedaure unendlich, Fräulein Robinson, aber ich kämpfe für einen Grundsatz. Ich bin ein Sohn und hoffentlich ein pflichtgetreuer, aber vor allem bin ich ein Mann!!! Und wenn Papa meine Privatbriefe wie seine eigenen behandelt und so weit geht zu erklären, daß ich Sie nicht heiraten darf, während ich froh und glücklich sein werde, wenn Sie mir Ihr Jawort geben, dann schnippe ich nur mit den Fingern und gehe meines Weges.

Tanner: Violet heiraten!

Ramsden: Sind Sie bei Trost?

Tanner: Haben Sie vergessen, was wir Ihnen mitgeteilt haben?

Hector, rücksichtslos: Ich schere mich um Ihre Mitteilungen nicht.

Ramsden, entrüstet: Pfui, pfui, Herr! Er stürzt in der Richtung nach dem Pförtchen davon, während seine Ellbogen vor Entrüstung beben.

Tanner: Noch ein Narr. Diese verliebten Männer sollten eingesperrt werden. Er gibt Hector als hoffnungslos auf und wendet sich ab; aber Malone, der sich in

einer neuen Richtung beleidigt fühlt, folgt ihm und zwingt ihn durch seinen aggressiven Ton stehen zu bleiben.

Malone: Das verstehe ich nicht. Ist Hector vielleicht nicht gut genug für diese Dame, wenn ich bitten darf?

Tanner: Mein verehrter Herr Malone, diese Dame ist schon verheiratet. Hector weiß es, und trotzdem beharrt er auf seiner Werbung. Führen Sie ihn nach Hause und sperren Sie ihn ein.

Malone, bitter: Darin besteht also der höchste gesellschaftliche Ton, den ich infolge meines unwissenden unkultivierten Lebens nicht verstehen kann! Darin, daß man einer verheirateten Frau Liebeserklärungen und Heiratsanträge macht! Er tritt ärgerlich zwischen Hector und Violet und brüllt beinahe in Hectors Ohr: Du hast diese Gewohnheit der britischen Aristokratie abgeguckt, nicht wahr?

Hector: Das ist ganz in Ordnung. Beunruhige dich nicht. Ich kann für die Sittlichkeit meiner Handlungsweise einstehen.

Tanner, während er mit flammenden Augen an Hectors rechte Seite vorkommt: Gut gesprochen, Malone. Sie haben auch erkannt, daß Ehegesetze noch nicht Sittlichkeit bedeuten. Ich stimme mit Ihnen überein. Aber unglücklicherweise tut dies Violet nicht.

Malone: Das erlaube ich mir zu bezweifeln, Herr Tanner. Wendet sich an Violet: Lassen Sie sich sagen, Frau Robinson, oder wie immer Ihr richtiger Name lauten mag, Sie hatten kein Recht, mei-

nem Sohne diesen Brief zu senden, wenn Sie die Frau eines andern Mannes sind.

Hector, sehr beleidigt: Das ist dein letzter Streich, Vater: du hast meine Frau beleidigt.

Malone: Deine Frau!

Tanner: Sie sind also der vielgesuchte Mann? Noch ein moralischer Betrüger! Er schlägt sich vor die Stirn und sinkt in Malones Stuhl.

Malone: Du hast ohne meine Einwilligung geheiratet!

Ramsden: Sie haben uns zum Narren gehalten, Herr!

Hector: Da: ich bin soeben gezwungen worden, Farbe zu bekennen. Violet und ich, wir sind verheiratet: das ist der Anfang und das Ende von der ganzen Geschichte. Nun, wer von euch hat dagegen etwas einzuwenden?

Malone: Ich weiß, was ich darauf zu sagen habe. Sie hat einen Bettler geheiratet..

Hector: Nein, sie hat einen Arbeiter geheiratet. Ich will noch heute nachmittag damit beginnen, meinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen.

Malone, höhnisch lächelnd: Ja, du bist jetzt sehr unternehmungslustig, weil du vermutlich gestern oder heute einen Wechsel von mir bekommen hast. Warte, bis das Geld ausgegeben ist. Dann wirst du nicht so keck sein.

Hector, indem er ein Papier aus seiner Brieftasche zieht: Hier ist er! Schleudert den Wechsel seinem Vater zu. Da! nimm deinen Wechsel und scheide mit ihm selbst aus meinem Leben. Ich bin mit euch beiden fertig. Mit dem Wechsel und mit dir. Ich verkaufe nicht für tausend Dollar das Recht, meine Frau zu beleidigen.

Malone, tief verwundet und voll Besorgnis: Hector! du weißt nicht, was Armut ist!

Hector, leidenschaftlich: Nun, ich will es wissen. Ich will ein Mann sein. Violet, du folgst mir in dein Heim: ich werde dich dahin geleiten.

Octavius, der vom Garten auf den Rasenplatz hinunterspringt und schnell zu Hectors linker Seite eilt: Ich hoffe, Sie werden mir die Hand drücken, bevor Sie gehen. Ich bewundere Sie mehr, als ich sagen kann. Er ist beinahe zu Tränen gerührt, während sie einander die Hände schütteln.

Violet, gleichfalls beinahe weinend, aber vor Ärger: Oh, sei kein Dummkopf, Tavy. Hector taugt ungefähr genau so zum Arbeiter wie du.

Tanner, der sich von seinem Stuhl, der rechts von Hector steht, erhebt: Fürchten Sie nichts; es ist keine Gefahr vorhanden, daß er Kanalräumer wird, Frau Malone. Zu Hector: Es ist wahrhaftig nicht schwer, für den Anfang Kapital zu bekommen. Betrachten Sie mich als Ihren Freund. Malone, ziehen Sie auf mich.

Octavius, lebhaft: Oder auf mich.

Malone, mit wilder Eifersucht: Wer braucht euer schmutziges Geld? Auf wen sollte er ziehen, wenn nicht auf seinen eigenen Vater? Tanner und Octavius weichen zurück, Octavius ziemlich verletzt, Tanner über die Lösung der Geldfrage beruhigt. Violet blickt hoffnungsvoll auf. Hector, sei nicht unbesonnen, mein Junge. Ich bedaure, was ich gesagt habe. Ich habe nie daran gedacht, Violet zu beleidigen. Sie ist gerade die Frau, die du brauchst; nun also!

Hector, ihn auf die Schulter klopfend: Na, dann ist alles in schönster Ordnung, Papa. Sage nichts weiter; wir sind wieder Freunde. Nur nehme ich kein Geld mehr, von niemandem.

Malone, unterwürfig bittend: Sei nicht hart gegen mich, Hector. Mir wäre lieber, du würdest Streit mit mir suchen und das Geld annehmen, als Frieden schließen und verhungern. Du kennst die Welt nicht; ich kenne sie.

Hector: Nein, nein, nein. Das ist abgemacht. Daran ist nichts zu ändern. Er geht unerbittlich an seinem Vater vorbei, zu Violet: Komm, Frau Malone: Du mußt mit mir ins Hotel gehn und den Platz einnehmen, der dir vor aller Welt gebührt.

Violet: Ich muß hineingehen und Davis sagen, daß er packen soll. Willst du vorausgehen und ein Zimmer für mich bestellen, von dem aus man den Garten übersehen kann? Ich werde in einer halben Stunde nachkommen.

Hector: Sehr gut. Du wirst mit uns dinieren, Papa, nicht wahr?

Malone, bemüht, ihn zu versöhnen: Ja, ja.

Hector: Auf Wiedersehn. Er winkt Ann mit der Hand zu, zu der sich jetzt Tanner, Octavius und Ramsden gesellt haben, und geht durch das kleine Pförtchen hinaus, seinen Vater und Violet zusammen auf dem Rasenplatze lassend.

Malone: Sie werden versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen, Violet. Ich weiß, das werden Sie.

Violet: Ich hätte nie gedacht, daß er so halsstarrig sein könnte. Wenn er so fortfährt, was kann ich machen?

Malone: Verlieren Sie den Mut nicht. Häuslicher Zwang mag langsam wirken, aber er wirkt sicher. Sie werden ihn mürbe machen, dessen bin ich gewiß. Versprechen Sie mir, daß Sie es wollen.

Violet: Ich werde mein Möglichstes tun. Ich bin selbstverständlich der Ansicht, daß es der größte Unsinn ist, sich auf diese Weise absichtlich arm zu machen.

Malone: Natürlich ist das ein Unsinn!

Violet, nach einem Augenblick des Nachdenkens: Sie täten besser, mir den Wechsel zu geben. Er wird ihn für seine Hotelrechnung benötigen. Ich will sehn, ob ich ihn dazu bringen kann, das Geld anzunehmen. Nicht jetzt natürlich, aber etwas später.

Malone, eifrig: Ja, ja, ja; das ist das Richtige. Er händigt ihr den Tausend-Dollarschein ein und fügt schlau hinzu: Sie verstehen doch recht: das ist nur ein Junggesellen-Taschengeld.

Violet, kühl: Oh, vollkommen. Sie nimmt den Schein. Ich danke Ihnen. Richtig, Herr Malone, wegen der beiden Häuser, die Sie erwähnten — die Abteien —

Malone: Ja?

Violet: Entscheiden Sie sich nicht, bevor ich sie gesehen habe. Man kann nie wissen, was mit solchen Plätzen nicht stimmen mag.

Malone: Gewiß nicht. Ich werde nichts tun, ohne mich mit Ihnen zu beraten. Seien Sie unbesorgt.

Violet höflich, aber ohne einen Schimmer von Dankbarkeit: Ich danke: das wird weitaus das Beste sein. Sie geht ruhig nach der Villa zurück, und Malone geleitet sie unterwürfig bis an das obere Ende des Gartens.

Tanner lenkt Ramsdens Aufmerksamkeit auf die kriechende Haltung, mit der sich Malone von Violet verabschiedet: Und dieser arme Teufel ist ein Billionär, einer der großen Intelligenzen des Zeitalters. An die Leine gelegt, wie ein Mops, durch das erste beste Mädchen, das sich die Mühe gibt, ihn zu verachten! Ich wüßte gern, ob es jemals mit mir so weit kommen wird. Er geht nach dem Rasenplatz herab.

Ramsden folgt ihm: Je eher, desto besser für Sie.

Malone reibt sich die Hände, während er durch den Garten zurückkommt: Das wird eine großartige Frau für Hector werden. Ich möchte nicht zehn Herzoginnen gegen sie eintauschen. Er kommt auf den Rasenplatz herab und tritt zu Tanner und Ramsden.

Ramsden, sehr höflich zu dem Billionär: Es ist ein

unerwartetes Vergnügen, Sie in diesem Weltwinkel anzutreffen, Herr Malone. Sind Sie hergekommen, um die Alhambra anzukaufen?

Malone: Nun, ich will nicht behaupten, daß ich es nicht tun werde. Ich glaube fast, daß ich damit mehr anzufangen wüßte als die spanische Regierung. Aber das ist nicht der Grund, warum ich hergekommen bin. Ich will Ihnen die Wahrheit eingestehen. Ungefähr vor einem Monat habe ich ein Gespräch zwischen zwei Männern über ein Aktienunternehmen belauscht. Sie waren über den Preis nicht einig: Jung und gewinnsüchtig, wußten sie nicht, daß die Aktien, falls sie überhaupt das Angebot wert waren, auch wert sein mußten, was für sie verlangt wurde, da der geringe Preisunterschied nicht in Betracht kommen konnte. Um mir die Zeit zu vertreiben, bin ich hineingestiegen und habe die Aktien gekauft. Bis auf den heutigen Tag war ich aber nicht imstande, herauszufinden, worin das Geschäft eigentlich besteht. In dieser Stadt wird es betrieben. Es heißt: Mendoza-Aktiengesellschaft. Ob nun Mendoza eine Mine, eine Dampfschifflinie oder eine Bank, oder ein patentierter Artikel ist —

Tanner: Das ist ein Mensch. Ich kenne ihn: seine Grundsätze sind äußerst geschäftlicher Natur. Wir wollen Sie in unserm Automobil in der Stadt spazierenführen, Herr Malone, und ihn auf dem Wege besuchen.

Malone: Wenn Sie so gütig sein wollten, mich Ihrem Freunde vorzustellen?

Tanner: Herr Roebuck Ramsden, ein sehr alter Freund Ihrer Schwiegertochter.

Malone: Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Ramsden.

Ramsden: Ich danke Ihnen. Herr Tanner gehört auch unserem Kreise an.

Malone: Ich bin auch sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Herr Tanner.

Tanner: Ich danke. Malone und Ramsden gehen sehr freundlich durch das kleine Pförtchen hinaus. Tanner ruft Octavius, der mit Ann im Garten lustwandelt: Tavy! Octavius geht bis zur Treppe vor, Tanner flüstert ihm zu: Violet hat einen Mann geheiratet, dessen Vater eine Räuberbande finanziert. Tanner eilt fort, um Malone und Ramsden einzuholen. Ann schlendert nach der Treppe mit einer lässigen Laune, Octavius zu quälen.

Ann: Wollen Sie nicht mitgehn, Tavy?

Octavius, während ihm plötzlich Tränen in die Augen schießen: Sie schneiden mir ins Herz, Ann, wenn Sie wünschen, daß ich gehe. Er geht an den Rasenplatz hinab, um ihr sein Gesicht zu verbergen. Sie folgt ihm schmeichelnd.

Ann: Armer Ricky-Ticky-Tavy! Armes Herz!

Octavius: Es gehört Ihnen, Ann. Verzeihen Sie mir, ich muß davon sprechen. Ich liebe Sie. Sie wissen, daß ich Sie liebe.

Ann: Wozu soll das führen, Tavy? Sie wissen,

daß meine Mutter beschlossen hat, daß ich Jack heiraten soll.

Octavius, erstaunt: Jack!

Ann: Es scheint unglaublich, nicht wahr?

Octavius, mit wachsender Empfindlichkeit: Wollen Sie damit sagen, daß Jack die ganze Zeit mit mir gespielt hat? Daß er mich bewogen hat, Sie nicht zu heiraten, weil er selbst Absichten auf Sie hatte?

Ann: Nein, nein; Sie dürfen ihm nicht einreden, daß ich das gesagt habe. Ich glaube keinen Augenblick daran, daß Jack seine eigene Ansicht diesbezüglich kennt. Aber es geht aus dem Willen meines Vaters klar hervor, daß er meine Verheiratung mit Jack gewünscht hat. Und meine Mutter hat sich ihn in den Kopf gesetzt.

Octavius: Aber niemand kann Sie zwingen, sich den Wünschen Ihrer Eltern immer zu opfern.

Ann: Mein Vater liebte mich. Meine Mutter liebt mich. Die Wünsche meiner Eltern sind sicherlich bessere Führer als meine eigene Selbstsucht.

Octavius: Oh, ich weiß, wie wenig selbstsüchtig Sie sind, Ann. Aber glauben Sie mir, obgleich ich mir ganz gut bewußt bin, in meinem eigenen Interesse zu sprechen, muß diese Frage noch von einer andern Seite beleuchtet werden. Ist es ehrlich gegen Jack gehandelt, wenn Sie ihn heiraten, ohne ihn zu lieben? Ist es ehrlich gegen uns gehandelt, wenn Sie mein Glück ebenso wie Ihr

eigenes zerstören, falls Sie sich dazu entschließen können, mich zu lieben?

Ann sieht ihn mit schwachem Mitleid an: Tavy, mein Liebling, Sie sind ein lieber Mensch, ein guter Junge.

Octavius, gedemütigt: Ist das alles?

Ann, mutwillig trotz ihres Mitleids: Das ist sehr viel, glauben Sie mir. Sie würden den Fleck Erde, den ich betrete, immer anbeten, nicht wahr? Sie setzt sich.

Octavius vor ihr knieend: Das tue ich. Es klingt lächerlich, aber es ist nicht anders; ich tue es und werde es immer tun.

Ann: Immer ist sehr lange, Tavy. Sehen Sie, ich würde immer auf dem Niveau Ihrer Vorstellung von Göttlichkeit leben müssen; und ich glaube nicht, daß ich das könnte, wenn wir verheiratet zusammen lebten. Aber wenn ich Jack heirate, werde ich Sie nie enttäuschen, wenigstens solange ich jung genug sein werde, nicht.

Octavius: Auch ich werde altern, Ann. Und wenn ich achtzig Jahre zählen werde, wird mich ein weißes Haar auf dem Haupt der Frau, die ich liebe, mehr erzittern machen, als der dichteste blonde Zopf des allerschönsten jungen Hauptes.

Ann, ganz ergriffen: Oh, das ist Poesie, Tavy, wahre Poesie. Ihre Worte geben mir jenes seltsame plötzliche Gefühl eines Echos aus einer früheren Existenz, das mir immer ein schlagender Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seelen zu sein scheint.

Octavius: Glauben Sie mir?

Ann: Tavy, wenn das wahr sein sollte, müssen Sie mich ebenso verlieren, wie Sie mich lieben müssen.

Octavius: Oh! Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen.

Ann, mit überzeugter Wärme: Tavy; ich möchte um alles in der Welt Ihre Illusionen nicht zerstören. Ich kann sie Ihnen weder nehmen, noch lassen. Ich sehe Ihr Schicksal ganz deutlich vorgezeichnet: Sie müssen ein sentimentaler alter Junggeselle werden um meinetwillen!

Octavius, verzweifelt: Ann, ich werde mich töten.

Ann: Oh nein, das werden Sie nicht. Das wäre unliebenswürdig von Ihnen. Sie werden es gut haben. Sie werden sehr nett gegen Frauen sein und sehr viel in die Oper gehen. Ein gebrochenes Herz ist ein sehr begehrenswertes Leiden in London, für einen Mann, der ein behagliches Einkommen hat.

Octavius, etwas abgekühlt, aber im Glauben, daß er nur seine Selbstbeherrschung wiedererlangt: Ich weiß, daß Sie gut gegen mich zu sein glauben, Ann. Jack hat Ihnen klar gemacht, daß Zynismus der passende Ton für mich ist. Er erhebt sich mit ruhiger Würde.

Ann studiert ihn schlau: Sie sehen, ich beginne jetzt schon, Sie zu enttäuschen. Das ist es, was ich fürchte.

Octavius: Fürchten Sie nicht auch Jack zu enttäuschen?

Ann, während sich ihr Gesicht in mutwilliger Verzückung erhellt, flüsternd: Das kann ich nicht. Er hat keine Illusionen über mich. Ich werde Jack auf die entgegengesetzte Weise überraschen. Einen ungünstigen Eindruck überwinden ist sehr viel leichter als auf der Höhe eines Ideals zu leben. Oh, ich werde Jack manchmal entzücken.

Octavius, indem er wieder die Pose ruhiger Verzweiflung annimmt und ohne es zu wissen, sich an seinem gebrochenen Herzen und seiner heiklen Lage zu weiden beginnt: Das bezweifle ich nicht. Sie werden ihn immer entzücken. Und er, der Narr, glaubt, daß Sie ihn elend machen würden.

Ann: Ja; und darin besteht vorläufig die Schwierigkeit.

Octavius, heldenhaft: Soll ich ihm sagen, daß Sie ihn lieben?

Ann, rasch: Oh nein, da würde er wieder davonlaufen.

Octavius, chokiert: Ann, könnten Sie einen Mann gegen seinen Willen heiraten?

Ann: Was sind Sie doch für ein wunderliches Wesen, Tavy! Es gibt so etwas nicht: einen Mann, der einen Willen hätte, wenn man sich ernstlich um ihn bemüht. Sie lacht leichtfertig. Mir scheint, ich verletze Ihre Gefühle. Aber wissen Sie, daß Sie im Be-

griff sind, eine Art Genugtuung zu empfangen, schon dadurch, daß Sie selbst außer Gefahr sind?

Octavius, verblüfft: Genugtuung! Vorwurfsvoll: Das sagen Sie zu mir!

Ann: Nun, wäre es wirklich Agonie, würden Sie dann noch mehr davon haben wollen?

Octavius: Habe ich davon noch mehr verlangt?

Ann: Sie haben sich erbötig gemacht, Jack zu sagen, daß ich ihn liebe. Das mag Selbstaufopferung sein. Aber es muß darin für Sie irgend eine Genugtuung liegen. Vielleicht kommt das daher, daß Sie ein Dichter sind. Sie gleichen dem Vogel, der seine Brust gegen den scharfen Dorn preßt, um sich zum Singen zu bringen.

Octavius: Es ist ganz einfach. Ich liebe Sie und wünsche Sie glücklich zu sehen. Sie lieben mich nicht; folglich kann ich Sie nicht gut glücklich machen, aber ich kann einem andern dazu verhelfen.

Ann: Ja, das scheint ganz einfach. Aber ich bezweifle, daß wir die wirklichen Beweggründe unsers Tuns jemals kennen. Das wahrhaft Einfache besteht einzig und allein darin, daß man auf das, was man wünscht, gerade losgeht und es an sich reißt. Ich glaube, daß ich Sie nicht liebe, Tavy, aber manchmal ist mir, als ob ich gerne auf irgend eine Weise einen Mann aus Ihnen machte. Sie sind sehr töricht, was Frauen betrifft.

Octavius, beinahe kalt: Ich bin zufrieden, in dieser Hinsicht so zu sein, wie ich bin.

Ann: Dann müssen Sie sich von Frauen fernhalten und nur von ihnen träumen. Ich würde Sie um alles in der Welt nicht heiraten wollen, Tavy.

Octavius: Ich habe keine Hoffnung, Ann; ich will mein ungütiges Schicksal tragen, aber ich glaube nicht, daß Sie ganz genau wissen, wie sehr das schmerzt!

Ann: Sie sind so sanften Herzens. Es ist seltsam, wie verschieden Sie von Violet sind. Violet ist hart wie Stahl.

Octavius: Oh nein, ich bin überzeugt, in ihrem Herzen ist Violet echt weiblich.

Ann, mit einiger Ungeduld: Was wollen Sie damit sagen? Ist es unweiblich, bedachtsam, geschäftsmäßig und vernünftig zu sein? Möchten Sie, daß Violet ein Dummkopf — oder gar noch schlimmer, so wie ich wäre?

Octavius: Noch schlimmer — so wie Sie? Wie meinen Sie das, Ann?

Ann: Gott, so wörtlich meine ich's natürlich nicht, aber ich schätze Violet sehr hoch. Sie geht immer ihren eigenen Weg.

Octavius, seufzend: So wie Sie.

Ann: Ja; aber auf irgend eine Art kommt sie ans Ziel, ohne zu schmeicheln, ohne die Menschen ihrer Umgebung gefühlvoll zu machen.

Octavius, mit geschwisterlicher Gefühllosigkeit: Ich glaube, um Violets willen könnte wohl auch niemand sehr gefühlvoll werden, so hübsch sie auch ist.

Ann: Oh ja, das könnte man, wenn sie es darauf anlegte.

Octavius: Aber keine wahrhaft gutartige Frau würde auf diese berechnende Weise die männlichen Instinkte ausnützen!

Ann, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend: Oh Tavy, Tavy, Ricky-Ticky-Tavy, der Himmel helfe der Frau, die Sie einmal heiraten wird!

Octavius, dessen Leidenschaft dieser Kosename wieder wachruft: Oh warum, warum, warum sagen Sie das? Quälen Sie mich nicht so. Ich verstehe Sie nicht.

Ann: Ich glaube, die wird gehörig aufschneiden und den Männern etwas vorlügen müssen!

Octavius: Sie glauben, ich könnte eine solche Frau heiraten? Ich, der ich Sie gekannt und geliebt habe!

Ann: Hm! Jedenfalls würde sie sich, wenn sie klug wäre, von Ihnen nicht heiraten lassen. So, das wäre jetzt also erledigt. Und nun kann ich nicht weiter sprechen. Schwören Sie, daß Sie mir verzeihen und daß die Angelegenheit erledigt ist.

Octavius: Ich habe nichts zu verzeihen, auch ist die Angelegenheit erledigt. Und wie sehr die Wunde schmerzt, Sie sollen sie wenigstens niemals bluten sehen.

Ann: Poetisch bis ans Ende, Tavy. Leben Sie

wohl, Geliebter. Sie tätschelt seine Wange, fühlt einen Wunsch, ihn zu küssen, und dann wieder einen leisen Widerwillen, der sie davon abhält; schließlich läuft sie durch den Garten fort in die Villa hinein.

Octavius geht wieder an den Tisch, beugt seinen Kopf auf die Arme herab und schluchzt leise. Frau Whitefield, die in den Geschäften von Granada herumgebummelt ist und ein Netz voll kleiner Päckchen in der Hand hat, kommt durch das Pförtchen herein und bemerkt Octavius.

Frau Whitefield läuft zu ihm hin und hebt seinen Kopf empor: Was ist los, Tavy? Sind Sie krank?

Octavius: Nein, nichts, nichts.

Frau Whitefield, noch immer seinen Kopf haltend, besorgt: Sie weinen am Ende wegen Violets Heirat?

Octavius: Nein, nein. Wer hat Ihnen die Sache erzählt?

Frau Whitefield, indem sie den Kopf seinem Eigentümer wieder zurückgibt: Ich habe Roebuck und diesen entsetzlichen alten Irländer getroffen. Wissen Sie bestimmt, daß Sie nicht krank sind? Was ist denn los?

Octavius, liebevoll: Es ist nichts — nur ein gebrochenes Männerherz. Klingt das nicht lächerlich?

Frau Whitefield: Aber was soll denn das alles heißen? Hat Ann Ihnen etwas zuleide getan?

Octavius: Es ist nicht Anns Schuld. Und glauben Sie nur ja nicht, daß ich Ihnen einen Vorwurf mache!

Frau Whitefield, verblüfft: Worüber?

Octavius drückt ihr tröstend die Hand: Über nichts. Ich sagte doch, daß ich Ihnen keinen Vorwurf mache.

Frau Whitefield: Aber ich habe Ihnen nichts getan! Was ist geschehen?

Octavius lächelt traurig: Können Sie es nicht erraten? Ich glaube, Sie haben ganz recht, wenn Sie Jack als Ehemann für Ann mir vorziehen. Aber ich liebe Ann, und es tut weh. Er erhebt sich und geht von ihr fort, gegen die Mitte des Rasenplatzes zu.

Frau Whitefield folgt ihm rasch: Hat Ann behauptet, es sei mein Wunsch, daß sie Jack heirate?

Octavius: Ja; sie hat es mir gesagt.

Frau Whitefield, nachdenklich: Dann sind Sie zu bedauern, Tavy. Das ist nur Anns Art, zu bekennen, daß sie Jack heiraten will. An meinen Wünschen ist ihr gar wenig gelegen.

Octavius: Aber sie würde es nicht sagen, wenn sie es nicht glaubte. Sie werden Ann doch keiner Heuchelei verdächtigen!

Frau Whitefield: Einerlei, Tavy. Ich weiß nicht, was für einen jungen Mann besser ist: wenn er zu wenig weiß, wie Sie, oder wenn er zu viel weiß, wie Jack.

Tanner kehrt zurück.

Tanner: Ich habe für den alten Malone gesorgt. Ich habe ihn mit der Aktiengesellschaft Mendoza bekannt gemacht und die zwei Gauner dann ein-

ander überlassen, damit sie alles besprechen können. Hallo, Tavy! was ist dir zugestoßen, wie siehst du aus?

Octavius: Ich muß gehen und mir das Gesicht waschen. Zu Frau Whitefield: Sagen Sie ihm, was Sie wünschen. Zu Tanner: Du magst es von mir hören, Jack, daß Ann damit einverstanden ist.

Tanner, durch seine Art verblüfft: Einverstanden womit?

Octavius: Mit Frau Whitefields Wünschen. Er schlägt mit trauriger Würde den Weg zur Villa ein.

Tanner, zu Frau Whitefield: Das ist sehr geheimnisvoll. Worin gipfelt Ihr Wunsch? Er soll erfüllt werden, worin er auch bestehen mag.

Frau Whitefield, mit kläglicher Dankbarkeit: Ich danke Ihnen, Jack. Sie setzt sich nieder. Tanner setzt sich auf den Boden, neben sie, seine eigene Kniee umfassend. Ich weiß nicht, warum anderer Leute Kinder so nett zu mir sind, während meine eigenen so wenig Rücksicht für mich haben. Es ist kein Wunder, daß ich unfähig scheine, Ann und Rhoda ebenso lieb zu haben wie Sie und Tavy und Violet. Es ist eine eigentümliche Welt. Früher einmal war alles so einfach und ehrlich; und heutzutage scheint niemand mehr zu denken und zu fühlen, wie er sollte. Alles ist anders geworden seit jener Rede, die Professor Tyndall in Belfast gehalten hat.

Tanner: Ja; das Leben ist verwickelter als wir zu glauben pflegten. Aber was kann ich für Sie tun?

Frau Whitefield: Das ist es, was ich Ihnen sagen will. Sie werden Ann natürlich heiraten.

Tanner springt aufgeregt auf die Beine. Ob ich es nun wünsche oder nicht.

Tanner, auffahrend: Ich fürchte, ich werde demnächst mit Ann verheiratet sein, ob ich es selber wünsche oder nicht —

Frau Whitefield, friedlich: Oh, das ist sehr leicht möglich. Sie wissen, was sie imstande ist, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Aber schieben Sie's nicht mir in die Schuhe: das ist alles, was ich verlange. Tavy hat mir eben zu verstehen gegeben, daß Ann behauptet, daß ich sie dazu zwänge, Sie zu heiraten; und dem armen Jungen bricht das Herz darüber, denn er ist selbst in Ann verliebt; Gott weiß, was er in ihr so Wundervolles sieht. Es hilft nichts, wenn man Tavy sagt, daß Ann den Leuten Rosinen in den Kopf setzt, indem sie ihnen klar macht, daß ich das oder jenes wünsche, auch wenn der Gedanke daran mein Hirn nie durchkreuzt hat. Das bringt Tavy nur gegen mich auf. Aber Sie kennen Ann besser. Wenn Sie sie also heiraten, dann geben Sie mir keine Schuld.

Tanner, nachdrücklich: Ich habe nicht die leiseste Absicht, Ann zu heiraten.

Frau Whitefield, listig: Sie würde besser zu Ihnen passen als zu Tavy. In Ihnen fände Sie

einen Ebenbürtigen, Jack. Ich würde mich freuen, wenn Ann einen ebenbürtigen Gegner fände.

Tanner: Kein Mann ist einer Frau ebenbürtig, außer mit einem Schüreisen und genagelten Schuhen. Nicht einmal dann. Wie dem auch sei, ich kann gegen sie das Schüreisen nicht schwingen. Ich würde bloß Anns Sklave sein.

Frau Whitefield: Nein; sie hat Angst vor Ihnen. Sie würden ihr jedenfalls die Wahrheit über sie sagen. Sie wäre nicht imstande, Ihnen auszuweichen, wie sie es mit mir macht.

Tanner: Wenn ich Ann die Wahrheit über ihr eigenes Wesen in den Ausdrücken ihres eigenen sittlichen Gesetzbuches sagte, würde mich jedermann für einen Flegel halten. Vor allem sagt Ann Dinge, die nicht ganz wahr sind.

Frau Whitefield: Ich freue mich, daß es einen Menschen gibt, der Ann für keinen Engel hält.

Tanner: Kurz — um es zu sagen, wie es ein Ehemann sagen würde, wenn ihn seine Verzweiflung dahinbrächte, es auszusprechen — sie ist eine Lügnerin. Und seit sie Tavy Hals über Kopf in sich verliebt gemacht hat, ohne die geringste Absicht ihn zu heiraten, ist sie nach der allgemein üblichen Bezeichnung einer Frau, die Leidenschaften erweckt, die zu erhören sie nicht willens ist, eine Kokette. Und jetzt, da Ann sogar Sie dahin gebracht hat, mich auf dem Altar opfern zu wollen, bloß damit sie die Befriedigung

genießt, mich zu zwingen, ihr ins Gesicht zu sagen, daß sie eine Lügnerin ist, jetzt darf ich daraus folgern, daß sie auch eine Aufschneiderin ist. Da sie die Männer doch nicht so leicht zum besten haben kann wie die Frauen, so nützt sie in üblicher und gewissenloser Weise ihre persönlichen Reize aus, um von den Männern alles, was sie haben will, zu erlangen. Das macht beinahe ein Geschöpf aus ihr, für das ich keinen höflichen Ausdruck weiß.

Frau Whitefield, ihn milde verweisend: Nun, Sie dürfen nicht Vollendung erwarten, Jack.

Tanner: Das tue ich auch nicht. Aber Ann tut es, und das finde ich stark. Ich weiß ganz gut, daß dies alles — ihr Lügen, ihr Aufschneiden, ihr Kokettieren und so weiter, eine verdächtige moralische Anklage ist, die gegen jeden Menschen erhoben werden könnte. Wir alle lügen; wir alle schneiden so viel wie möglich auf, wir alle buhlen um Bewunderung, ohne die geringste Absicht, sie zu verdienen. Wir alle schlagen so viel wir nur können aus unserer Gabe zu gefallen heraus. Wenn Ann dies zugäbe, so würde ich mit ihr nicht streiten. Aber sie wird es nicht zugeben. Wenn sie einst Kinder haben wird, werden die Lügen der Kleinen ihr zum Vorwand dienen, sie zur eigenen Unterhaltung zu prügeln. Wollte eine andere Frau einmal ein Auge auf mich werfen, würde Ann es ablehnen, eine Kokette zu kennen. Sie wird immer nur das

tun und sehen, was sie tun und sehen will. Bei jedem andern wird sie aber darauf bestehen, daß er sich nach den Vorschriften der üblichen Gesetze richte. Kurzum, ich kann alles ertragen, nur ihre verdammte Heuchelei nicht. Die ist es, die mich abstößt.

Frau Whitefield, hingerissen vor Erleichterung, ihre Meinung so beredt ausgedrückt zu hören: Oh, sie ist eine Heuchlerin. Das ist sie, das ist sie. Nicht wahr, ja?

Tanner: Warum wollen Sie dann, daß ich Ann heiraten soll?

Frau Whitefield, kläglich: Da haben wir's! Mir wird das natürlich in die Schuhe geschoben. Ich habe nie an Sie gedacht, bis Tavy mir sagte, Ann berufe sich auf meinen Willen, sie mit Ihnen zu verheiraten. Aber Sie wissen, wie lieb ich Tavy habe: wie einen Sohn; und ich will nicht, daß auf ihm herumgetrampelt und daß er elend gemacht werde.

Tanner: Während an mir nichts weiter gelegen ist, wollen Sie sagen.

Frau Whitefield: Oh, Sie sind ganz anders. Sie sind imstande, sich selbst zu beschützen. Sie würden Ann schon unterkriegen. Und irgend jemand muß sie doch schließlich heiraten.

Tanner: Aha! Aus Ihnen spricht der Lebensinstinkt. Sie hassen Ann, aber Sie fühlen, daß Sie sie verheiraten müssen.

Frau Whitefield erhebt sich, verletzt: Wollen Sie damit sagen, daß ich meine eigene Tochter hasse? Sie halten mich hoffentlich nicht für so schlecht und unnatürlich, bloß weil ich Anns Fehler sehe.

Tanner, zynisch: Sie lieben sie also?

Frau Whitefield: Aber natürlich liebe ich Ann. Was für sonderbare Dinge Sie fragen, Jack! Wir können nicht anders als unsere eigenen Blutsverwandten lieben.

Tanner: Nun, man mag sich vielleicht Unannehmlichkeiten ersparen, wenn man das sagt, aber was mich betrifft, fürchte ich, daß die Bande der Blutsverwandtschaft eher natürlichen Widerwillen zur Folge haben. Er erhebt sich.

Frau Whitefield: Sie sollten nicht solche Dinge aussprechen, Jack. Sie werden Ann hoffentlich nicht sagen, wie ich zu Ihnen gesprochen habe. Ich wollte mich nur Ihnen und Tavy gegenüber ins richtige Licht setzen. Ich konnte doch nicht wie ein Ölgötze dastehn und mir alles auf die Schultern laden lassen.

Tanner, höflich: Selbstverständlich nicht.

Frau Whitefield, unzufrieden: Und jetzt habe ich die Sache nur noch schlimmer gemacht. Tavy ist böse auf mich, weil ich Ann nicht anbete. Und da es mir in den Kopf gesetzt worden ist, daß Ann Sie heiraten sollte, was kann ich tun als sagen, daß ihr recht geschähe?

Tanner: Ich danke.

Frau Whitefield: Seien Sie nicht dumm und legen Sie meine Worte nicht anders aus, als ich sie meine. Ich darf wohl ehrliches Spiel verlangen.

Ann tritt aus der Villa, bald darauf folgt ihr Violet, die zum Ausfahren angekleidet ist.

Ann kommt mit drohender Sanftmut zur rechten Seite ihrer Mutter: Nun, teuerste Mama, du scheinst dich ja mit Jack vortrefflich unterhalten zu haben? Wir konnten dich bis hinauf hören.

Frau Whitefield, bestürzt: Hast du gehorcht —

Tanner: Unbesorgt; Ann ist nur — wie haben wir eben diese Gewohnheit bezeichnet? Sie hat kein Wort gehört.

Frau Whitefield, stark: Ich frage nicht danach, ob sie mich gehört hat oder nicht: ich habe das Recht zu sagen, was mir beliebt.

Violet kommt auf den Rasenplatz und tritt zwischen Frau Whitefield und Tanner: Ich komme mich zu verabschieden. Ich trete meine Hochzeitsreise an.

Frau Whitefield, weinend: Oh, sagen Sie das nicht, Violet. Ohne Hochzeit, ohne Frühstück, ohne Hochzeitskleider!

Violet, sie streichelnd: Ich werde nicht lange ausbleiben.

Frau Whitefield: Gehn Sie nicht mit ihm nach Amerika. Versprechen Sie mir, daß Sie das nicht tun werden.

Violet, sehr entschieden: Das werde ich gewiß nicht

tun, wahrhaftig nicht. Weinen Sie nicht, liebe Frau Whitefield: ich gehe nur ins Hotel.

Frau Whitefield: Wenn Sie in diesem Kleide fortgehen, mit Ihrem Gepäck — das verwirklicht mir eine — Sie schnappt nach Luft und bricht dann wieder aus: Oh, wie ich wünschte, Sie wären meine Tochter, Violet!

Violet, sie besänftigend: So, so; das bin ich auch. Ann wird eifersüchtig werden.

Frau Whitefield: Ann kümmert sich nicht im geringsten um mich.

Ann: Pfui, Mama! Komm jetzt: du mußt nicht mehr weinen. Violet mag das nicht, wie du weißt. Frau Whitefield trocknet ihre Augen und beruhigt sich.

Violet: Leben Sie wohl, Jack.

Tanner: Leben Sie wohl, Violet.

Violet: Je schneller auch Sie sich verheiraten, desto besser. Sie werden dann viel weniger mißverstanden werden.

Tanner, störrisch: Ich bin vollkommen darauf vorbereitet, im Laufe des Nachmittags verheiratet zu werden. Ihr scheint euch das alle in den Kopf gesetzt zu haben.

Violet: Sie könnten Schlimmeres tun. Zu Frau Whitefield, indem sie ihren Arm um sie schlingt: Erlauben Sie, daß ich Sie mit ins Hotel bringe. Die Fahrt wird Ihnen gut tun. Kommen Sie und nehmen Sie eine Decke mit. Sie führt sie nach der Villa.

Frau Whitefield, während sie hinauf durch den

Garten gehen: Ich weiß wahrhaftig nicht, was aus mir werden wird, wenn Sie fort sein und ich niemanden als Ann im Hause haben werde; sie, die immer mit Männern beschäftigt ist. Ihr Mann dürfte sich mit einer alten Frau, wie ich es bin, kaum gerne langweilen. Oh, Sie brauchen mir nicht zu widersprechen; Höflichkeit ist eine schöne Sache, aber ich weiß doch, was sich die Leute denken. Sie spricht, bis sie und Violet außer Seh- und Hörweite sind.

Ann, die über Violets gelegenen Rat nachdenkt, nähert sich Tanner; betrachtet ihn einen Augenblick lang gut gelaunt vom Scheitel bis zur Zehe und gibt schließlich ihre Meinung ab.

Ann: Violet hat ganz recht. Sie sollten sich verheiraten.

Tanner, ausbrechend: Ann, ich werde Sie nicht heiraten. Hören Sie? Ich will, will, will, will, will Sie nicht heiraten.

Ann, ruhig: „Niemand hat das von Ihnen verlangt, mein Herr, sagte sie, sagte sie". So, das ist erledigt.

Tanner: Ja, niemand hat das von mir verlangt, aber jeder betrachtet die Sache als abgemacht. Es liegt in der Luft. Wenn wir einander begegnen, so entfernen sich alle andern unter unmöglichen Vorwänden, um uns allein zu lassen. Ramsden sieht mich nicht länger scheel an: sein Auge lacht, als wenn er mich schon in der Kirche mit Ihnen traute. Tavy weist mich an Ihre Mutter und gibt mir

seinen Segen. Straker behandelt Sie öffentlich als seine zukünftige Brotherrin: er war es, der mir zuerst davon gesprochen hat.

Ann: War das der Grund, warum Sie davongelaufen sind?

Tanner: Ja, und dann bin ich von einem liebeskranken Räuberhauptmann, der wie ein schwänzender Schulknabe durchgebrannt ist, aufgehalten worden!

Ann: Wenn Sie nicht verheiratet sein wollen, dann brauchen Sie 's doch nicht zu sein. Sie wendet sich von ihm fort und setzt sich sehr behaglich nieder.

Tanner folgt ihr: Gibt es irgend einen Menschen, der gehenkt werden will? Und trotzdem gibt es Menschen, die sich ruhig aufhängen lassen, ohne um ihr Leben zu kämpfen, obgleich sie doch wenigstens dem Kaplan ein blaues Auge schlagen könnten. Wir erfüllen den Weltwillen und nicht unsern eigenen. Ich werde das entsetzliche Gefühl nicht los, daß ich mich heiraten lassen werde, bloß weil es der Weltwille ist, daß Sie einen Ehemann haben sollen.

Ann: Ich glaube schon, daß ich eines Tages einen haben werde.

Tanner: Aber warum gerade mich — mich unter allen Männern? Mir bedeutet die Ehe Abtrünnigkeit, Entweihung des Heiligtums meiner Seele, Vergewaltigung meiner Männlichkeit, Verkauf meines Geburtsrechtes, beschämende Übergabe, unwürdige Auslieferung, die Annahme der Niederlage. Ich

werde umkommen wie ein Ding, das seine Zwecke erfüllt hat und abgetan ist; ich werde aus einem Mann mit einer Zukunft in einen Mann mit einer Vergangenheit verwandelt; ich werde in den schmierigen Augen aller anderen Ehemänner ihre Genugtuung über die Ankunft eines neuen Gefangenen lesen, der ihre Erbärmlichkeit teilt. Die jungen Leute werden mich verachten als einen, der ausverkauft hat; den Frauen, denen ich immer ein Rätsel und eine Möglichkeit gewesen bin, werde ich nur mehr das Eigentum einer andern — ein beschädigtes Gut bedeuten, das heißt im besten Falle: ein Mann aus zweiter Hand.

Ann: Ihre Frau kann ja eine Haube aufsetzen und sich häßlich machen, um Sie aufzumuntern, wie meine Großmutter es getan hat.

Tanner: Um ihren Triumph noch frecher zu gestalten und den Köder öffentlich in dem Augenblick, wo die Falle über dem Kopfe des Opfers zusammenklappt, fortzuwerfen.

Ann: Was für einen Unterschied würde es trotzdem machen! Schönheit ist auch nur für den ersten Anblick gut; aber wer bemerkt sie überhaupt noch, wenn sie erst drei Tage im Haus ist? Ich fand unsere Bilder sehr schön, als Papa sie kaufte, aber ich habe sie jahrelang nicht angesehen. Sie kümmern sich niemals darum, wie ich aussehe; Sie sind zu sehr an mich gewöhnt. Ich könnte ein Schirmständer sein.

Tanner: Sie lügen, Sie Vampyr: Sie lügen.

Ann: Schmeichler. Warum versuchen Sie, mich zu bestricken, Jack, wenn Sie mich nicht heiraten wollen?

Tanner: Die Lebenskraft. Ich bin in der Gewalt der Lebenskraft.

Ann: Ich verstehe Sie gar nicht: was soll Lebenskraft heißen?

Tanner: Warum heiraten Sie nicht Tavy? Er ist willig. Können Sie sich nicht zufrieden geben, wenn Ihre Beute nicht zappelt?

Ann, sich zu ihm wendend, wie um ihn in ein Geheimnis einzuweihen: Tavy wird nie heiraten. Haben Sie nicht bemerkt, daß solche Männer niemals heiraten?

Tanner: Was?! ein Mann, der die Weiber anbetet? Der in der Natur nichts anderes als romantische Gelegenheiten für Liebesduette sieht! Tavy, der Ritterliche, der Gläubige, der Zärtliche und Aufrichtige! Tavy wird nie heiraten! Warum nicht? Er wurde nur geboren, um von den ersten paar blauen Augen, die ihm auf der Straße begegnen, fortgeschleppt zu werden.

Ann: Ja, ich weiß. Einerlei, Jack; solche Männer leben immer mit gebrochenem Herzen, in behaglichen Junggesellenwohnungen, werden von ihren Hauswirtinnen angebetet und heiraten niemals. Männer Ihres Schlages verheiraten sich immer.

Tanner, sich vor die Stirn schlagend: Wie entsetzlich, wie fürchterlich wahr! Mein ganzes Leben lang

hat mir die Ehe ins Gesicht gestarrt; und ich hab' es früher nie bemerkt.

Ann: Oh, mit uns Frauen ist es ebenso. Das schwärmerische Wesen ist zweifellos ein reizendes Wesen, sehr harmlos, sehr liebenswürdig und sehr poetisch, aber es ist das Wesen einer alten Jungfer.

Tanner: Unfruchtbar. Die Lebenskraft geht daran vorüber.

Ann: Wenn es das ist, was Sie mit Lebenskraft meinen, ja.

Tanner: Es liegt Ihnen nichts an Tavy?

Ann blickt sich vorsichtig um, um sich zu vergewissern, daß Tavy nicht in Hörweite ist: Nein.

Tanner: Und an mir liegt Ihnen etwas?

Ann erhebt sich ruhig und droht ihm mit dem Finger: Aber Jack, betragen Sie sich anständig!

Tanner: Infames, gottverlassenes Weib! Teufel!

Ann: Boa constrictor! Elefant!

Tanner: Heuchlerin!

Ann, ruhig: Das muß ich sein, um meines zukünftigen Gatten willen.

Tanner: Um meinetwillen? Sich verbessernd: Ich meine, um seinetwillen?

Ann, der Verbesserung nicht achtend: Ja, um Ihretwillen. Sie täten gut daran, eine Frau zu heiraten, die das ist, was Sie eine Heuchlerin nennen, Jack. Frauen, die keine Heuchlerinnen sind, tragen Reformkleidung, werden beleidigt und kommen in

allerlei heißes Wasser, in das ihre Ehemänner dann auch hineingezerrt werden, und in fortgesetzter Angst vor neuen Verwicklungen leben müssen. Würden Sie nicht eine Frau vorziehen, auf die Sie sich verlassen könnten?

Tanner: Nein und tausendmal nein: heißes Wasser ist das Element des Umstürzlers. Man reinigt die Menschen, wie man Milcheimer reinigt, indem man sie ausbrüht.

Ann: Kaltes Wasser ist auch von Nutzen. Es ist gesund.

Tanner, verzweifelt: Oh, Sie sind witzig! Im höchsten Augenblick verleiht Ihnen die Lebenskraft jede Eigenschaft. Nun, ich kann auch ein Heuchler sein. Ihres Vaters Testament hat mich zu Ihrem Vormund, nicht zu Ihrem Freier ausersehen. Ich werde das in mich gesetzte Vertrauen nicht täuschen.

Ann, mit leisem Sirenenton: Er hat mich, bevor er sein Testament gemacht hat, gefragt, wen ich mir zum Vormund wünsche. Ich habe Sie erwählt!

Tanner: Dann ist es also Ihr Wille! Die Falle war von Anfang an gestellt.

Ann, ihren ganzen Zauber zusammenfassend: Von Anfang an — von unserer Kindheit an — für uns beide — von der Lebenskraft.

Tanner: Ich will Sie nicht heiraten. Ich will Sie nicht heiraten.

Ann: Oh, Sie wollen schon, Sie wollen.

Tanner: Ich sage Ihnen nein, nein, nein.

Ann: Ich sage Ihnen ja, ja, ja.

Tanner: Nein.

Ann, schmeichelnd, beschwörend, beinahe erschöpft: Ja. Bevor es zu spät ist und wir es bereuen. Ja.

Tanner, durch das Echo aus der Vergangenheit betroffen: Wann ist mir das alles schon einmal begegnet? Träumen wir beide?

Ann, die plötzlich den Mut verliert, ruft mit einer Bangigkeit, die sie nicht verhehlen kann, aus: Nein, wir wachen; Sie haben „nein" gesagt: das ist alles.

Tanner, brutal: Und was nun?

Ann: Ich habe mich geirrt! Sie lieben mich nicht.

Tanner, sie in die Arme schließend: Das ist falsch: ich liebe Sie. Die Lebenskraft berauscht mich. Ich halte die ganze Welt in den Armen, wenn ich Sie umfasse. Aber ich kämpfe für meine Freiheit, für meine Ehre, für mein eigenstes, unzertrennlichstes Selbst.

Ann: Ihr Glück wird das alles aufwiegen.

Tanner: Sie würden Freiheit und Ehre und Selbstbestimmung für Glück verkaufen?

Ann: Für mich wird die Ehe nicht nur Glück bedeuten. Vielleicht sogar den Tod.

Tanner, ächzend: Oh, das sitzt und schmerzt. Was haben Sie in mir aufgewühlt? Gibt es ein Vaterherz genau so wie es ein Mutterherz gibt?

Ann: Nehmen Sie sich in acht, Jack: wenn je-

mand kommt, und uns in dieser Stellung findet, werden Sie mich heiraten müssen.

Tanner: Wenn wir beide jetzt am Rande eines Abgrunds stünden, ich würde Sie festhalten und den Sprung wagen.

Ann, keuchend, sie wird infolge der Aufregung immer schwächer: Jack, lassen Sie mich los. Ich habe so unendlich viel gewagt — es währte länger, als ich dachte. Lassen Sie mich, ich kann's nicht mehr ertragen.

Tanner: Ich auch nicht. Es wird uns töten.

Ann, außer sich: Ja; mir gilt es gleich. Ich bin am Ende meiner Kräfte. Mir ist's einerlei. Ich fürchte in Ohnmacht zu fallen.

In diesem Augenblick treten Violet und Octavius mit Frau Whitefield, die zur Ausfahrt eingehüllt ist, aus der Villa. Gleichzeitig treten Malone und Ramsden, denen Mendoza und Straker folgen, durch das kleine Pförtchen im Staket in den Garten. Tanner läßt Ann, die ihre Hand schwindelig an die Stirn hebt, errötend los.

Malone: Achtung. Der Dame ist etwas passiert.

Ramsden: Was bedeutet das?

Violet, die zwischen Ann und Tanner läuft: Bist du krank?

Ann, taumelnd, mit äußerster Anstrengung: Ich habe Jack versprochen, ihn zu heiraten. Sie fällt in Ohnmacht. Violet kniet neben ihr nieder und reibt ihr die Hand. Tanner bemächtigt sich ihrer zweiten Hand, auf der andern Seite, und versucht ihren Kopf emporzuheben. Octavius kommt Violet zu Hilfe, weiß aber nicht, was er tun soll. Frau Whitefield eilt in die Villa zurück. Octavius, Malone und Ramsden laufen zu Ann und drängen sich um sie,

beugen sich nieder und wollen ihr helfen. Straker tritt kaltblütig zu Anns Füßen und Mendoza ihr zu Häupten, beide bleiben aufrecht und selbstbeherrscht.

Straker: Nun, meine Damen und Herren, sie braucht keine Menschenmenge um sich: sie braucht Luft — so viel Luft wie irgend möglich. Gestatten Sie, meine Herren. Malone und Ramsden lassen sich von ihm sanft an Ann vorbei, den Rasenplatz hinauf, nach dem Garten zu drängen, wo Octavius, der sich seiner Nutzlosigkeit bereits bewußt wurde, sich zu ihnen gesellt. Straker, der ihnen folgt, bleibt einen Augenblick stehen, um Tanner zu instruieren. Heben Sie den Kopf der jungen Dame nicht auf, Herr Tanner: lassen Sie ihn flach liegen, damit das Blut wieder zurücklaufen kann.

Mendoza: Er hat recht, Herr Tanner. Vertrauen Sie der Luft der Sierra. Er zieht sich zartfühlend nach der Gartentreppe zurück.

Tanner, aufstehend: Ich füge mich Ihrer bessern Kenntnis der Physiologie, Henry. Er zieht sich nach der Ecke des Rasenplatzes zurück, und Octavius eilt sofort zu ihm herab.

Octavius, leise zu Tanner, während er seine Hand ergreift: Jack, sei sehr glücklich.

Tanner, beiseite zu Tavy: Ich habe nie um sie angehalten. Das ist wieder eine Falle, in die ich gehen soll. Er geht über den Rasenplatz nach dem Garten zu. — Octavius bleibt wie angewurzelt stehen.

Mendoza versperrt Frau Whitefield den Weg, die mit einem Glase Kognak aus der Villa kommt. Was ist das, gnädige Frau? Er nimmt es ihr ab.

Frau Whitefield: Ein wenig Kognak.

Mendoza: Das Schlechteste, was Sie ihr geben könnten. Erlauben Sie. Er trinkt es aus. Vertrauen Sie der Luft der Sierra, gnädige Frau.

Einen Augenblick lang vergessen die Männer alle Ann und starren auf Mendoza.

Ann, in Violets Ohr, indem sie sie um den Hals faßt: Hat Jack irgend etwas gesagt, als ich ohnmächtig wurde.

Violet: Nein.

Ann: Ah! Mit einem Seufzer tiefer Erleichterung fällt sie wieder zurück.

Frau Whitefield: Oh, sie ist wieder in Ohnmacht gefallen.

Sie sind im Begriff, zu ihr zurückzustürzen, aber Mendoza hält sie mit einer warnenden Bewegung auf.

Ann, auf dem Rücken liegend: Nein. Ich bin nur glücklich.

Tanner geht plötzlich entschlossen auf sie zu und entreißt Violet Anns Hand, um ihren Puls zu fühlen: Nun, Ihr Puls ist sehr erregt. Kommen Sie, stehen Sie auf. So ein Unsinn! Auf mit Ihnen! Er richtet sie ohne Umstände auf.

Ann: Ja. Ich fühle mich jetzt stark genug. Aber Sie haben mich mit alledem beinahe getötet, Jack.

Malone: Ein rauher Freier, was? Das ist die beste Sorte, Fräulein Whitefield. Ich gratuliere Ihnen, Herr Tanner; ich hoffe, Sie und Ihre Frau als häufige Gäste in der Abtei begrüßen zu dürfen.

Ann: Ich danke. Sie geht an Malone vorbei zu Octavius.

Ricky-Ticky-Tavy, gratulieren Sie mir. Beiseite zu ihm: Sie sollen zum letzten Mal um meinetwillen Tränen vergießen.

Tavy, standhaft: Genug der Tränen! Ihr Glück macht auch mich glücklich! Ich glaube an Sie trotz alledem.

Ramsden tritt zwischen Malone und Tanner: Sie sind ein glücklicher Mensch, Tanner. Ich beneide Sie.

Mendoza kommt zwischen Violet und Tanner vor: Herr, es gibt zwei tragische Schicksale im Leben. Das eine besteht darin, daß man seinen Herzenswunsch niemals erfüllt sieht. Das andere besteht in der Erfüllung. Mein Los und Ihr Los, Herr Tanner.

Tanner: Herr Mendoza: ich habe keine Herzenswünsche. Ramsden: Sie können mich sehr leicht einen glücklichen Menschen nennen, Sie sind bloß Zuschauer. Ich bin einer der Hauptmitspieler, und ich weiß es besser. Ann: Hören Sie auf Tavy zu verführen und kehren Sie zurück an meine Seite.

Ann, gehorchend: Sie sind verrückt, Jack. Sie nimmt seinen dargereichten Arm.

Tanner, fortfahrend: Ich erkläre feierlich, daß ich kein glücklicher Mensch bin. 'Ann sieht glücklich aus; aber sie triumphiert nur, ist nur erfolgreich, siegreich. Das ist nicht Glück, sondern der Preis, um den die Starken ihr Glück verkaufen. Was wir beide heute nachmittag getan haben, das heißt: um eines Haushalts und einer Familie willen auf Glück, auf Ruhe und vor allem auf die romantischen Möglichkeiten einer unbekannten Zukunft,

verzichten. Ich bitte mir aus, daß niemand die Gelegenheit ergreife, sich zu betrinken und blödsinnige Reden und grobe Scherze auf meine Kosten zu machen. Wir wollen unser eigenes Haus nach unserm eigenen Geschmack einrichten; und ich erkläre hiermit, daß ich die sieben oder acht Reiseuhren, die vier oder fünf Kleidertruhen, die Salatschüsseln, die Tranchiermesser und Fischbestecke, die Einbände in extra Maroquin und alle die anderen Artikel, mit denen Sie uns überhäufen wollen, sofort verkaufen und den Erlös zur Herstellung von Freiexemplaren meines Buches: „Der Katechismus des Umstürzlers" verwenden werde. Die Hochzeit wird drei Tage nach unserer Rückkehr, in England, infolge besonderer Erlaubnis, auf dem Distriktssuperintendentenamte in Gegenwart meines Advokaten und seines Schreibers, der wie seine Klienten in gewöhnlichem Straßenanzug erscheinen wird — stattfinden . . . .

Violet, mit tiefer Überzeugung: Sie sind ein Grobian, Jack.

Ann betrachtet Tanner mit zärtlichem Stolz und streichelt seinen Arm: Sei ihr nicht böse, Liebster. Sprich weiter.

Tanner: Sprich weiter!

Allgemeines Gelächter.

Vorhang

Der Katechismus des Umstürzlers

von John Tanner, M. d. r. F.
(Mitglied der reichen Faulenzerklasse)

Vorrede

Niemand kann die heutige Lage der breiten Volksschichten betrachten, ohne einen Umschwung zum Besseren herbeizusehnen (Sir Robert Giffen, „Essays über das Finanzwesen," Band 2, Seite 393).

Umstürzler ist jeder, der die bestehende soziale Ordnung verwirft und eine andere erproben will.

Die englische Verfassung ist umstürzlerisch. Für den russischen oder anglo-indischen Bureaukraten bedeuten allgemeine Parlamentswahlen genau so gut eine Revolution wie ein Referendum oder Plebiszit, bei denen das Volk mit den Waffen, anstatt mit dem Stimmzettel kämpft. Die französische Revolution hat eine Herrscherklasse gestürzt und sie durch eine andere mit abweichenden Interessen und abweichenden Anschauungen ersetzt. Dazu wird dem englischen Volke alle sieben Jahre durch das allgemeine Wahlrecht, wenn es nur will, Gelegenheit geboten. Der Umsturz ist also in England eine nationale Einrichtung und ihre Befürwortung durch einen Engländer bedarf keiner Entschuldigung.

Jedermann ist in seinem Fache ein Umstürzler, denn sein gründliches Wissen macht ihn skeptisch und folglich auch umstürzlerisch.

Jeder wahrhaft religiöse Mensch ist ein Ketzer, daher auch ein Umstürzler.

Alle, die wirklich Bedeutendes im Leben vollbringen, sind in ihren Anfängen Umstürzler gewesen. Die

hervorragenden Menschen lehnen sich mit zunehmendem Alter immer heftiger gegen das Bestehende auf, obwohl man gewöhnlich annimmt, daß sie konservativer werden, weil sie den Glauben an die herkömmlichen Reformmethoden verloren haben.

Jeder Mensch unter dreißig, der trotz einiger Kenntnis der bestehenden Gesellschaftsordnung kein Umstürzler ist, ist minderwertig.

Dennoch haben Revolutionen noch niemals das Joch der Tyrannei abgeschüttelt; sie haben es bloß auf eine andere Schulter gewälzt.

Über die Zuchtwahl

Wenn es keinen Gott gäbe, sagte der Deist des achtzehnten Jahrhunderts, so müßte man ihn erfinden. Freilich war der Gott des achtzehnten Jahrhunderts ein deus ex machina, ein Gott, der jenen half, die sich nicht selbst helfen konnten, ein Gott der Faulen und Unfähigen. Das neunzehnte Jahrhundert erkannte, daß es keinen derartigen Gott gebe; und seitdem muß der Mensch all die Arbeit selbst besorgen, die er mit einem müßigen Gebete zu umgehen pflegte. Er muß in der Tat selbst die politische Vorsehung spielen, die er ehemals für eine Gottheit hielt; eine Veränderung, die nicht nur möglich, sondern die einzige wahrhaft wertvolle geworden ist. Der bloße Übergang von einer Institution zu einer andern, wie von der militärischen und kirchlichen Herrschaft zur kommerziellen und wissenschaft-

lichen, von der kommerziellen zur proletarischen, von der Sklaverei zur Leibeigenschaft, von der Leibeigenschaft zum Kapitalismus, vom monarchischen System zur republikanischen Regierungsform, vom Polytheismus zum Monotheismus, vom Atheismus zur pantheistischen Humanität, von der allgemeinen Unwissenheit zur allgemeinen Bildung, von der Romantik zum Realismus, vom Realismus zum Mystizismus, von der Methaphysik zur Physik; das sind alles nur Veränderungen mit geringfügigen Unterschieden: plus ça change, plus c'est la même chose. Aber die Entwicklung des Wolfes zum Haushunde, des Schlachtrosses Heinrich V. zum Zug- und Rennpferde ist eine Realität, denn hier hat der Mensch den Gott gespielt, indem er die Natur seinen Zwecken unterwarf und das Leben für einen bestimmten Zweck veredelte oder erniedrigte. Und was man aus einem Wolfe machen kann, daß kann man auch aus einem Menschen machen. Wenn solche Monstren wie der Landstreicher und der Gentleman als bloße Nebenprodukte der individuellen Habgier und Torheit der Menschen auftreten können, was könnten wir nicht alles vom Hauptprodukte seiner allgemeinen Bestrebungen erhoffen?

Diese Folgerung ist nicht neu. Die Trostlosigkeit der Einrichtungen und das unerbittliche Wort „ihr müßt noch einmal geboren werden" mit Mrs. Poysers Klausel „und anders geboren werden", wiederholt sich in jeder Generation. Der Schrei nach dem

Übermenschen begann nicht mit Nietzsche und wird auch nicht mit seiner Beliebtheit enden. Aber er ist immer mit derselben Frage beschwichtigt worden: was für ein Wesen soll dieser Übermensch sein? Man verlangt keinen Überapfel, sondern einen eßbaren Apfel, kein Überpferd, sondern ein Pferd mit größerer Zugkraft oder größerer Geschwindigkeit. Es ist auch nutzlos, einen Übermenschen zu verlangen: man muß eine Spezifizierung des Menschen zu liefern suchen, wie man ihn eben braucht. Vielleicht einen schönen, philosophischen Athleten mit einem hübschen, gesunden Weibe als Genossin.

So unbestimmt dies auch klingen mag, so kommt man damit doch der allgemeinen Forderung nach einem vollkommenen Manne und einer vollkommenen Frau sehr entgegen. Schließlich verlangt ja auch kein Markt der Welt die genaue technische Spezifizierung der gewünschten Artikel. Vorzügliches Geflügel und ausgezeichnete Kartoffel werden auf den Markt gebracht, um der Nachfrage der Hausfrauen, die die technischen Unterschiede zwischen einem Erdapfel und einem Küchlein nicht kennen, dennoch genug zu tun. Die Probe auf den Pudding macht man durch das Essen, das ist die beste. Die Probe auf den Übermenschen macht man durch das Leben; und wir werden schon herausfinden, daß wir ihn nach dem alten Sprichwort „Probieren geht über Studieren“ ins Leben rufen können, und nicht, indem wir auf ein vollkommen

überzeugendes Rezept seiner Ingredienzien warten. Gewisse allgemeine und auf der Hand liegende Irrtümer müssen gleich von Anfang an vermieden werden. Zum Beispiel: wir sind darin einig, daß wir einen verfeinerten Geist nötig haben; aber wir brauchen nicht, weil wir diesen für das Resultat eines gestärkten Körpers halten, in die Narrheit zu verfallen, in einen Fußballklub einzutreten. Wenn wir aber so tief zurücksinken, in unseren ethischen Einteilungen der Tugenden und Laster eine höhere geistige Kultur zu erblicken, uns also von der konventionellen Moral irreführen lassen, so werden wir aus dem Regen des Fußballklubs in die Traufe der Sonntagsschule geraten. Wenn wir zwischen einer Rasse von Athleten und einer Rasse „frommer" Menschen wählen müssen, dann wollen wir die Athleten vorziehen. Besser Simson und Milo, als Calvin und Robespierre. Aber keine dieser Alternativen ist des Tausches wert: Simson ist ebensowenig Übermensch wie Calvin. Was wollen wir also beginnen?

Eigentum und Ehe

Laßt uns über die Hindernisse hinwegeilen, die durch das Eigentum und durch die Ehe geschaffen werden. Die Revolutionäre machen zuviel Wesens damit. Es ist zweifellos leicht nachzuweisen, daß der Besitz die Gesellschaft zerstören wird, falls die Gesellschaft nicht den Besitz zerstört. Es steht außer

Frage, daß der Besitz sich bis jetzt zu behaupten wußte und alle Reiche zugrunde gerichtet hat. Das konnte nur geschehen, weil die schüchterne Einwendung gegen ihn (daß er den sozialen Wohlstand und die soziale Arbeitslast in lächerlich ungerechter Weise verteile), nicht die Existenz der Rasse, sondern nur das individuelle Glück des einzelnen und höchstens die Aufrechterhaltung dieser oder jener belanglosen politischen Form, wie die einer Nation, eines Reiches oder dergleichen, bedrohte. Da aber der Natur „Glück" nie etwas bedeutet, weil sie weder Flaggen und Grenzen anerkennt, noch sich im geringsten darum kümmert, ob das ökonomische System, für das eine Gesellschaft sich entschieden hat, feudal, kapitalistisch oder kollektivistisch ist, sobald es nur die Rasse erhält (der Bienenstock und der Ameisenhügel sind ihr ebenso lieb wie menschliche Utopien), so werden die Beweisführungen der Sozialisten, obgleich sie unwiderleglich sind, das Eigentum niemals ernstlich gefährden. Das Sterbeglöckchen wird jener überlasteten Institution erst geläutet werden, wenn man fühlen wird, daß sie mit irgend einer vitaleren Sache, als es die bloße persönliche Unbilligkeit in der industriellen Ökonomie ist, kollidiert. Solange die Gesellschaft noch nicht über nationale Gemeingüter hinausgewachsen war, die zu klein und geringfügig waren, um der beschränkten politischen Fähigkeit des Menschen in unheilvoller Weise zuviel zuzumuten, machte sich noch kein derartiger Konflikt bemerkbar. Aber

wir sind nun in das Stadium der internationalen Organisation getreten. Die menschliche Fassungskraft und Großherzigkeit in politischen Dingen wird offenbar durch die Größe und Kompliziertheit der Probleme, die sich ihm aufdrängen, erdrückt. Und wenn er in einer solchen bangen Stunde zu einem höheren Wesen hilfesuchend aufblicken will, so findet er den Himmel leer. Er wird bald erkennen, daß gerade der Glaube, den er verwarf — im Menschen den Tempel des Heiligen Geistes zu sehen — zufällig vollkommen richtig ist; und daß nur durch sein eigenes Gehirn und seine eigene Hand dieser Heilige Geist, der ehemals die nebelhafteste Figur in der Dreifaltigkeit war und jetzt ihr einzig überlebender Teil geworden ist, ihm auf irgend eine Art wird helfen können. Und deshalb wird der Übermensch, wenn er kommen soll, durch die absichtliche und wohlüberlegte Zuchtwahl des Mannes, vom Weibe geboren werden müssen. Diese Überzeugung wird alles zermalmen, was sich ihr in den Weg stellen wird. Selbst das Eigentum und die Ehe, die der kleinlichen Klage des Arbeiters, er sei durch sie um seinen „Mehrwert" betrogen worden, spotten, werden lachend als die unwichtigsten Kleinigkeiten beiseite geschoben werden, sobald sie dieser Empfängnis — wenn diese zu einem vollkommen erfaßten Lebenszwecke der Rasse geworden sein wird — störend und hindernd im Wege stehen.

Daß diese Einrichtungen der Zuchtwahl in die Quere

kommen müssen, wird in dem Augenblicke offenbar, wo wir die Nutzlosigkeit, Menschen für bestimmte Eigenschaften zu züchten, wie wir Hähne für Kampfspiele, Windhunde zum Rennen oder Schafe für Hammelfleisch züchten, anerkennen. Was im Menschen wirklich wertvoll ist, das ist jener Teil von ihm, den wir noch nicht verstehen. Wir sind uns seines Vorhandenseins nicht einmal recht bewußt, gerade so, wie wir uns normalerweise nicht bewußt sein können, daß unser Blutkreislauf von unserer Herzpumpe abhängig ist, obwohl wir sterben, wenn sie erschlafft. Daraus folgt notwendigerweise, daß wir, selbst nachdem wir die Zuchtwahl, soweit als möglich durchgeführt haben werden — indem wir von der Liste der wählbaren Eltern alle Personen streichen, die uninteressant, nicht viel versprechend oder ohne jeden ausgleichenden Gegenwert verunstaltet sind — noch immer der Phantasie (alias Stimme der Natur) werden vertrauen müssen, — sowohl bei der Wahl der Züchter als auch bei der Wahl der Eltern — wegen jener Überlegenheit des unbewußten Selbst, die das eigentliche charakteristische Merkmal des Übermenschen ausmachen wird.

An diesem Punkte angelangt, müssen wir erkennen, wie wichtig es ist, der Phantasie ein so weites Feld möglichst einzuräumen. Die Menschheit in kleine Sippschaften zerstückeln und die Wahl des Individuums auf seine eigene Sippschaft wirksam beschrän-

ken, heißt: das Erscheinen des Übermenschen auf Äonen, wenn nicht auf ewige Zeiten hinausschieben. Es sollte nicht nur jeder Mensch daraufhin ernährt und erzogen werden, möglicherweise einmal Vater oder Mutter des Übermenschen zu werden, sondern es sollte bei der natürlichen Wahl auch nicht die Möglichkeit eines solchen Hindernisses geben, wie den Einwand einer Gräfin gegen einen Matrosen oder den eines Herzogs gegen eine Scheuerfrau. Gleichheit ist ein wesentliches Erfordernis guter Züchtung und die Gleichheit ist, wie alle Nationalökonomen wissen, unvereinbar mit dem Besitz! Überdies ist Gleichheit auch eine wesentliche Bedingung der schlechten Züchtung und die schlechte Züchtung ist unerläßlich zur Ausrodung der Menschenrasse. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lehre von der Erblichkeit sich der wissenschaftlichen Phantasie bemächtigte, verkündeten ihre Jünger, daß es ein Verbrechen wäre, den Wahnsinnigen mit der Wahnsinnigen oder den Schwindsüchtigen mit der Schwindsüchtigen zu verheiraten. Aber ich bitte, sollen wir statt dessen versuchen, unsere verseuchte Menschheit gesünder zu machen, indem wir unsere gesunde Menschheit durch sie infizieren lassen? Offenbar ist die Anziehung, welche die Krankheit auf kranke Menschen ausübt, ein Segen für die Rasse. Wenn zwei wirklich kranke Menschen einander heiraten, werden sie höchstwahrscheinlich eine Menge Kinder bekommen, die alle sterben werden,

bevor sie heranreifen. Das ist ein viel befriedigenderes Resultat als die Tragödie einer Verbindung eines gesunden mit einem kranken Menschen. Obgleich teurer erkauft als die Unfruchtbarmachung der Kranken, hat dieser Vorgang den ungeheuren Vorteil, daß, falls unsere Begriffe von Gesundheit und Krankheit falsch wären (was sie in manchem Sinne höchstwahrscheinlich sind), dieser Irrtum durch die Erfahrung gutgemacht, anstatt durch eine Ausflucht bestätigt werden wird.

Einer Tatsache muß man beherzt ins Auge sehen, trotz des lärmenden Protestes der romantischen Naturen: es ist durch gar nichts erwiesen, daß die besten Bürger Abkömmlinge ebenbürtiger Eheschließungen sind oder daß ein Konflikt des Temperaments nicht ein höchst wichtiger Faktor dessen ist, was Züchter „Kreuzung" nennen. Im Gegenteil: daß durch Eltern, die sehr schlecht zusammenpassen, gute Resultate erzielt werden können, ist wahrscheinlich genug, so daß wir mit Bestimmtheit annehmen dürfen, daß das Experiment, sie zu paaren, früher oder später beinahe ebenso oft absichtlich, wie jetzt zufällig versucht werden wird.

Aber die Vereinigung solcher Paare darf selbstverständlich nicht ihre Verheiratung in sich schließen. Bei der freien Verbindung können zwei sich ergänzende Menschen ihren Mängeln gegenseitig abhelfen; in der häuslichen Gemeinschaft des Ehelebens fühlen sie diese nur um so mehr und leiden

darunter. So könnte der Sohn eines kräftigen, munteren, gut verdauenden britischen Landedelmannes, der die Neigungen und die Rangstufe seiner Klasse besitzt, durch die Verbindung mit einer klugen, phantasiereichen, mit Verstand begabten, hochgebildeten Jüdin seinen beiden Eltern weit überlegen werden; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Jüdin den Edelmann für einen interessanten Gefährten halten oder seine Gewohnheiten, seine Freunde, seinen Aufenthaltsort und seine Lebensführung zusagend finden dürfte. Deshalb wird die Ehe, solange sie zu einer unerläßlichen Bedingung der Paarung gemacht wird, die Ankunft des Übermenschen ebenso wirksam hintanhalten wie das Eigentum und wird ebenso wirksam durch den ihr entgegenstrebenden Impuls modifiziert werden.

Die vollkommene Abschaffung des Eigentums und der Ehe, wie sie jetzt bestehen, wird vor sich gehen, ohne viel beachtet zu werden. Für die große Menge würde die vernünftige Abschaffung des Eigentums nichts bedeuten als einen Zuwachs an Nahrung, Kleidung, Behausung und Bequemlichkeit für den persönlichen Bedarf, und auch eine freiere Verfügung über ihre Zeit und ihre Verhältnisse. Sehr wenige Menschen machen jetzt irgend einen Unterschied zwischen virtuell vollständigem Eigentum und einem Eigentum, das unter so weitgehenden öffentlichen Bedingungen beibehalten wird, daß sein Einkommen auf dasselbe Niveau gestellt wird wie das

eines eigentumslosen Geistlichen, Offiziers oder Staatsdieners. Ein Grundbesitzer kann noch immer Männer und Frauen von seinem Gute verjagen, ihre Wohnstätten demolieren und sie durch Tiere ersetzen; und in den gesetzlich schutzlosen Handelszweigen kann der selbständige Händler noch immer auf Kosten der gesetzlich geschützten Handelszweige leben und das Leben und die Gesundheit der Nation auf ebenso ungesetzliche Weise gefährden, wie es die Baumwollfabrikanten von Manchester zu Beginn des vorigen Jahrhunderts getan haben. Und obwohl die Arbeiterschutzgesetzgebung einerseits, und die Organisation der Trade Union andrerseits in einem Menschenalter das alte unbeschränkte Eigentum des Baumwollfabrikanten an seiner Fabrik und des Baumwollspinners an seiner Arbeitskraft dahin verwandelt haben, daß sie im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt ohne jede Rücksicht auf ungünstige Einzelfälle bloß nach knapp bemessenen öffentlichen oder Kollektivbedingungen ihre Gewerbe treiben oder arbeiten dürfen, sprechen die Leute in Lancashire doch noch immer in den alten Ausdrücken von ihrem „Eigentum", womit sie einfach Dinge bezeichnen, für deren Entwendung ein Dieb bestraft werden würde. Die vollständige Abschaffung des Eigentums und die Umwandlung eines jeden Bürgers in einen in öffentlichen Diensten stehenden bezahlten Beamten, würde viel mehr als neunundneunzig Prozent der Nation gar nicht zum Bewußtsein einer

größeren Veränderung kommen lassen, als es jene ist, die sich dabei vollzieht, wenn der Sohn eines Reeders jetzt zur Marine geht. Die Menschen würden noch immer ihre Taschenuhren und Schirme und Gärten ihr Eigentum nennen.

Auch die Ehe wird fortbestehen als ein einer allgemeinen Sitte beigelegter Name, lange nachdem die Sitte selbst geändert sein wird. Zum Beispiel weicht die moderne englische Ehe, wie sie durch die Ehescheidungsakte und die „Married Women's Property Acts" modifiziert wurde, mehr von der Ehe des ersten Teiles des neunzehnten Jahrhunderts ab, als Byrons Ehe von der Shakespeares. Augenblicklich weicht die Ehe in England nicht nur von der Ehe in Frankreich, sondern auch von der Ehe in Schottland ab. Die Ehe, wie sie durch die Ehescheidungsgesetze in Süd-Dakota eingeschränkt worden ist, würde in Clapham als eine Art von Prominuität angesehen werden. Und doch huldigen die Amerikaner, weit davon entfernt, die Ehe von einem verworfenen oder zynischen Standpunkte aus zu betrachten, ihren Idealen mit einem Ernste, der wieder in Clapham altmodisch erscheinen würde. Weder in England noch in Amerika würde die Zumutung, die Ehe abzuschaffen, auch nur einen Augenblick geduldet werden; und doch ist nichts gewisser, als daß in beiden Ländern die fortschrittliche Umänderung des Ehekontraktes weitergeführt werden wird, bis er weder drückender noch unwiderruflicher geworden

ist, als jeder kaufmännische Gesellschaftsvertrag. Aber selbst davon ganz abgesehen, würden sich die Leute doch Gatten und Gattinnen nennen und sich zum größten Teile des Umstandes gar nicht bewußt sein, daß sie irgendwie weniger verheiratet sind als Heinrich VIII. es war. Denn obgleich ein Blick auf die gesetzlichen Bedingungen der Ehe in verschiedenen christlichen Ländern zeigt, daß die Ehe in gesetzlicher Hinsicht von Grenze zu Grenze verschieden ist, variiert der Begriff der Häuslichkeit doch so wenig, daß die meisten Leute glauben, ihre eigenen Ehegesetze seien die allgemeinen. Daraus folgt, daß auch in diesem Falle, wie im Falle des Eigentums, das absolute Vertrauen des Publikums in die Unveränderlichkeit des Namens einer Institution es um so mehr erleichtert, deren eigentliches Wesen — ihren Kern — abzuändern.

Indessen kann nicht geleugnet werden, daß eine der Veränderungen in der öffentlichen Meinung, die durch das Bedürfnis nach dem Übermenschen hervorgerufen wird, eine sehr unerwartete ist. Es ist nichts weniger als die Auflösung der gegenwärtig notwendigen Verbindung der Ehe mit der Begattung, die von den meisten unverheirateten Leuten als das eigentliche diagnostische Merkmal der Ehe angesehen wird. Sie haben natürlich unrecht; man würde der Wahrheit ebenso nahe kommen, wenn man sagte, daß die Begattung die einzige rein zufällige und nebensächliche Bedingung der Ehe ist.

Die Begattung ist nur für die Fortpflanzung der Rasse wesentlich; und in dem Augenblick, wo für dieses Haupterfordernis auf andre Weise als durch die Ehe gesorgt ist, hört die Begattung, vom schöpferischen Standpunkte der Natur aus betrachtet, auf, wesentlich für die Ehe zu sein. Die Ehe hört aber deshalb durchaus nicht auf, so praktisch, zweckdienlich und bequem zu sein, daß der Übermensch ruhig alle Ehestandszeloten durch das Anerbieten, den alten unmenschlichen Zwang und die Unwiderruflichkeit der Ehe wieder einzuführen und die Ehescheidung abzuschaffen, bestechen dürfte, — trotzdem dies die schreckliche Kette neuerdings schmieden hieße, die anständige Leute noch immer an Trunkenbolde, Verbrecher und Verschwender fesselt —: unter der einzigen Bedingung, daß ihm dafür die vollständige Loslösung der Begattung von der Ehe zugestanden würde. Denn wenn die Leute häusliche Gemeinschaft nicht durch leichtere Bedingungen als diese bilden könnten, dann würden sie noch immer heiraten. Der römische Katholik, dem seine Kirche verbietet, sich die Ehescheidungsgesetze nutzbar zu machen, heiratet ebenso unbekümmert wie der Presbyterianer von Süd-Dakota, der seine Gefährtinnen mit einer Leichtigkeit wechseln kann, die in der alten Welt Anstoß erregt; und wenn seine Kirche einen weiteren Schritt zum Christentum wagen und das Zölibat ihrem Laienstand ebenso wie ihrer Geistlichkeit auferlegen wollte, so würden Ehen doch noch immer,

um der Häuslichkeit willen, von ganz gehorsamen Söhnen und Töchtern der Kirche geschlossen werden. Man braucht diese Hypothesen nicht weiter auszuspinnen: sie wurden hier nur angedeutet, um dem Leser dabei zu helfen, die Ehe in ihre beiden Funktionen zu zergliedern: die Begattung zu regeln, und der Häuslichkeit eine Form zu geben. Diese beiden Funktionen sind ganz gut trennbar; und die Häuslichkeit ist die einzige von den beiden, die für den Fortbestand der Ehe wesentlich ist, weil die Begattung ohne die Häuslichkeit gar keine Ehe, dagegen die Häuslichkeit ohne die Begattung noch immer eine Ehe ist; sie ist sogar notwendigerweise der eigentliche Zustand aller unfruchtbaren Ehen während eines großen Teiles und manchmal für die ganze Zeit ihrer Dauer.

Angenommen also, daß Eigentum und Ehe, indem sie die Gleichheit zerstören und auf diese Weise die geschlechtliche Zuchtwahl durch belanglose Bedingungen hemmen, die Entwicklung des Übermenschen hinderlich sind, ist es leicht erklärlich, warum das einzige allgemein bekannte moderne Experiment, die menschliche Rasse zu züchten, in einer Gemeinschaft vor sich ging, die beide Institutionen verwarf.

Das Experiment der Perfektionisten am Oneidabach

Im Jahre 1848 wurde die Oneida-Gemeinde in Amerika gegründet, behufs Durchführung eines Be-

schlusses, den eine Handvoll perfektionistischer Kommunisten gefaßt hatte: „Wir wollen uns ausschließlich der Gründung des Reiches Gottes widmen" lautete er. Trotzdem die amerikanische Nation erklärte, daß so etwas in einem christlichen Staate nicht geduldet werden sollte, behauptete sich die Oneida-Gemeinde doch über dreißig Jahre, während welcher Zeit sie gesündere Kinder gezeugt und weniger Böses getan und erlitten zu haben scheint, als irgend eine protokollierte Aktiengesellschaft. Es war jedoch eine auserlesene Gemeinde; denn ein echter Kommunist (kurzweg zu definieren als ein überaus stolzer Mann, der sich vornimmt, den Allgemeinbesitz zu bereichern, anstatt auf dessen Kosten zu leben), steht genau um so vieles höher als ein gewöhnlicher Aktionär, wie ein gewöhnlicher Aktionär höher steht als ein Seeräuber. Außerdem wurden die Perfektionisten mächtig beschirmt von ihrem Oberhaupte Noyes, einem jener zufälligen Vorläufer des Übermenschen, die von Zeit zu Zeit, trotz der Einmischung tölpelhafter menschlicher Institutionen, vorkommen. Noyes' Existenz vereinfachte das Zuchtproblem für die Kommunisten; denn die Frage, was für eine Art von Menschen sie heranzubilden sich bestreben sollten, wurde sofort durch den augenfälligen Wunsch entschieden, einen zweiten Noyes hervorzubringen.
Aber ein Experiment, das von einer Handvoll Menschen durchgeführt wurde, die obwohl dreißig Jahre hindurch von dem unabsichtlichen in Privathäusern

durch unwissende Eltern geübten Kindermord verschont, nur dreihundert Köpfe zählte, konnte viel mehr tun als beweisen, daß die Kommunisten unter der Leitung eines Übermenschen, „der sich ausschließlich der Gründung des Reiches Gottes widmete“ und sich nicht mehr um Eigentum und Ehe kümmerte, als ein Minister von Camberwell sich um die Hindukaste oder um die Sutti kümmert, einen viel besseren Gebrauch von ihrem Leben zu machen imstande sind, als gewöhnliche Leute unter der Qual dieser beiden Institutionen. Und doch gab ihr Übermensch selbst zu, daß dieser offenbare Erfolg nur ein Teil des abnormen Phänomens seiner eigenen Erscheinung war; denn als er durch die Last der Jahre ans Ende seiner Kräfte kam, leitete und organisierte er den freiwilligen Rückfall der Kommunisten in die Ehe, in den Kapitalismus und in das althergebrachte Privatleben, wodurch er selbst zugestand, daß die wirkliche Lösung der sozialen Frage nicht dadurch erreicht werden könne, daß ein zufälliger Übermensch eine auserlesene Gesellschaft für sich zu gewinnen versteht, sondern durch das, was eine ganze Gemeinde von Übermenschen aus eigenem Antriebe tun würde. Wenn Noyes nicht ein paar Dutzend Perfektionisten, sondern die ganzen Vereinigten Staaten zu organisieren gehabt hätte, würde Amerika ihn ebenso vollständig ad absurdum geführt haben, wie England Oliver Cromwell, Frankreich Napoleon, oder Rom Julius Cäsar ad absur-

dum führte. Cromwell lehrten seine bitteren Erfahrungen, daß selbst Gott ein Volk nicht über sein eigenes Niveau erheben kann und daß — selbst wenn man eine Nation soweit aufrüttelt, daß sie alle ihre Gelüste ihrem Gewissen opfert — das Resultat dennoch vollständig davon abhängt, was für ein Gewissen die Nation hat. Napoleon scheint schließlich die Menschheit als ein lästiges Hundepack betrachtet zu haben, das nur wert ist, des Jagdvergnügens halber gehalten zu werden. Cäsars Fähigkeit, ohne Haß oder Groll zu kämpfen, wurde durch den Entschluß seiner Soldaten, die Feinde, die Cäsar verschont haben würde, auf dem Schlachtfelde zu töten, anstatt sie zu Gefangenen zu machen, kalt gestellt; und seine staatliche Oberhoheit wurde durch die kolossale Bestechlichkeit der römischen Bürger erkauft. Was große Herrscher nicht vollbringen können, das vermögen Gesetzbücher und Religionen. Der Mensch liest in jede Verordnung seine eigene Natur hinein. Wenn man ein übermenschliches Gebot so schlau ersinnen würde, daß es nicht falsch ausgelegt werden könnte, so würde man es als eine aufwiegleriſche Blasphemie denunzieren oder man würde es entweder als verrückt oder als total unverständlich gar nicht beachten. Parlamente und Synoden mögen an ihren Gesetzen und Glaubensbekenntnissen herumpfuschen, soviel sie wollen, immer werden die Verhältnisse das Übergewicht der Klassen und ihrer Interessen verändern; und als

ein Resultat der Pfuscherei kann sich die gelegentliche Illusion einer moralischen Evolution ergeben, sowie auch der Sieg der Handelskaste über die militärische Kaste zur Einsetzung des gesellschaftlichen Boykotts und des pekuniären Schadenersatzes an Stelle des Duells führen könnte. In gewissen Augenblicken kann das sogar einen beträchtlichen materiellen Fortschritt bedeuten, wie ja die Erwerbung der politischen Macht durch die arbeitende Klasse eine bessere Verteilung des Wohlstandes schon durch die Selbstsucht der neuen Herren zur Folge hat. Aber solange nicht Herz und Gemüt des Volkes verwandelt wird, ist das alles eine bloße Wiederherstellung und Umformung; und selbst der größte Mann wird es ebensowenig wagen, unter der Voraussetzung, daß alle Menschen so bedeutend sind wie er, zu regieren, wie ein Treiber es seiner Herde zu überlassen wagen darf, sich in den Straßen so gut zurecht zu finden wie er selbst. Bis es ein England geben wird, in dem jeder Mann ein Cromwell, ein Frankreich, in dem jeder Mann ein Napoleon, ein Rom, in dem jeder Mann ein Cäsar ist, ein Deutschland, in dem jeder Mann ein Luther plus einem Goethe ist, wird die Welt durch ihre großen Männer und Helden ebensowenig verbessert werden, wie eine Villa in Brixton durch eine Cheopspyramide verschönert werden würde. Die Hervorbringung ganzer Nationen solcher Männer ist die einzige für unsere Zwecke nötige Veränderung.

Der Einwand des Menschen gegen seine eigene Veredlung

Aber würde eine solche Veränderung geduldet werden, wenn der Mensch sich über sich selbst erheben müßte, um sie zu wünschen? Ja, durch seine falsche Auffassung von ihren wesentlichen Bedingungen? Die Menschheit wünscht mit all der Kraft, die sie bei ihrer Ernährung noch erübrigen kann, einen idealen Übermenschen und hat zu allen Zeiten das beste lebende Beispiel, das sie dafür finden konnte, verherrlicht. Ihr unzulänglichster General wird als ein Alexander hingestellt; ihr König ist der vollendetste Gentleman der Welt, ihr Papst ist ein Heiliger. Sie ist niemals ohne eine Reihe menschlicher Götzen, die alle bloß falsche Übermenschen sind. Daß der wirkliche Übermensch mit seinen Überfingern allen gegenwärtigen trügerischen Menschenidealen des Rechtes, der Pflicht, der Ehre, der Gerechtigkeit, der Religion, ja sogar des Anstandes, ein Schnippchen schlagen und moralische Verpflichtungen übernehmen wird, die weit über die jetzige menschliche Kraft hinausgehen werden, das ist etwas, was der zeitgenössische Mensch nicht ahnt: er bemerkt es tatsächlich nicht einmal, wenn unsere gelegentlich auftauchenden Übermenschen es direkt vor seinen Augen tun. Er tut es sogar jeden Tag selbst, ohne es zu wissen. Darum wird er gegen

die Zeugung einer Rasse, deren Vertreter er große Männer oder Helden nennt, keinen Einwand erheben, weil er sie sich nicht als echte Übermenschen vorstellt, sondern wie sich selbst, mit unendlich viel Verstand, ungeheurem Mute und unendlich viel Geld ausgerüstet.

Die lästigste Opposition wird die Folge der allgemeinen Furcht der Menschheit sein, daß jegliche Einmischung in unsere ehelichen Bräuche eine Einmischung in unsere Lüste und unsere Romantik bedeuten wird. Diese Furcht hat, da sie den Anschein der verletzten Sittlichkeit annimmt, die Leute immer eingeschüchtert, die ihre innere Grundlosigkeit nicht ermessen haben, aber sie wird bei denjenigen Degenerierten die Oberhand behalten, bei denen der Instinkt der Fruchtbarkeit zu einer bloßen Begierde nach Genuß verblaßt ist. Die modernen Erfindungen, zur Vereinigung der Lust mit der Unfruchtbarkeit, die jetzt allgemein bekannt und zugänglich sind, ermöglichen es diesen Leuten, sich selbst aus ihrer Rasse zu vertilgen, ein Prozeß, der bereits lebhaft im Gange ist; und die sich daraus ergebende Zahl des Überlebens der verständig Fruchtbaren bedeutet das Übertreten der Parteigänger des Übermenschen; denn was beabsichtigt wird, ist nichts als die Ersetzung der alten unverständigen, unvermeidlichen, beinahe unbewußten Fruchtbarkeit durch eine verständig überwachte bewußte Fruchtbarkeit, und die Ausschei-

dung der ausgesprochenen Lüstlinge aus dem Entwicklungsprozeß.*)

Selbst wenn diese auswählende, sichtende Tätigkeit nicht erfunden worden wäre, würde der Zweck der Rasse noch immer die Opposition der individuellen Instinkte zerstören. Nicht nur die Bienen und Ameisen leisten ihren elterlichen und Zeugungsinstinkten durch Stellvertretung Genüge; sondern die Ehe selbst legt Millionen unverheirateter normaler Männer und Frauen erfolgreich das Zölibat auf. Kurz, der individuelle Instinkt kann in dieser Sache, für so überwältigend er von den Gedanken-

*) Die Rolle, die der Lüstling in der Entwicklung spielt, wird dieselbe sein wie die, die der Schlemmer jetzt schon spielt. Der Schlemmer wird sich als der Mann mit dem stärksten Nahrungstrieb immer mehr Mühe geben als seine Mitmenschen, sich Nahrung zu verschaffen. Wenn die Nahrung so schwer zu erlangen sein wird, daß nur große Anstrengungen eine genügende Zufuhr sichern können, so wird der Appetit des Schlemmers seine Schlauheit und seinen Unternehmungsgeist aufs Äußerste entwickeln und er wird nicht nur der bestgenährte, sondern auch der tüchtigste Mann in der Gesellschaft sein. Aber unter gastlichen Himmelsstrichen oder dort, wo die soziale Organisation der Nahrungszufuhr es einem Manne leicht macht, sich zu überessen, ißt sich der Schlemmer krank und schließlich zu Tode. Alle anderen Lüstlinge gedeihen auf die gleiche Weise und gehen auf die gleiche Weise zu grunde; und deshalb bedeutet das Überleben der Tauglichsten schließlich das Überleben der Selbstbeherrschten, weil sie allein sich der beständigen Verschiebung der Verhältnisse, die durch den Fortschritt der Industrie hervorgerufen werden, anpassen können.

losen auch gehalten wird, wirklich am Ende beiseite gelassen werden.

Das politische Bedürfnis nach dem Übermenschen

Das Bedürfnis nach dem Übermenschen ist, vom wichtigsten Gesichtspunkte aus gesehen, ein politisches. Wir sind durch das Fehlschlagen aller „Entweder-Oder-Systeme" der proletarischen Demokratie in die Arme getrieben worden; denn jene Systeme beruhten auf der vorausgesetzten Existenz der Übermenschen, die wie Despoten oder Oligarchen fungieren sollten; und diese Übermenschen erschienen nicht nur nicht immer im richtigen Augenblicke, oder in einer wählbaren sozialen Stellung, sondern wenn sie auftraten, konnten sie — ausgenommen eine kurze Zeit lang und durch moralisch selbstmörderische Zwangsmethoden — denen, die sie beherrschten, nicht Übermenschlichkeit auferlegen. Deshalb hat die Regierung durch bloße Kraft der „menschlichen Natur" mit Zustimmung der Regierten den alten Plan, die Bürger zu regieren, wie Volksschulknaben regiert werden, aufgegeben.

Nun müssen wir noch den Mann betrachten, der bei einiger praktischer Erfahrung in der proletarischen Demokratie, einigen Glauben an ihre Fähigkeit besitzt, große politische Probleme zu lösen oder auch nur gewöhnliche Kirchspielgeschäfte vernünftig und ökonomisch zu verrichten.

Nur unter despotischen Regierungsformen und Oli-

garchieen hat sich der Radikalglaube an das „allgemeine Stimmrecht" als politisches Universalmittel herausgebildet. Er geht in dem Augenblicke verloren, wo dieses dem praktischen Versuche ausgesetzt wird, weil die Demokratie sich nicht über das Niveau des Menschenmaterials erheben kann, aus dem ihre Wahlmänner gemacht sind. Die Schweiz scheint glücklich im Vergleiche zu Rußland; aber wenn Rußland so klein wäre wie die Schweiz und seine sozialen Probleme in derselben Weise durch uneinnehmbare natürliche Befestigung vereinfacht hätte und durch eine Bevölkerung, die infolge der Mannigfaltigkeit und Innigkeit des internationalen Verkehrs verfeinert ist, so würde einem die Wahl zwischen ihnen weh tun. Jedenfalls sind die in Wahrheit unter Protektorat lebenden demokratischen Republiken Australien und Kanada, und die eingestandenermaßen unabhängigen demokratischen Republiken Frankreich und die Vereinigten Staaten, weder gesund noch wohlhabend noch weise; und es würde noch schlimmer um sie bestellt sein, wenn ihre Volksminister nicht in der Kunst, dem Volksenthusiasmus nachzulaufen und die Volksunwissenheit auszunützen, bewandert wären. Der Politiker, der einstmals zu lernen hatte, wie man Königen schmeichelt, muß jetzt lernen, wie man die Phantasie der Wähler bezaubert, unterhält, bestrickt, beschwindelt, erschreckt oder sonst irgendwie verblüfft; und obgleich es in den aufgeklärten modernen Staaten, wo der Hand-

werker gebildeter ist als der König, eines viel größeren Mannes bedarf, weil es viel schwerer ist, ein erfolgreicher Demagoge als ein guter Höfling zu sein, so ist doch derjenige, der an den Volksüberzeugungen mit wunderbarer Kraft festhält der Mann des Pöbels, während der schwächere Skeptiker, der sich vorsichtig dem nächsten Jahrhundert entgegentastet, keine Aussicht auf Erfolg hat, außer wenn er auch zufällig das spezifisch artistische Talent des Marktschreiers hat, in welchem Falle er die Stimmen als Marktschreier und nicht als Reformator gewinnt. Folglich stereotypiert der Demagoge, obgleich er vorgibt (und seinen Zweck verfehlt), die Dinge im Interesse der Majorität der Wähler besser vorwärts zu bringen, dennoch die Mittelmäßigkeit, organisiert die Unduldsamkeit, verunglimpft die Entfaltung außergewöhnlicher Eigenschaften und verherrlicht auffallende Schaustellungen der gewöhnlichen. Er führt eine kleine Arbeit gut aus und gräbt sich mühsam mit schönen Phrasen durch eine große. Wenn eine große politische Bewegung stattfindet, wird sie nicht bewußt geführt oder organisiert; das unbewußte Selbst der Menschheit bricht sich Bahn, wie ein Elefant durch ein Dschungel bricht; und die Politiker halten Reden über das, was gerade in einem Prozesse vorfällt, den sie in der besten Absicht mit ihrer ganzen Macht zu hemmen suchen. Schließlich, wenn die soziale Anhäufung an einem Punkte ankommt, der die internationale

Organisation erheischt, noch ehe die Demagogen und Wähler gelernt haben, wie man auch nur eine Landgemeinde ordentlich verwaltet, (geschweige denn, wie man Konstantionpel internationalisiert), so geht die ganze Politik in Trümmer, und sogleich haben wir Ruinen von Reichen vor uns, Neu-Seeländer, die auf einem gebrochenen Pfeiler der London-Bridge sitzen und so weiter.

Diese schon des öfteren wiedergekehrte Katastrophe wird sich gewiß abermals wiederholen, falls wir nicht eine Demokratie von Übermenschen werden erzielen können; und die Erzeugung einer solchen Demokratie ist der einzige Wechsel, der vielversprechend genug ist, um uns für die Anstrengung zu kräftigen, die eine Revolution erfordern wird.

Die erklärte Prüderie

Warum die Bienen ihre Mütter verwöhnen sollen, während wir nur unsere Opernprimadonnen verwöhnen, ist eine Frage, die des Nachdenkens wert ist. Unsere Auffassung von der Behandlung einer Mutter besteht nicht etwa darin, daß wir ihren Nahrungsvorrat erhöhen, sondern wir verkürzen ihn, indem wir ihr verbieten, einen Monat nach ihrer Niederkunft in einer Fabrik zu arbeiten. Alles, was die Geburt zu einem Unglück für die Eltern und zu einer Gefahr für die Mutter machen kann, wird gewissenhaft getan. Als ein großer französischer Schriftsteller, Emile Zola, durch die Unfrucht-

barkeit seiner Nation beunruhigt, ein beredtes und mächtiges Buch schrieb, um das Ansehen der Elternschaft wieder herzustellen, gelangte man in England sofort zu der Überzeugung, daß ein Werk dieser Art, mit einem Titel wie „Fécondité“ zu abscheulich wäre, um der Übersetzung wert zu sein, und daß jeder Versuch, die Beziehungen der Geschlechter von irgend einem anderen als dem sinnlichen oder romantischen Gesichtspunkte aus zu betrachten, strenge unterdrückt werden müsse. Wenn diese Annahme nun wirklich in der öffentlichen Meinung begründet wäre, so würde sie einen Zustand des Ekels und des Grolles gegen eine Lebenskraft andeuten, der nur in einer angekränkelten und dem Tode geweihten Gemeinschaft, in der Ibsens Hedda Gabler der Typus des Weibes sein müßte, entstehen kann. Aber es fehlt jede wesentliche Begründung für diese Annahme. Die Prüderie der Zeitungen ist wie die Prüderie bei Tisch nur eine Folge der Erziehung und der Schwierigkeit der Sprache. Man lehrt uns nicht, über diese Themen anständig zu denken, folglich fehlt uns auch jede Ausdrucksweise — außer einer unanständigen — für sie. Wir müssen sie deshalb für unpassend zur öffentlichen Besprechung erklären, weil die einzigen Ausdrücke, in denen wir die Besprechung führen könnten, für den öffentlichen Gebrauch unschicklich sind. Die Physiologen, die ein technisches Wörterverzeichnis zu ihrer Verfügung haben, finden keine Schwierigkeit darin, und Meister

der Sprache, die anständig denken, können volkstümliche Romane wie Zolas „Fécondité“ oder Tolstois „Auferstehung“ schreiben, ohne Lesern, die auch anständig denken können, das geringste Ärgernis zu bereiten. Aber der moderne Dutzendjournalist, der solche Dinge niemals anders als in unflätiger Weise besprochen hat, kann zu einem Ehescheidungsfall keinen einfachen Kommentar schreiben, ohne sich eine bewußte Schändlichkeit oder einen versteckten Witz zu leisten, die es unmöglich machen, seinen Kommentar in Gesellschaft vorzulesen. Alle Zotenreißerei und Prüderie — sie sind identisch — bedeutet indessen nicht, daß die Menschen keine anständigen Gefühle über diese Gegenstände haben: im Gegenteil, gerade die Tiefe und der Ernst unserer Gefühle machen seine Entweihung durch eine gemeine Ausdrucksweise und derbe Scherze doppelt unerträglich; so daß wir endlich nicht vertragen, daß überhaupt von solchen Dingen gesprochen werde, weil nur einer unter Tausenden davon sprechen kann, ohne unsere Selbstachtung, und insbesondere die Selbstachtung der Frauen zu verletzen. Nun füge man zu den Abscheulichkeiten der Volkssprache noch die Abscheulichkeiten der Volksarmut hinzu. In dichten Bevölkerungen macht die Armut die Reinlichkeit unmöglich; und ohne Reinlichkeit werden viele natürliche Situationen des Lebens widerlich und ungesund, und die Folge davon ist, daß schließlich die Unsauberkeit im Vereine mit diesen

natürlichen Situationen so überwältigend widerwärtig wird, daß unter zivilisierten Menschen: das heißt unter den Menschen, die in den Labyrinthen von schmutzigen Gäßchen zusammengepfercht sind, die wir Städte nennen — das leibliche Leben zumeist als ein lasterhaftes Geheimnis behütet werden muß, dessen man niemand gegenüber als dem Arzte in den dringendsten Fällen Erwähnung tut; und Hedda Gabler erschießt sich, weil die Mutterschaft einer feinen Dame so unwürdig ist. Kurz, die allgemeine Prüderei ist bloß eine Begleiterscheinung des allgemeinen Unflates; die Themen, die sie in Acht und Bann tut, bleiben aber trotzdem die interessantesten und ernstesten Themen.

Der Fortschritt: eine Illusion

Unglücklicherweise werden die ernstesten Menschen durch die Illusion des Fortschrittes aus der Evolutionsbahn gedrängt. Jeder Sozialist wird uns leicht davon überzeugen können, daß der Unterschied zwischen dem Menschen, wie er ist, und dem Menschen, wie er werden könnte, ohne weitere Entwicklung, unter tausendjährigen Bedingungen der Ernährung, des Milieus und der Zucht, ganz ungeheuer ist. Er kann zeigen, daß die Ungerechtigkeit und die ungerechte Verteilung des Wohlstandes und der Arbeitszuweisung die Folge eines unwissenschaftlichen ökonomischen Systems sind, und daß der Mensch, so fehlerhaft er ist, doch ebenso-

wenig beabsichtigte, eine so geordnete Unordnung herbeizuführen, wie eine Motte, wenn sie in eine Kerzenflamme fliegt, zu verbrennen beabsichtigt. Er kann zeigen, daß der Unterschied zwischen der Anmut und Stärke eines Akrobaten und dem gekrümmten Rücken des rheumatischen Feldarbeiters durch die Verhältnisse und nicht durch die Natur hervorgerufen wurde. Er kann zeigen, daß viele der abscheulichsten menschlichen Laster nicht ursprünglich eingewurzelte, sondern bloße Rückwirkungen unserer Institutionen gerade auf unsere Tugenden sind. Der Anarchist, das Mitglied der Fabian Society, das Mitglied der Heilsarmee, der Vegetarier, der Arzt, der Rechtsanwalt, der Pfarrer, der Professor der Ethik, der Turner, der Soldat, der Sportsmann, der Erfinder, der Verfasser politischer Programme, alle haben die Absicht, uns zu bessern; und fast alle ihre Heilmittel sind physisch möglich und auf zugestandene Übel gerichtet. Für sie ist die Grenze des Fortschrittes schlimmstenfalls die vollständige Durchführung aller angedeuteten Reformen und das Erheben aller Menschen zu dem Standpunkte, der bereits von den geistig und körperlich Bestgenährten und Meistgebildeten eingenommen wird.

Hier also ist, wie sie alle glauben, ein ungeheures Arbeitsfeld für den Reformator. Hier sind viele edle Ziele, erreichbar auf vielen jener zu dem Berge „Schwierigkeit" heranführenden Pfade, den große

Geister gerne emporsteigen. Unglücklicherweise wird dieser Berg niemals von einem Menschen, wie wir ihn kennen, erklommen werden. Man braucht nicht zu leugnen, daß, wenn wir alle auf dem Wege, den die Reformatoren weisen, wacker dem Ziele entgegenstrebten, wir die Welt ungemein verbessern würden. Aber darauf ist nicht mehr Hoffnung zu setzen als auf die ebenso einleuchtende Versicherung, daß wir alle Lerchen fangen werden, falls einmal der Himmel einstürzt! Wir werden jene Pfade nicht betreten; wir haben nicht genug Energie dazu. Wir sehnen das Ziel nicht genug herbei; ja in den meisten Fällen wünschen wir es gar nicht ernstlich. Man frage jeden erstbesten Menschen, ob er gerne ein besserer Mensch wäre; und er wird ungemein ethisch „ja" sagen. Man frage ihn, ob er gerne eine Million haben möchte; und er wird auch ungemein aufrichtig „ja" sagen. Aber der fromme Bürger, der gerne ein besserer Mensch wäre, fährt fort, sich genau so zu betragen wie vorher. Und der Vagabund, der gerne die Million haben möchte, nimmt sich nicht die Mühe, zehn Schillinge zu verdienen. Eine Unmenge von Männern und Frauen, die alle erpicht darauf sind, ein Legat in der Höhe einer Million zu empfangen, leben und sterben, ohne je fünf Pfund auf einmal besessen zu haben, während Bettler in Lumpen auf Matratzen gestorben sind, die mit Gold vollgestopft waren, das sie aufgestapelt hatten, weil sie es heftig genug wünsch-

ten, so daß sie die nötige Kraft aufzubringen vermochten, es zu erwerben und zu bewahren. Die Ökonomen, die herausfanden, daß der Bedarf auch die Mittel ihn zu decken, herbeischafft, mußten den Satz bald auf „tatsächlichen Bedarf" einschränken, der sich schließlich bei genauerer Betrachtung als nichts weiter denn die Mittel selbst erwies. Und dies gilt von der Politik und der Moral wie von allen anderen Fächern: die wirklichen Mittel sind das Maß des wirklichen Bedarfes, und die bloßen Bestrebungen und Versicherungen führen zu nichts. Keine Gemeinschaft ist noch je über die ersten Phasen hinausgekommen, in denen ihre Streitsucht und ihr Fanatismus sie befähigten, eine Nation zu gründen, und ihre Habsucht, eine kommerzielle Zivilisation zu bilden und zu entfalten. Selbst diese Stadien sind niemals durch den Gemeinsinn, sondern immer durch unduldsamen Eigensinn und rohe Gewalt erreicht worden. Man nehme die Reform-Bill vom Jahre 1832 als Beispiel eines Konfliktes zwischen zwei Gruppen gebildeter Engländer betreffs einer politischen Maßregel an, die so offenbar notwendig und unvermeidlich war, als es eine politische Maßregel nur jemals gewesen ist oder wahrscheinlich nur jemals wieder sein wird. Sie ging nicht durch, ehe nicht die Herren von Birmingham Anstalten getroffen hatten, den Herren der Gemeinde von St. James in vorschriftsmäßiger militärischer Form die Hälse abzuschneiden. Sie würde bis heute nicht

durchgebracht worden sein, wenn keine Gewalt dahintergestanden hätte als die Logik und das öffentliche Gewissen der Utilitarier. Ein despotischer Herrscher mit so viel gesundem Menschenverstand, wie Königin Elisabeth ihn hatte, würde mehr geleistet haben als die Bande erwachsener Eton-Schüler, die uns damals durch ein Privilegium regierten und die, seit der Einführung des — praktisch genommen — allgemeinen Stimmrechtes der Männer im Jahre 1834, uns nach den Wünschen der proletarischen Demokratie regiert.

Gegenwärtig haben wir an Stelle der Utilitarier die Fabier mit ihrer friedlichen, konstitutionellen, moralischen, ökonomischen Sozialpolitik, die zu der Verwirklichung ihrer farblosen und wohlwollenden Pläne nichts brauchen, als daß die Engländer sie verstehen und billigen. Aber warum spricht man von den Fabiern gut in Kreisen, wo vor dreißig Jahren das Wort Sozialist als gleichbedeutend mit Halsabschneider und Mordbrenner aufgefaßt wurde? Nicht etwa, weil die Engländer auch nur die leiseste Absicht haben, die Politik der Fabier zu studieren oder anzunehmen, sondern weil sie glauben, daß die Fabier durch Ausmerzung des Einschüchterungselementes aus der sozialistischen Bewegung, der aufrührerischen Armut die Zähne ausgebrochen und die bestehende Ordnung vor der einzigen Angriffsweise gerettet haben, die sie wirklich fürchten. Wenn die Nation die Politik der Fabier annähme, so würde

sie selbstverständlich genau so durch rohe Gewalt durchgesetzt werden, wie unser jetziges Eigentumssystem. Sie würde zum Gesetze werden; und diejenigen, die sich gegen sie auflehnten, würden mit Geldstrafen belegt werden, ihr Eigentum würde zwangsweise verkauft werden, sie würden von Polizeimännern auf den Kopf geschlagen, ins Gefängnis geworfen und in letzter Instanz hingerichtet werden, genau so wie es ihnen jetzt ergeht, wenn sie das herrschende Gesetz übertreten. Aber da unsere besitzende Klasse nicht fürchtet, daß diese Umwandlung stattfinden könnte — wogegen sie vereinzelt auftretende Halsabschneider und Pulververschwörungen befürchtet und mit aller Macht die Tatsache zu verbergen strebt, daß zwischen den Methoden, durch die sie ihre Eigentumsrechte geltend macht, und der Methode, durch die der Dynamitheld seine Auffassung der natürlichen Menschenrechte verteidigt, gar kein moralischer Unterschied besteht — wird die Fabian Society gestreichelt und liebkost, genau so wie die christlich-soziale Union, während der Sozialist, der schlicht herausſagt, daß eine soziale Revolution nur so gemacht werden kann, wie alle anderen Revolutionen gemacht worden sind — nämlich dadurch, daß die Leute, die sie wollen, jene Leute, die sie nicht wollen, töten, zwingen und einschüchtern — als ein Volksverführer denunziert und mit Zwangsarbeit bestraft wird, damit er erfahre, wie viel Aufrichtigkeit in dem

Einwande seiner Verfolger gegen die physische Gewalt liegt.

Sollen wir also die Methoden der Fabier verwerfen und zu denen der Barrikadenbauer zurückgreifen, oder die des Dynamithelden und des Meuchelmörders annehmen? Im Gegenteil, wir sollen zu der Erkenntnis kommen, daß beide durchaus wertlos sind. Es scheint, daß der Dynamitheld leider zu der Behauptung berechtigt ist, daß niemals einer anderen als der physischen Kraft Zugeständnisse gemacht worden sind. Hat Gladstone die Entstaatlichung der irländischen Kirche dem Geiste des Liberalismus bewilligt oder der Explosion, die das Gefängnis von Clerkenwell demolierte? — Gut, wir brauchen das nicht töricht und blöde in Abrede zu stellen. Es sei vollkommen zugegeben. Wir wollen ferner zugestehen, daß dies alles in der Natur der Dinge liegt; daß der eifrigste Sozialist, wenn er Eigentum besitzt, durchaus nicht anders handeln kann als die konservativen Grundbesitzer, solange das Eigentum nicht mit Gewalt von der ganzen Nation abgeschafft worden ist; ja sogar, daß geheime Stimmgebung und die parlamentarischen Abstimmungen trotz ihrer hohlen Debattenzeremonie sich von blutigen Schlachten nur so unterscheiden, wie das unblutige Sichergeben einer durch die Übermacht erdrückten Streitkraft auf dem Schlachtfelde sich von Waterloo oder Trafalgar unterscheidet. Ich mache alle diese Zugeständnisse dem Fenier zum

Geschenk, der von gedankenlosen Irländern in Amerika Geld sammelt, um Dublin Castle in die Luft zu sprengen, dem Detektiv, der unbesonnene junge Arbeiter überredet, beim erstbesten Eisenwarenhändler Bomben zu bestellen, und sie dann der Zuchthausstrafe überantwortet, ferner unseren Armee- und Marinebefehlshabern, die, durch recht viel Lyddit unterstützt, nicht an Predigten, sondern an ein Ultimatum glauben; und im allgemeinen allen, die es angehen mag. Aber wozu nützt es, wenn man das Verfahren der Rücksichtslosen und Blutdürstigen an Stelle des Verfahrens der Vorsichtigen und Humanen setzt? Steht es um England seit der Zerstörung des Gefängnisses von Clerkenwell besser, oder um Irland seit der Entstaatlichung der irländischen Kirche? Ist der geringste Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Nation, die sich blöderweise durch Karl und Laud und Strafford einschüchtern ließ, dadurch etwas gewann, daß sie später noch blöder war und ein paar energischen Puritanern, die durch die Meisterwerke der jüdischen aufrührerischen Literatur entflammt waren, gestattete, den Genannten die Köpfe vor die Füße zu legen?

Nehmen wir an, die Pulververschwörung wäre gelungen und eine Fawkes-Dynastie hätte beständig auf dem Throne gesessen; würde das für den jetzigen Zustand der Nation irgend einen Unterschied bedeutet haben? Die Guillotine wurde in Frankreich bis zur Grenze der menschlichen Geduld sowohl für

Girondisten, als auch für Jakobiner angewendet. Fouquier Tinville folgte Maria Antoinette auf dem Schafott; und Maria Antoinette hätte die Menge ebenso bitter fragen können wie Fouquier sie gefragt hat, ob sie nun endlich billigeres Brot bekommen wird, wenn man ihr erst den Kopf abgeschlagen haben wird. Und was ist dabei herausgekommen? Das kaiserliche Frankreich der Familie Rougon-Macquart und das republikanische Frankreich mit dem Panama-Skandal und der Affäre Dreyfus. Lohnte dieser Unterschied das Köpfen all der unglücklichen Damen und Herren, so unnütz und mutwillig viele von ihnen auch waren? Würde ein vernünftiger Mensch auch nur eine Maus köpfen, um ein solches Resultat zustande zu bringen? Wendet euch nach dem republikanischen Amerika! Amerika hat keine Sternkammer und keine feudalen Barone. Aber es hat Trusts; und es hat Millionäre, deren Fabriken von elektrischen Drähten eingezäunt und von Pinkerton-Polizisten mit Magazingewehren verteidigt, aus Reginald Front de Boeuf einen Radikalen gemacht haben würden. Hätten Washington oder Franklin für die Sache der Unabhängigkeit Amerikas auch nur einen Finger gerührt, wenn sie ihre Verwirklichung geahnt hätten? Nein: was Cäsar, Cromwell und Napoleon, trotz all der physischen Kraft und dem moralischen Ansehen des Staates in ihren mächtigen Händen, nicht vollbringen konnten, das kann nicht von schwärme-

rischen Verbrechern und Verrückten vollbracht werden. Selbst die Juden, die von Moses bis zu Marx und Lassalle alle Revolutionen angeregt haben, mußten einsehen lernen, daß am Ende der Hund doch zu seinem Auswurf, und die gewaschene Sau zum Kote zurückkehrt; und wir können uns ebensogut mit dem Gedanken abfinden, daß der Mensch zu seinen Götzen und seinen Begierden, trotz aller „Bewegungen" und aller „Revolutionen", solange zurückkehren wird, bis seine Natur sich verändert haben wird. Bis dahin bleiben seine ersten Erfolge beim Aufbau kommerzieller Zivilisation: (und was sind das für Zivilisationen, du lieber Himmel!) nur Vorbereitungen zu dem unvermeidlichen späteren Stadium, das uns jetzt bedroht. Das Stadium, in dem die Leidenschaften, welche die Zivilisation geschaffen haben, verhängnisvoll statt produktiv werden, genau so wie gerade die Eigenschaften, die den Löwen zum König der Wüste machen, seine Vernichtung mit Sicherheit zur Folge haben, sobald er in eine Stadt eindringt. Nichts kann also die Gesellschaft retten als der klare Kopf und der weite Zweck: Krieg und Wettbewerb, mächtige Hilfsmittel der Zuchtwahl und Entwicklung in der einen Epoche, werden zu verderblichen Werkzeugen der Entartung in der nächsten. Bei der Zucht von Tieren und Pflanzen fallen Spielarten, die sich durch Zuchtwahl viele Generationen hindurch gebildet haben, plötzlich wieder während einer oder

zweier Generationen, in denen die Zuchtwahl aufhört, in den Urtypus zurück; auf die gleiche Art stürzt eine Generation, in der frische Kampflust und Habgier als auswählende Kräfte zu wirken aufgehört und statt dessen zu hemmen und zu zerstören begonnen haben, mit einer Plötzlichkeit in ihren Anfangszustand zurück, die den aufmerksamen Beobachter mit Bestürzung zu sehen befähigt, wie der Schritt vieler Jahrhunderte nach aufwärts in einem einzigen Menschenalter wieder zurückgetan ist. Das ist oft vorgekommen, selbst innerhalb des Zeitraumes, den die Geschichte umfaßt; und in jedem Falle ist der Wendepunkt erreicht worden, lange vor der Erreichung oder selbst nur von der allgemeinen schriftlichen Befürwortung des Erhebens der Massen zum höchsten Niveau, das die bestgenährten und -gebildeten normalen Individuen erreichen können.
Wir müssen daher die Idee freimütig aufgeben, daß der Mensch, wie er ist, eines absoluten Fortschrittes fähig sei. Es wird immer eine Illusion des Fortschrittes geben, weil, wo immer wir uns eines Übels bewußt sind, wir diesem abzuhelfen trachten und uns deshalb selbst immer im Fortschritt begriffen erscheinen, wobei wir vergessen, daß die meisten Übel, die wir sehen, die schließlich akut gewordenen Wirkungen lange unbeachteter Rückschritte sind, daß unsere schlichtenden Heilmittel selten den verlorenen Grund vollständig wiedergewinnen und, vor allem, daß nach den Grundsätzen, nach denen wir degene-

rieren, das Gute in unseren Augen schlecht geworden ist und im Namen des Fortschrittes vernichtet wird, genau so, wie das Böse vernichtet und durch das Gute nach den Grundsätzen, nach denen wir uns entwickeln, ersetzt wird. Das ist wirklich die Illusion der Illusionen; denn sie gibt uns die untrügliche und erschreckende Versicherung, daß, wenn unser politischer Ruin kommen soll, er durch eifrige Reformatoren herbeigeführt und durch begeisterte Patrioten gefördert werden wird, als durch eine Reihe notwendiger Etappen zu unserem Fortschritte. Dann soll der Reformator, der Fortschrittler, der Verbesserer sich noch einmal umblicken mit seinen ewigen „Wenn und Aber", die niemals Hand und Fuß bekommen. Solange der Mensch bleibt, was er ist, kann es keinen Fortschritt über den Punkt hinaus geben, den er bereits erreicht hat und von dem er bei jedem Versuche der Zivilisation kopfüber abstürzt; und da selbst dieser Punkt bloß ein Gipfel ist, an den sich ein paar Leute in schwindelndem Grausen über einem Abgrund voller Unflat klammern, sollte der bloße Fortschritt uns nicht länger locken und betören.

Der Dünkel der Zivilisation

Am Ende gehört gar nicht so viel Scharfsinn dazu, die Illusion des Fortschrittes zu haben. Wir lesen die Satiren der Zeitgenossen unserer Väter; und wir nehmen an (gewöhnlich ganz mit Unrecht), daß

die Mißbräuche, die sie bloßstellen, der Vergangenheit angehören. Wir sehen auch, daß die Reformen der schreienden Übel oft durch die teilweise Verschiebung der politischen Macht von den Bedrückern auf die Bedrückten hervorgerufen werden. Die Liberalen votieren für den armen Mann in der Hoffnung, er werde dann seine Stimme seinen Befreiern schenken. Die Hoffnung wird nicht erfüllt, aber die lebenslängliche Haft der armen Schlucker wegen Schulden wird abgeschaft; die „Factory acts" werden durchgebracht und lindern das Arbeiten zu Hungerlöhnen; der Schulbesuch wird freigegeben und obligatorisch; die sanitätspolizeilichen Ortsstatuten werden vermehrt; es werden öffentlich Schritte getan, die Massen anständig zu beherbergen; die Barfüßigen bekommen Stiefel, zerlumpte Bettler werden selten; und Badestuben und Klaviere, fesche Sommeranzüge und gestärkte Halskragen kommen auf viele, die ehemals in Moleskinröcken mit getupftem Halstuch als ungewaschener „Pöbel" die Maultrommel oder die Ziehharmonika spielten. Einige von diesen Veränderungen bedeuten Gewinn, andere Verlust. Einige sind gar keine Veränderungen; es sind nur Veränderungen durch das Geld. Dennoch erzeugen sie die Illusion des rastlosen Fortschrittes, und das Lesepublikum folgert daraus, daß die Übelstände der frühen viktorianischen Periode nur mehr in den unterhaltenden Spalten der Novellen von Dickens bestehen. Aber sobald wir eine Reform

suchen, die ein Verdienst des Charakters und nicht des Geldes, der Regierungskunst und nicht des Interesses oder des Aufruhrs ist, so werden wir enttäuscht. Zum Beispiel erinnerten wir uns der Mißwirtschaft und der Unzulänglichkeit, die der Krim-Krieg enthüllte, als einer abgetanen Periode, bis der südafrikanische Krieg uns zeigte, daß die Nation und das Kriegsministerium — gleich jenen armen Bourbonen, die für ein allgemein verbreitetes charakteristisches Merkmal so unverschämt getadelt worden waren — nichts zugelernt und nichts vergessen hatten. Kaum hatten wir uns von der fruchtlosen Erbitterung über diese Entdeckung erholt, als uns zu Ohren kam, daß die Offiziersmesse unseres auserlesensten Regimentes einen Geißelklub in sich schließe, dem der älteste Subalternoffizier als Vorstand angehörte. Diese Entdeckung rief einigen Ekel über die Einzelheiten dieser bubenhaften Ausschweifung hervor, ohne daß der augenscheinliche Mangel jedes Begriffes von Mannesehre und -tugend, von persönlichem Mute und Selbstachtung in der ersten Reihe unserer Kavaliere sonderlich überrascht hätte. Wir hatten angenommen, daß die Sykophantie und die Götzendienerei in Zivilangelegenheiten, die Karl I. ermutigt hatten, den Aufstand der Puritaner im siebzehnten Jahrhundert zu unterschätzen, längst überholt wären; aber sie bedurften nur günstiger Umstände, um wieder aufzuleben und mit erhöhter Mißachtung für ihre eingebüßte Ehrfurcht zu ent-

schädigen. Wir sind wieder in Debatten über Transsubstantiation geraten, gerade in dem Augenblicke, wo die Entdeckung der großen Vorherrschaft der Theophagie als Stammessitte uns der letzten Ausflucht für den Glauben beraubt hat, daß unsere offiziellen religiösen Riten in wesentlichen Punkten von denen der Barbaren abweichen. Die christliche Doktrin von der Nutzlosigkeit der Strafe und der Gottlosigkeit der Rache hat trotz ihrer einfachen Vernünftigkeit nicht einen einzigen Menschen unter allen Nationen bekehrt; das Christentum bedeutet den Massen nichts als eine sensationelle öffentliche Exekution, die zur Entschuldigung für andere Exekutionen vollzogen wird. Im Namen des Christentums stehlen wir minutenweise zehn Jahre aus dem Leben eines Diebes in der schleichenden Trostlosigkeit und Erniedrigung der modernen, reformierten Gefängnisse und mit ebensowenig Gewissensbissen, wie Laud und seine Sternkammer Bastwicks und Burtons Ohren abgeschnitten haben. Wir exhumierten und verstümmelten jüngst die sterblichen Überreste des Mahdi genau so, wie wir die Gebeine Cromwells vor zwei Jahrhunderten ausgegraben und verstümmelt haben. Wir haben die Enthauptung der chinesischen Boxer-Prinzen verlangt, wie jeder Tartar es getan haben würde, und unsere Armee- und Marine-Expeditionen, die den Zweck haben zu morden, zu verbrennen und Volksstämme und Dörfer zu zerstören, weil man einen Engländer

durch einen Schlag auf den Kopf getötet hat, gehören so selbstverständlich zu unserer imperialistischen Gepflogenheit, daß das letzte Dutzend dieser Streifzüge nicht einmal so viel Mitleid hervorgerufen hat, als man bei jedem Verbrecher voraussetzen darf. Die gerichtliche Anwendung der Tortur, um Geständnisse zu erpressen, gilt als Überbleibsel aus dem dunklen Mittelalter; aber während ich diese Zeilen niederschrieb, hatte ein englischer Richter einen Falschmünzer zu zwanzig Jahren Zuchthausstrafe mit der offenen Erklärung verurteilt, er werde das Urteil ungekürzt vollstrecken lassen, falls der Verbrecher nicht gestehe, wo er die gefälschten Noten versteckt habe. Und keine wie immer geartete Bemerkung fällt darüber oder über ein Telegramm vom Kriegsschauplatze in Somaliland, das erwähnt, wie eine bestimmte Auskunft von einem Gefangenen „unter Strafandrohung" gegeben worden ist. Selbst wenn diese Berichte falsch wären, beweist schon allein die Tatsache, daß sie als Hinweis auf einen natürlichen und richtigen Vorgang der öffentlichen Verwaltung ohne Protest hingenommen werden, daß wir noch immer genau so bereit sind, unsere Zuflucht zur Tortur zu nehmen, wie Bacon es war. Was rachsüchtige Grausamkeit anbetrifft, so verriet ein Fall im südafrikanischen Krieg, wo die Angehörigen und Freunde eines Gefangenen gezwungen wurden, seiner Hinrichtung beizuwohnen, eine Niedrigkeit des Gemütes und Charakters, die uns kaum noch das

Recht gibt, uns etwas auf unsere Überlegenheit über Eduard III. (bei der Übergabe von Calais) zugute zu tun. Und der demokratische amerikanische Offizier huldigte der Tortur auf den Philippinen genau so, wie der aristokratische englische Offizier es in Süd-Afrika tat. Die Zwischenfälle bei der Invasion Afrikas durch die Weißen auf der Suche nach Elfenbein, Gold, Diamanten und Genüssen haben bewiesen, daß der moderne Europäer noch dasselbe Raubtier ist, das ehemals zur Eroberung neuer Welten unter Alexander, Antonius und Pizarro ausgezogen war. Die Parlamente und Gemeinderäte sind genau das geblieben, was sie waren, als Cromwell sie unterdrückte und Dickens sie verspottete. Der demokratische Politiker blieb genau so wie Plato ihn beschrieb; der Arzt ist noch immer der leichtgläubige Betrüger und unverschämte wissenschaftliche Hanswurst, den Molière lächerlich gemacht hat; der Schullehrer ist bestenfalls ein pedantischer Kinderdrillmeister und schlimmstenfalls ein Prügelnarr geblieben; schiedsrichterliche Entscheidungen werden von ehrlichen Leuten mehr gefürchtet als Prozesse; der Philanthrop schmarotzt noch immer auf Kosten des Elends wie der Arzt auf Kosten der Krankheit; die Wundertaten der Pfaffenlist sind nicht weniger schwindelhaft und boshaft, weil sie jetzt wissenschaftliche Experimente genannt und von Professoren durchgeführt werden; die Hexenkünste in der modernen Form patentierter Medizinen und prophylak-

tischer Impfungen nehmen überhand; der Gutsbesitzer, der nicht mehr mächtig genug ist, um eine rhampsinitische Falle zu legen, verbessert sie durch einen mit Widerhaken versehenen Draht; der moderne Kavalier, der zu faul ist, sein Gesicht als Symbol der Tapferkeit mit Zinnober zu beschmieren, läßt sein Hemd von einer Wäscherin als Symbol der Reinlichkeit mit Stärke beschmieren. Wir schütteln den Kopf über den Schmutz des Mittelalters in Städten, die Ruß und Unreinlichkeit verdunkeln; Weihwasser als Disinfektionsfluidium wird mehr denn je benützt, und man glaubt fester denn je daran. Autoritäten der öffentlichen Gesundheitspflege führen absichtlich Beschwörungen mit brennendem Schwefel durch (die, wie sie wissen, nutzlos sind), weil die Leute so fromm daran glauben, wie der italienische Bauer an die Flüssigmachung des Blutes des heiligen Januarius glaubt; und die direkte öffentliche Lüge hat riesenhafte Dimensionen angenommen, weil in dieser Hinsicht kein Unterschied besteht zwischen dem Taschendieb auf der Polizeiwache und dem Minister auf der Ministerbank, zwischen dem Verleger in der Zeitungsredaktion und dem Stadtmagnaten, der Bicyclereifen annonciert, die nicht ausrutschen, und zwischen dem Geistlichen, der die neununddreißig Artikel unterzeichnet, und dem Vivisektor, der seine ritterliche Ehre dafür verpfändet, daß ein Tier, das im physiologischen Laboratorium operiert wird, nicht den geringsten Schmerz leidet.

Die Heuchelei hat ihren Höhepunkt erreicht; denn wir verfolgen die Menschen nicht nur abergläubisch — fromm und aufrichtig, im Namen der heilmittelverschleißenden Hexerei, an die wir glauben, sondern auch gefühlloserweise und heuchlerisch im Namen des evangelischen Glaubensbekenntnisses, während unsere Herrscher heimlich darüber lächeln, wie die italischen Patrizier des fünften Jahrhunderts heimlich über Jupiter und Venus gelächelt haben. Der Sport ist geblieben, was er immer gewesen ist: eine grausame Aufregung; der Trieb zum Morden ist allgemein; und es werden ringsum im Lande Museen errichtet, die kleine Kinder und ältliche Herren aneifern sollen, Sammlungen von in Alkohol konservierten Kadavern zu machen und Vogeleier zu stehlen und sie aufzubewahren, wie die roten Indianer Skalpe aufzubewahren pflegten. Unterwerfung durch die Peitsche ist einem Engländer so natürlich, wie es die Auspeitschung des Rechabeam dem Salomo gewesen ist. Ja, der Vergleich ist den Juden gegenüber sogar unbillig in Anbetracht der Tatsache, daß das mosaische Gesetz mehr als vierzig Peitschenhiebe im Namen der Menschlichkeit untersagte, und daß Auspeitschungen von tausend Peitschenhieben englischen Soldaten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert verabreicht wurden und noch immer verabreicht werden würden, wenn nicht der Wechsel in der Verteilung der politischen Macht zwischen der militärischen Kaste

und den handeltreibenden Klassen und dem Proletariat stattgefunden hätte. Trotz dieses Wechsels ist das Auspeitschen noch immer eine Einrichtung der öffentlichen Schulen, des Militärgefängnisses, der Schulschiffe und jener Schule der Kleinlichkeit, die man das Heim nennt. Das wollüstige Verlangen der Prügelnarren nach verstärkten Prügeln ist so andauernd, wie das Verlangen nach mehr Freiheit, mehr Krieg und niedrigeren Steuern; es wird geduldet und sogar befriedigt, weil wir, da wir keine ethischen Zwecke vor Augen haben, Verstand genug besitzen, einzusehen, daß nichts als roher Zwang unseren selbstsüchtigen Willen anderen aufnötigen kann. Die Feigheit ist allgemein; Patriotismus, öffentliche Meinung, Elternpflichten, Disziplin, Religion, Sittlichkeit sind nur schöne Namen für Einschüchterung; und Grausamkeit, Herrschgier und Leichtgläubigkeit leisten der Feigheit Vorschub. Wir schneiden einem Kalbe die Kehle ab und hängen es an den Füßen auf, damit es so verblute, daß unser Kalbskotelette weiß sei; wir nageln Gänse an ein Brett und stopfen sie, weil wir den Geschmack der Leberkrankheit lieben; wir reißen Vögel in Stücke, um die Hüte unserer Frauen zu schmücken; wir verstümmeln Haustiere aus gar keinem anderen Grunde, als um einer instinktiv grausamen Mode zu folgen; und wir drücken bei den scheußlichsten Torturen ein Auge zu in der Hoffnung, irgend eine magische Kur für unsere eigenen Krankheiten durch sie zu entdecken.

Nun muß ich bemerken, daß dies keine außergewöhnlichen Entfaltungen unserer eingestandenen Laster sind, die alle guten Menschen beklagen und die sie durch Gebete bannen möchten. Es ist hier mit keinem Worte der Ausschreitungen unserer Neros gedacht worden, die wir zu ihrem vollen üblichen Perzentsatze haben. Mit Ausnahme der paar militärischen Beispiele, die hauptsächlich erwähnt wurden, um zu zeigen, daß die Bildung und Stellung eines Gentleman, verstärkt durch die strengsten Übereinkünfte von Ehre, Korpsgeist, Publizität und Verantwortlichkeit, keine besseren Garantieen für das Betragen bieten als die Leidenschaften des Pöbels, sind die oben angeführten Beispiele gewöhnliche, aus dem täglichen Leben unserer besten Bürger herausgegriffene Vorfälle, die in unseren Zeitungen und auf unseren Kanzeln heftig verteidigt werden. Gerade die Apostel der Humanität, die jene Leidenschaften verabscheuen, werden durch sie zum Morde aufgehetzt: der Dolch Brutus' und Ravaillacs ist noch immer lebendig in den Händen eines Caserio und Luccheni; und die Pistole ist ihnen in den Händen Guiteaus und Czolgoß' zu Hilfe gekommen. Unsere Gegenmittel sind noch immer beschränkt auf das Dulden oder Töten; und der Mörder wird noch immer von Gerichts wegen ermordet nach dem Prinzip, daß Schwarz plus Schwarz gleich Weiß ist. Die einzige Neuerung besteht in unseren Methoden: durch die Erfindung des Dyna-

mits ist die geladene Muskete des Hamilton aus Bothwellhaugh von der Bombe verdrängt worden; aber das Herz Ravachols loderte genau in demselben Feuer wie das Hamiltons. Die Welt erträgt es nicht, daß diejenigen, die sie kennen, über sie nachdenken, selbst wenn man die Fesseln der Armut bei den Armen und die Fesseln der Feigheit bei den Reichen noch so hoch veranschlagt.

Alles, was man uns zugestehen kann, ist, daß die Leute leben und leben lassen müssen und bis zu einem gewissen Punkte auch wirklich leben. Selbst das Pferd mit seinem gestutzten Schwanze und seiner aufgezäunten Kinnlade findet seine Sklaverei durch die Tatsache gemildert, daß eine vollständige Außerachtlassung seines Bedürfnisses nach Nahrung und Ruhe seinen Herrn zu der Auslage zwingen würde, jeden zweiten Tag ein neues Pferd zu kaufen; denn man kann nicht ein Pferd zu Tode schinden und dann ein neues umsonst aufgabeln wie einen Arbeiter. Aber diese natürliche Hemmung der unüberlegten Selbstsucht wird selbst wieder gehemmt, teils durch unsere Kurzsichtigkeit und teils durch wohldurchdachte Berechnung; so daß wir neben dem Manne, der zu seinem eigenen Schaden das Leben seines Pferdes aus bloßem Geiz verkürzt, die Tramwaygesellschaft haben, die nach der Sterblichkeitsstatistik herausrechnet, daß, obgleich ein Pferd vierundzwanzig bis vierzig Jahre leben kann, es sich doch besser rentiert, es in vier Jahren zu Tode zu schinden

und es dann durch ein neues Opfer zu ersetzen. Und die menschliche Sklaverei, die ihren Höhepunkt nachweisbar in unserer Zeit in der Form der freien Lohnarbeit erreicht hat, hat dieselben persönlichen und kommerziellen Grenzen sowohl in ihrer Verschärfung als auch in ihrer Milderung gefunden. Jetzt, wo die Freiheit der Lohnarbeit die Mängel der menschlichen Sklaverei aufgedeckt hat, wie in Süd-Afrika, haben das führende englische Tagblatt und die führende englische Wochenschrift offen und ohne Entschuldigung eine Rückkehr zur Zwangsarbeit verlangt, d. h. zu den Methoden, mit Hilfe derer, wie wir glauben, die Ägypter die Pyramiden erbaut haben. Wir wissen jetzt, daß der Kreuzzug gegen die Hab und Gut unterjochte Sklaverei weder die wirksamste noch die wenigst menschliche Methode der Arbeitsausbeutung war; und die Welt tastet jetzt nach einem noch wirksameren System, das die Freiheit des Arbeiters abschaffen soll, ohne seinen Ausbeuter wieder für ihn verantwortlich zu machen. Dennoch gibt es immer irgend einen Milderungsgrund: da ist vor allem die Furcht vor dem Aufstand; und die Wirkungen der Güte und Liebe. Es muß deshalb betont werden, daß die Welt nicht dafür verantwortlich gemacht werden darf, was ihre Verbrecher und Ungeheuer ihr auf das Kerbholz schreiben. Die Scheiterhaufen von Smithfield und der Inquisition wurden von wirklich frommen Menschen in Brand gesetzt, von Menschen, die mild und

gütig waren, was man eben so Milde und Güte nennt. Und wenn heutzutage in Amerika ein Neger in Petroleum getaucht und angezündet wird, so kann er doch kein guter Mann sein; er ist ein Verbrecher, der von Scharen ehrenwerter, barmherziger, tugendhaft entrüsteter, hochsinniger Bürger gelyncht wird, die, obgleich sie mit Umgehung des Gesetzes handeln, wenigstens barmherziger sind als die amerikanischen Gesetzgeber und Richter, die vor nicht allzulanger Zeit Leute zur Einzelhaft verurteilten, aber nicht etwa auf die Dauer von fünf Monaten, wie es bei uns üblich ist, sondern auf die Dauer von fünf Jahren und mehr. Die Dinge, die unsere moralischen Ungeheuer tun, brauchen nicht mit dem Blutbad der Bartholomäusnacht und mit anderen plötzlichen Ausbrüchen sozialer Wirren verglichen zu werden. Wir müssen uns nach dem erlaubten und respektierten Benehmen unserer geachtetsten Kreise beurteilen, und wenn wir die Tatsachen kennen und stark genug sind, ihnen ins Antlitz zu sehen, so müssen wir zugeben, daß, so lange wir nicht durch ein höher entwickeltes Tier, — kurz, durch den Übermenschen — ersetzt sind, die Welt eine Höhle voll gefährlicher Bestien bleiben muß, unter denen unsere wenigen zufällig erscheinenden Übermenschen, unsere Shakespeares, Goethes, Shelleys und ihresgleichen so unsicher wie Löwenbändiger leben müssen, indem sie den Humor ihrer Situation und die Würde ihrer Überlegenheit als

Gegengewichte für die Angst der einen und die Einsamkeit der anderen benützen.

Das Verdikt der Geschichte

Obgleich die Bestie im Menschen in der Aufregung des Krieges und des Verbrechens zum Durchbruch kommt und ihn in die Barbarei zurückwirft, kann man sagen, daß sein normales Leben doch höher steht als das normale Leben seiner Ahnen. Diese Anschauung gilt namentlich für die Engländer, die sich immer aufrichtig auf die Seite der Tugend neigen, so lange diese sie weder Geld noch Nachdenken kostet. Sie empfinden die Ungerechtigkeit der Fremden sehr schwer, die an diese bedingte Hochsinnigkeit nicht glauben wollen. Aber es fehlt jeder Grund zu der Annahme, daß unsere Vorfahren dieser weniger fähig waren, als wir es sind. Auf alle Behauptungen, daß die Existenz einer fortschreitenden moralischen Evolution bestehe, die sichtbarlich vom Großvater auf den Enkel wirkt, kann man endgültig entgegnen, daß tausend Jahre einer solchen Evolution ungeheure soziale Veränderungen hervorgerufen haben müßten, deren historischer Nachweis überwältigend wäre. Aber nicht einmal Macaulay, der zuversichtlichste fortschrittliche Reformator, vermag es, einen einzigen Beweis zu erbringen, der einem Kreuzverhör standhalten könnte. Man vergleiche unser Betragen, und unsere Gesetzbücher mit denen, die als zeitgenössisch in alten Handschriften und Klassi-

kern, die uns überliefert worden sind, erwähnt werden, und man wird nicht den geringsten Grund zu dem Glauben finden, daß irgend ein moralischer Fortschritt seit der historischen Zeit gemacht worden ist, trotz aller romantischen Versuche der Historiker, die Vergangenheit auf diese Annahme hin zu rekonstruieren. Während dieser Zeit ist es sowohl Nationen als Privatfamilien und Individuen geschehen, daß sie aufblühten und in Verfall gerieten, bereuten, ihre Herzen verhärteten, sich unterwarfen und sich auflehnten, handelten und regierten, zwischen natürlicher und künstlicher Hygiene schwankten (das älteste Haus der Welt, das jüngst in Kreta ausgegraben wurde, zeigte ganz moderne sanitäre Einrichtungen), und tausend Veränderungen auf den verschiedensten Stufenleitern des Einkommens und der Bedrückung der Bevölkerung versucht haben, wobei sie die ganze Zeit über fest in dem Glauben befangen waren, daß die Menschheit sich in Sprüngen und Sätzen entwickle, weil die Menschen beständig geschäftig waren. Und bloß zufällig ist uns eine kleine Reihe von Erfindungen übriggelassen worden, als da sind: das Rad, die Sicherheitsnadel, das Schießpulver, der Magnet, die galvanische Säule u. s. w.; lauter Dinge, die, zum Unterschiede von den Evangelien und den philosophischen Abhandlungen der Weisen, von gewöhnlichen Menschen praktisch aufgefaßt und angewendet werden können; so daß die Fortbewegung mittelst Dampfes auch ohne eine Nation

von Stephensons möglich ist, obgleich das nationale Christentum ohne eine Nation von Christen unmöglich ist. Aber glaubt irgend jemand ernstlich, daß der Chauffeur, der ein Automobil von Paris nach Berlin lenkt, ein höher entwickelter Mensch ist, als der Wagenlenker des Achilles, oder daß ein moderner Ministerpräsident ein aufgeklärterer Herrscher ist als Cäsar es war, weil er auf einem Zweirad fährt, seine Eilbriefe bei elektrischem Lichte schreibt und seine Staatsrentenmakler durch das Telephon instruiert? Darum genug des Geschwätzes über den Fortschritt: der Mensch, wie er ist, wird und kann niemals seiner Natur auch nur eine Elle, weder durch irgend eine seiner politischen, wissenschaftlichen, pädagogischen, religiösen, noch durch seine künstlerischen Quacksalbereien hinzufügen. Was sich möglicherweise ereignen kann, wenn diese Überzeugung einmal in den Köpfen der Menschen tagt, deren jetziger Glaube an die Illusionen des Fortschritts der Kitt unserer sozialen Gesellschaftsordnung ist, das können nur die ausdenken, die wissen, wie plötzlich eine Zivilisation, die lange zu denken aufgehört hat (oder nach der alten Schablone „zu wachen und zu beten"), in Trümmer zerfallen kann, wenn der volkstümliche Glaube an ihre Heucheleien und Betrügereien ihren Mißerfolgen und Skandalen nicht länger standhalten kann. Wenn religiöse und ethische Formeln einmal so sehr veralten, daß kein Mensch mit gesundem Verstand mehr an sie glauben kann,

dann sind sie auch an dem Punkte angelangt, wo kein charaktervoller Mann sich noch länger zu ihnen bekennen wird; und von diesem Augenblicke an stehen sie an der Tür jedes Berufes und jedes öffentlichen Amtes, um jedem tüchtigen Mann, der kein Sophist oder Lügner ist, den Eintritt zu verwehren, bis sie in aller Form aufgehoben worden sind. Eine Nation, die zwar ihre Gemeinderäte einmal in drei Jahren revidiert, aber ihre Glaubensartikel nicht in dreihundert Jahren einmal revidieren will, selbst wenn diese Artikel eingestandenermaßen als politische Kompromisse eingesetzt und von dem großen Herrn „Dreh-mich-nach-dem-Wind" diktiert worden sind, ist eine Nation, die der Erneuerung bedarf.

Unsere einzige Hoffnung ist also auf die Evolution gerichtet. Wir müssen den Menschen durch den Übermenschen ersetzen. Es ist schrecklich für den Bürger, in dem Maße, als die Jahre über ihn hinwegstreichen, seine eigenen Zeitgenossen in der jüngeren Generation so genau wiederholt zu sehen, daß seine Gefährten von vor dreißig Jahren ihre Ebenbilder in jeder Menschenmenge der Stadt wiederfinden, so daß er sich oft zurückhalten muß, als einen alten Freund irgend einen jungen Mann zu begrüßen, dem er nur ein unbekannter alter Herr ist. Alle Hoffnung auf Fortschritt erstirbt in seiner Brust, wenn er die Jungen beobachtet; er weiß, daß sie genau das tun werden, was ihre Väter

getan haben, und daß die wenigen Stimmen, die noch immer wie früher sie ermahnen werden, etwas anderes zu tun und etwas Besseres zu sein, ihren Atem ebensogut zum Blasen ihrer Suppe (wenn sie welche bekommen können), aufsparen könnten. Männer wie Ruskin und Carlyle werden dem Hinz und Kunz ihre Predigten um des Predigens willen halten, genau so, wie der heilige Franziskus den Vögeln und der heilige Antonius den Fischen gepredigt hat. Aber Hinz und Kunz bleiben wie die Fische und Vögel das, was sie sind; und Dichter, die utopische Staaten und Zeiten ausmalen und beweisen, daß zu ihrer Verwirklichung nichts als der ernstliche Wille des Menschen notwendig ist, bemerken am Ende wie Richard Wagner, daß die Tatsache, mit der man sich vertraut machen muß, die ist: daß die Menschen diese Staaten und Zeiten tatsächlich gar nicht wollen. Und sie werden sie niemals wollen, bevor sie nicht zu Übermenschen geworden sind.

Und so sind wir an dem Punkte angelangt, der dem Traume des Sozialisten von der „Sozialisierung der Produktions- und Tauschmittel" und dem Traume des Positivisten von der Moralisierung des Kapitalisten, und des Professors der Ethik, des Gesetzgebers, Erziehers, der da glaubt, man könne einem Menschen Gebote und Gesetzbücher und Lektionen und Noten beibringen, wie das Geschirr einem Pferde, den Talar einem Richter, das Sig-

nal einem Soldaten oder einem Schauspieler eine Perücke beigebracht wird, ein Ende macht. Die menschliche Natur kann durch alle diese Dinge nicht verändert werden. Der einzige grundlegende und mögliche Sozialismus ist die Verallgemeinerung der Zuchtwahl des Menschen, mit anderen Worten: die Verallgemeinerung der menschlichen Evolution. Wir müssen den gewöhnlichen Menschen ausrotten oder sein Votum wird den Staat und die bürgerliche Gesellschaft zugrunde richten.

Die Methode

Was die Methode betrifft, so ist darüber vorläufig nur zu sagen, daß dort, wo der Wille vorhanden ist, sich auch ein Weg finden wird. Wenn kein Wille vorhanden sein sollte, sind wir verloren. Diese Möglichkeit gilt für unser närrisches kleines Reich, wenn nicht für das Weltall; und da solche Möglichkeiten nicht ohne Verzweiflung in Erwägung gezogen werden können, müssen wir, solange wir leben, unter der Voraussetzung vorwärtsschreiten, daß wir nicht nur gerade noch genug Energie übrig haben, um leben zu wollen, sondern auch genug, um besser leben zu wollen. Das kann bedeuten, daß wir ein Staatsdepartement für die Evolution begründen müssen mit einem Sitz im Kabinett für sein Oberhaupt und einer Einnahme, die die Kosten direkter Staatsexperimente zu bestreiten und Privatpersonen Reizmittel zur Erzielung günstiger Resultate zu ver-

schaffen haben wird. Es kann auch die Gründung einer Privatgesellschaft oder einer privilegierten Gesellschaft zur Verbesserung des menschlichen lebenden Inventars bedeuten. Aber augenblicklich würde es viel wahrscheinlicher eine lärmende Zurückweisung solcher Vorschläge als unanständig und unmoralisch zur Folge haben, jedoch nicht ohne ein gleichzeitiges, geheimes Vorwärtsstoßen des menschlichen Willens in der verpönten Richtung, so daß alle möglichen Institutionen und öffentlichen Autoritäten unter diesem oder jenem Vorwande heimlich dem Übermenschen entgegenstreben würden. Graham Wallas hat schon als Vorsitzender des Schulverwaltungs-Komitees der Londoner Schulbehörde anzudeuten gewagt, daß die Politik der Unfruchtbarmachung der Lehrerin, so angenehm sie auch in administrativer Hinsicht sein möge, doch vom Standpunkte der nationalen Menschenzucht aus anfechtbar sei, und es kann kaum ein besseres Beispiel geben für die Richtung, in der die Sehnsucht nach dem Übermenschen trotz all unserer Heucheleien wirken kann. Eines ist wenigstens von allem Anfang an klar. Wenn eine Frau durch sorgfältige Wahl ihres Gatten und ihrer Ernährung einen Bürger mit ausgebildeten Sinnen, gesunden Organen und einer guten Verdauung hervorbringen kann, sollte ihr für diesen natürlichen Dienst entschieden eine so große Belohnung zugesichert werden, daß sie willens wäre, ihn zu wiederholen. Ob sie bei diesem Unternehmen

sich eigener Geldmittel bedienen kann, oder durch die Wahl eines reichen Gatten, oder von einem spekulativen Kapitalisten, oder von einem neuen Departement der, sagen wir, Royal Dublin Society oder (wie jetzt) durch das Kriegsministerium — das sie auf Kosten der Heeresmacht erhält und einen bestimmten Soldaten ermächtigt, sie zu heiraten —, die nötigen Mittel erhält, oder ob sie diese von einer Ortsautorität nach den Ortsstatuten, die einer solchen Frau unter gewissen Umständen einen einjährigen Urlaub bei vollem Gehalt bewilligen müßten, oder von einer Zentralverwaltung erhält, ist einerlei; vorausgesetzt, daß das Resultat befriedigend ist.

Da die große Mehrheit der Frauen und ihrer Männer unter den bestehenden Verhältnissen nicht genug Nahrung, kein Kapital, keinen Kredit und keine wissenschaftlichen oder Geschäftskenntnisse haben, so würden sie, wenn der Staat für die Geburt aufkäme, wie er jetzt für den Tod aufkommt — das ist eine Tatsache — von Aktiengesellschaften auf Dividenden ausgenützt werden, genau so wie in den gewöhnlichen Industriezweigen. Selbst eine Aktiengesellschaft zur Erzeugung von Menschen (als verbessertes Findelhaus oder dergleichen fromm verkleidet), könnte wohl unter gehöriger Aufsicht und Regelung bessere Resultate erzielen als es die einer zusammengewürfelten Ehe sein können, auf die wir angewiesen sind. Dagegen könnte man einwenden,

daß wenn der Regierung ein gewöhnlicher Lieferant Ware zum Kaufe vorlegt und sie diese als unzulänglich und nicht nach Muster zurückweist, die für unbrauchbar erklärten Waren entweder zu dem Preis verkauft werden, der für sie erzielt werden kann, oder zerstückelt, d. h. als Makulatur behandelt werden, wogegen man, wenn die Waren aus menschlichen Wesen bestünden, nichts anderes tun könnte, als sie laufen zu lassen oder in das nächste Arbeitshaus zu schicken. Aber es ist doch nichts Neues, daß die Privatspekulation ihre menschliche Ausschußware auf den billigen Arbeitsmarkt und ins Arbeitshaus wirft; und der Ausschuß der neuen Industrie würde voraussichtlich noch immer besser ausfallen als die Lagerware der gewöhnlichen Armut. In unserer jetzigen sorglosen industriellen Unordnung müßten alle menschlichen Produkte, ob sie Anklang finden oder nicht, auf den Arbeitsmarkt geworfen werden; aber diejenigen, die keinen Anklang fänden, würden der Gesellschaft keinen Anspruch auf eine Prämie geben und auf diese Weise einen direkten Verlust für sie bedeuten. Die wirkliche kommerzielle Schwierigkeit würde in der Unsicherheit und im Aufwande an Zeit und Geld beim ersten Experimente bestehen. Rein kommerzielles Kapital würde sich an solche heroische Operationen während des Versuchsstadiums nicht heranmachen und jedenfalls könnte man die Geisteskräfte, die für eine folgenschwere neue Richtung nötig sind, billigerweise nicht

von der Börse erwarten. Sie wird von Staatsmännern geleitet werden müssen, die genug Charakter haben, unserer Demokratie und Geldaristokratie zu sagen, daß die Staatskunst nicht darin besteht, ihren Torheiten zu schmeicheln oder ihre beschränkten Schicklichkeitsnormen auf die Angelegenheiten der vier Kontinente anzuwenden. Die Sache muß entweder vom Staate selbst oder von irgend einer Organisation in die Hand genommen werden, die stark genug ist, dem Staate Achtung einzuflößen. Die Neuheit eines jeden derartigen Experimentes liegt jedoch nur im Umfang, in dem es unternommen wird. In einem in die Augen springenden Falle, in dem der Königswürde, wählt der Staat bereits die Eltern nach rein politischen Gründen im Reichsadel, obgleich es dem Erben eines Herzogtums von Rechts wegen freisteht, ein Milchmädchen zu heiraten. Die soziale Pression, die ihn zwingt, seine Wahl auf eine politisch und sozial passende Gattin zu beschränken, ist so überwältigend, daß es ihm wirklich ebenso schwer wird, ein Milchmädchen zu heiraten, wie Georg IV. die Ehe mit Mrs. Fitzherbert schwer geworden ist; und so eine Heirat könnte nur als Resultat der Einwirkung einer außergewöhnlichen Charakterstärke von seiten des Milchmädchens auf eine außergewöhnliche Schwachheit von seiten des Herzogs vorkommen. Mögen diejenigen, denen die ganze Idee einer vernünftigen Zuchtwahl abgeschmackt und anstößig erscheint, sich

selbst befragen, warum Georg IV. seine Frau nicht wählen durfte, während jeder beliebige Kesselflicker heiraten konnte, wen er wollte. Bloß, weil in politischer Hinsicht keinen Deut danach gefragt wurde, wen der Kesselflicker zur Gattin nahm, wogegen es sehr darauf ankam, wen der König heiratete. Die Art, wie alle Rücksichten auf des Königs persönliche Rechte, auf die Ansprüche seines Herzens, auf die Heiligkeit des Ehegelübdes und auf die romantische Sittenlehre vor einer politischen Notwendigkeit zusammenschrumpften, zeigt, wie entbehrlich all diese augenscheinlich unwiderstehlichen Vorurteile sind, wenn sie mit der Forderung nach der Abstammung unserer Herrscher in Konflikt geraten. Wir ziehen dieselbe Lehre aus dem Falle des Soldaten, dessen Ehe, wenn sie überhaupt gestattet wird, despotisch überwacht wird, bloß im Hinblick auf militärische Wirksamkeit.

Nun, heutzutage regiert nicht der König, sondern der Kesselflicker. Dynastische Kriege werden nicht länger befürchtet, dynastische Bündnisse nicht länger geschätzt. Die Eheschließungen in den königlichen Familien werden immer weniger politisch, sondern populärer, gemütlicher und romantischer. Wenn allen Königen in Europa morgen in dem Maße die Freiheit geschenkt würde, wie König Cophetua, so würden nur mehr ihre Tanten und Kammerdiener einen Augenblick Angst betreffs der Folgen haben. Andrerseits ist das Verständnis für die so-

ziale Wichtigkeit der Heirat des Kesselflickers beständig gewachsen. Wir haben den Gesundheitszustand seines Weibes im Monate nach ihrer Niederkunft zu einer öffentlichen Sache gemacht. Wir haben den Geist seiner Kinder seinen Händen entzogen und ihn in die des staatlichen Schullehrers gelegt. Wir werden alsbald auch die körperliche Verpflegung seiner Kinder von ihm unabhängig machen. Aber sie sind noch immer Pöbel; und die Auslieferung des Landes an den Pöbel ist nationaler Selbstmord, da der Pöbel weder regieren kann, noch einen andern als den, der am meisten an Brot und Spielen verspricht, regieren lassen will. Es lebt kein Volksenthusiast mit zwanzigjähriger demokratischer Erfahrung, der an die politische Zulänglichkeit des Wahlkörpers oder der Körperschaften, die er erwählt, glauben würde. Der Sturz der Aristokraten hat das Bedürfnis nach dem Übermenschen geschaffen.

Die Engländer hassen die Freiheit und die Gleichheit zu sehr, um sie zu begreifen. Aber jeder Engländer liebt und wünscht einen Stammbaum. Und darin hat er recht. König Demos muß wie alle anderen Könige gezeugt werden, und mit dem „Muß" läßt sich nicht streiten.

Es ist ein müßiges Beginnen für einen einzelnen Schriftsteller, eine so große Sache in einer Flugschrift weiter durchführen zu wollen. Eine Beratung über diesen Gegenstand ist der nächste Schritt, der

erforderlich ist. Es werden ihr Männer und Frauen beiwohnen, die, da sie nicht mehr glauben, daß sie ewig leben können, irgend ein unsterbliches Werk suchen, in das sie ihr Bestes hineinbauen können, ehe ihre sterbliche Hülle in jenen Urstaubzerstörer, den Leichenverbrennungsofen, geworfen wird.

Aphorismen für Umstürzler

Goldene Regeln

Was du willſt, daß man dir tu', das füge keinem andern zu: der Geſchmack iſt verſchieden.

Widerſtehe niemals der Verſuchung: prüfe alles und behalte das Gute.

Liebe deinen Nächſten nicht wie dich ſelbſt: es iſt eine Frechheit, wenn du mit dir zufrieden, und eine Beleidigung, wenn du mit dir unzufrieden biſt.

Die goldene Regel iſt, daß es keine goldenen Regeln gibt.

Götzendienſt

Die Staatskunſt iſt die Organiſation des Götzendienſtes. Die Bureaukraten ſind die Beamten, die Ariſtokraten die Götzenbilder, die Demokraten die Götzendiener.

Das Volk kann die Bureaukratie nicht verſtehen, es kann nur die nationalen Götzenbilder anbeten. Der Wilde kniet vor Götzenbildern aus Holz und Stein, der Ziviliſierte vor ſolchen aus Fleiſch und Blut.

Die konſtitutionelle Monarchie wurde erfunden, um die Untätigkeit eines Götzenbildes aus Holz mit der Glaubwürdigkeit eines aus Fleiſch und Blut zu vereinigen. Wenn das hölzerne Götzenbild das Gebet des Bauern nicht erhört, ſo ſchlägt er es, wenn das Götzenbild aus Fleiſch und Blut den

zivilisierten Menschen nicht befriedigt, schlägt er ihm den Kopf ab.

Wer einen König erschlägt, und wer für ihn stirbt — beide sind Götzendiener.

Königswürde

Könige werden nicht geboren: sie werden durch künstliche Sinnestäuschung erzeugt. Wenn dieser Prozeß unglücklicherweise in einem kritischen Alter unterbrochen wird, wie im Falle Karls II., so werden die Untertanen geistig gesunden, dann können sie ihren Königsglauben nie mehr ganz zurückerlangen.

Der Hof ist das Dienerzimmer der Herrscher.

Die niedrige Gesinnung eines Königs schmeichelt der Mehrheit der Nation.

Der Knechtessinn, der durch den Thron propagiert wird, ist der Preis, den wir für seine politische Annehmlichkeit bezahlen.

Demokratie

Wenn der kleinere Geist den größeren messen könnte, wie ein Zollstab eine Pyramide messen kann, dann könnte das politische Problem durch das allgemeine Stimmrecht für immer gelöst werden. Es muß also ein dunkles Rätsel bleiben.

Die Demokratie ersetzt die Wahl der beschränkten Mehrheit durch Ernennung der korrupten Minderheit.

Demokratische Republiken brauchen die nationalen Götzenbilder ebenso notwendig, wie Monarchien die Staatsämter brauchen.

Der Staat fordert nur eines einzigen Problemes Lösung: die Entdeckung einer vertrauenswürdigen anthropometrischen Methode.

Imperialismus

Die Beschränkung auf eine Insel macht den Engländer zum Imperialisten.

Eine übertriebene räumliche Anmaßung macht den Kolonisten zum Imperialisten. Wer Kolonialtruppen bildet, eine Kolonial-Eskadron ausrüstet, ein Bundesparlament verlangt, das seinen Gesetzen ohne Rücksicht auf das Kolonialamt Rechtskraft verleihe, und wenn er endlich auf diesem Wege in einen unlösbaren Konflikt mit dem britischen Insel-Imperialisten gebracht wird, sich aus dem Staube macht und das Kaiserreich zerstört, ist Kolonial-Imperialist.

Freiheit und Gleichheit

Wer politische Freiheit mit persönlicher Freiheit verwechselt und politische Gleichheit mit persönlicher Gleichheit, hat niemals auch nur fünf

Minuten lang über Freiheit und Gleichheit nachgedacht.

Nichts kann bedingungslos sein: folglich kann nichts frei sein.

Freiheit bedeutet Verantwortlichkeit, das ist der Grund, weshalb sie die meisten Menschen verabscheuen.

Der Herzog verlangt hochmütig, daß sein Wildhüter dem königlichen Sternforscher gleichgestellt sei, — aber er besteht darauf, daß sie beide ohne Unterschied gehenkt werden, wenn sie ihn ermorden.

Die Ansicht, daß der Oberst ein besserer Mann sein müsse als der Gemeine, ist ebenso unsinnig wie die Ansicht, daß der Schlußstein eines Gebäudes stärker sein müsse als der Grundstein.

Wo Gleichheit unangefochten bleibt, dort bleibt es auch Unterordnung.

Gleichheit ist die Grundlage für jeden Teil der Gesellschaftsordnung.

Die Beziehung des Vorgesetzten zum Untergebenen schließt gute Manieren aus.

Erziehung

Wenn jemand etwas, das er selbst nicht versteht, jemanden lehrt, der dafür nicht die geringste Be-

fähigung hat, und ihm ein Fortschrittszeugnis ausstellt, dann ist des Letzteren Erziehung zu einem Gentleman vollendet.

Das Gehirn eines Narren setzt Philosophie in Narrheit um, Wissenschaft in Aberglauben und Kunst in Pedanterie. Das nennt man Universitätsbildung.

Die besterzogenen Kinder sind jene, die gelernt haben, ihre Eltern zu sehen, wie sie wirklich sind; Heuchelei ist nicht die erste Pflicht der Eltern.

Der gemeinste Engelmacher ist der, welcher versucht, den Charakter eines Kindes zu formen.

Auf der Universität wird jeder wichtige Vortrag so lange aufgeschoben, bis dessen Autor ein unbefangenes Urteil und genügende Kenntnisse erworben hat. Wenn ein Pferd so lange auf seine Hufeisen warten könnte und dafür auch noch im vorhinein bezahlen müßte, könnten unsere Hufschmiede Hochschulhörer sein.

Wer fähig ist, schafft, wer unfähig ist, lehrt.

Ein Gelehrter ist ein Faulpelz, der die Zeit mit Studien totschlägt. Hüte dich vor seiner falschen Wissenschaft, sie ist gefährlicher als Unwissenheit.

Der einzige Weg, der zum Wissen führt, ist Tätigkeit. Jeder Narr glaubt, was seine Lehrer ihn lehren, und nennt seinen Glauben ebenso vertrauens-

selig Wissenschaft oder Moralität, wie sein Vater ihn göttliche Offenbarung nannte.

Keiner, der seine eigene Sprache vollkommen beherrscht, wird jemals eine fremde meistern.

Keiner kann ausschließlich Spezialist sein, ohne im strengsten Sinne des Wortes ein Idiot zu sein.

Gib deinen Kindern ja keine moralischen und religiösen Unterweisungen, wenn du nicht ganz sicher bist, daß sie diese nicht zu ernst nehmen werden. Es ist besser, die Mutter Heinrich IV. und der Nell Gwynne, als die Robespierres und der Königin Maria Tudor zu sein.

Die Ehe

Die Ehe bleibt deshalb so beliebt, weil sie das Maximum an Versuchung mit dem Maximum an Gelegenheit verbindet.

Die Ehe ist der einzige gesetzliche Vertrag, der zwischen den Parteien alle Gesetze, die jenes besondere Verhältnis schützen, beseitigt.

Die wesentliche Tätigkeit der Ehe ist die Erhaltung der Rasse, wie es in den Gebetbüchern heißt.

Die unwesentliche Tätigkeit der Ehe ist die Befriedigung der Liebesgefühle der Menschheit.

Die künstliche Unfruchtbarkeit in der Ehe ermöglicht

die Ausübung ihrer unwesentlichen Tätigkeit, während sie ihre wesentliche vernachlässigt.

Die revolutionärste Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts war die künstliche Unfruchtbarkeit in der Ehe.

Jede Eheeinrichtung, die eine Majorität der Bevölkerung zum Cölibat verdammt, wird unter dem Vorwande, daß sie die Moral beleidigt, heftig bekämpft und vernichtet werden.

Vielweiberei, die wie bei den Mormonen unter modernen demokratischen Bedingungen geübt wird, muß durch die aufgewiegelte Masse niedrigstehender Menschen zerstört werden, weil sie durch diese zum Cölibat verdammt; denn der mütterliche Instinkt veranlaßt die Frau den zehnten Teil eines erstklassigen Mannes dem ausschließlichen Besitz eines Mannes dritten Ranges vorzuziehen. Vielmännerei wurde unter solchen Bedingungen noch nicht versucht.

Das Minimum des öffentlichen Cölibates (zu ermitteln, indem man die Summe der Männchen einer Bevölkerung durch die Summe der Weibchen dividiert und den Quotienten als die Anzahl der Gatten oder Gattinnen annimmt, die jeder Person erlaubt werden) wird in England (wo der Quotient Eins ist) durch die Einführung der Monogamie gesichert.

Die moderne sentimentale Bezeichnung für das öffentliche Minimum des Cölibates ist Reinheit.

Die Ehe oder irgend eine andere Form der Liebesmonogamie ist großen Staaten verhängnisvoll, weil sie die beabsichtigte Zucht des politischen Tieres „Mensch" mit ihrem Bann belegt.

Verbrechen und Strafe

Alle Schurkerei ist in dem Satze enthalten: „Que messieurs les assassins commencent."

Der Mann, der vom Peitschstuhl zu Eaton bis auf den Richterstuhl vorgerückt ist, von dem aus er den Straßenräuber dazu verdammt, gepeitscht zu werden, ist dasselbe soziale Produkt, wie der Straßenräuber, der von seinem Vater geschlagen und von seiner Mutter getreten wurde, bis er groß und stark genug war, um den reichen Bürger, dessen Geld er wünscht, zu erdrosseln und zu berauben.

Gefangenschaft ist ebenso wenig gut zu machen, wie der Tod.

Verbrecher sterben nicht durch die Hand des Gesetzes, sie sterben durch die Hand eines Nebenmenschen. Der Mörder Czolgosz hat den Präsidenten Mac Kinley dadurch, daß er ihn ermordete, zu einem Helden gemacht; die Vereinigten Staaten von Amerika haben auf dieselbe Weise Czolgosz zu einem Helden gemacht.

Der Mord auf dem Schafott ist die ärgste Form des Mordes, weil er dort mit der Zustimmung der Gesellschaft vollbracht wird.

Die Tat ist's, die belehrt, nicht der Name, den wir ihr geben. Mord und Todesstrafe sind nicht Gegensätze, die einander aufheben, sondern Ebenbilder, die ihre Art fortpflanzen.

Verbrechen ist nur der Kleinverschleiß dessen, was wir im Großbetrieb Strafgesetz nennen.

Wenn ein Mensch einen Tiger ermorden will, so nennt man das Sport; wenn der Tiger einen Menschen ermorden will, so nennt man das Grausamkeit. Der Unterschied zwischen Verbrechen und Gerechtigkeit ist nicht größer.

Solange wir Gefängnisse haben, macht es wenig aus, wer von uns die Zellen bewohnt.

Der ängstlichste Mann in einem Gefängnis ist dessen Direktor.

Der hingerichtete Verbrecher braucht nicht ersetzt zu werden, aber ein hingerichtetes soziales System muß ersetzt werden.

Titel

Titel zeichnen den Mittelmäßigen aus, bringen den Hochstehenden in Verlegenheit und werden vom Tiefstehenden herabgesetzt.

Große Männer lehnen Titel ab, weil sie auf Titel eifersüchtig sind.

Ehre

Es gibt keinen vollkommen ehrenhaften Menschen, aber jeder echte Mensch hat eine Ehre, die ihm Hauptsache ist, und einige nebensächliche Ehrenpunkte.

Man kann an Ehre nicht glauben, bevor man sie errungen hat. Ich rate dir, klar und rein zu bleiben: du bist das Fenster, durch das du die Welt sehen mußt.

Dein Wort kann niemals so viel gelten wie dein Schuldschein, weil dein Gedächtnis niemals so vertrauenswürdig sein kann wie deine Ehre.

Eigentum

Eigentum ist Diebstahl, sagt Proudhon: das ist die einzige vollkommene Wahrheit, die über das Eigentum gesagt worden ist.

Dienerschaft

Wenn Dienstboten wie menschliche Wesen behandelt werden sollen, lohnt es sich nicht, welche zu halten.

Das Verhältnis „Herr und Diener" ist nur für jene Herren vorteilhaft, die sich keine Skrupel daraus machen, ihre Autorität zu mißbrauchen, und nur

für jene Diener, die sich keine Skrupel daraus machen, das ihnen geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen.

Der vollendete Diener fühlt sich, wenn sein Herr ihm humane Zugeständnisse macht, in seiner Existenz bedroht und beeilt sich seine Stellung zu wechseln.

Herr und Diener, beide sind Tyrannen, — aber die Herren sind die abhängigeren von beiden.

Die eigenen Genüsse freuen, aber nicht jene, die man seinen Dienern überläßt.

Der Mensch ist das einzige Tier, das sich im Verhältnis zur Zahl und Gefräßigkeit seiner Parasiten für reich hält.

Die gute Gesellschaft darf zwar Freunde in der Hundehütte, aber nicht in der Küche haben.

Kammerdiener, die ihre Herren zu verwöhnten Kindern machen, sind gezwungen, sie einzuschüchtern, um mit ihnen leben zu können.

Im Sklavenstaat regieren die Sklaven: in Mayfair regieren die Ladenbesitzer.

Wie man Kinder schlagen soll

Wenn du ein Kind schlägst, achte darauf, es im Zorn zu schlagen, selbst auf die Gefahr hin, es fürs ganze Leben zu verstümmeln; eine Züchtigung

bei kaltem Blute kann nicht und sollte nicht verziehen werden.

Wenn du Kinder zu deinem Vergnügen schlägst, gestehe den Grund freimütig ein und spiele das Spiel nach allen Regeln, wie der Fuchsjäger es tut, und du wirst im Verhältnis wenig Schaden anrichten: kein Fuchsjäger ist genug Philister zu behaupten, daß er nach dem Fuchs jage, um ihm das Hühnerstehlen abzugewöhnen, oder daß er unter des Tieres Tode heftiger leide als der Fuchs selbst. Bedenke, daß auch beim Schlagen der Kinder der Standpunkt des Sportsmann oder des Philisters eingenommen werden kann.

Religion

Hüte dich vor dem Menschen, dessen Gott im Himmel ist.

Der Glaube eines Menschen kann durch kein Glaubensbekenntnis, sondern nur durch die Beweggründe seiner Handlungen festgestellt werden.

Tugenden und Laster

Keine Art der Tugend oder des Lasters erfordert das Vorhandensein irgend einer Tugend oder eines Lasters in einem Wesen, in wie nahen Zusammenhang seine Vorstellung diese auch bringen mag.

Die Tugend besteht nicht im Verzicht auf das Laster, sondern darin, daß man es nicht entbehrt.

Selbstverleugnung ist keine Tugend, sondern nur die Folge der Angst vor Schurkerei.

Der Gehorsam heuchelt Unterordnung, so wie die Angst vor der Polizei Anständigkeit heuchelt.

Ungehorsam, die seltenste nnd kühnste der Tugenden, unterscheidet sich nicht häufig von Nachlässigkeit, dem faulsten und gemeinsten der Laster.

Das Laster verwüstet das Leben: Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit sind die kanonischen Laster.

Nationalökonomie ist die Kunst, aus dem Leben soviel als möglich herauszuschlagen.

Die Vorliebe für Nationalökonomie ist die Quelle aller Tugend.

Ehrlichkeit

Die Liebe zur Ehrlichkeit ist die Tugend des Zuschauers, nicht die der handelnden Personen.

Größe

Größe ist nur eine der Sensationen der Kleinheit.

Im Himmel ist ein Engel keine Hauptperson.

Größe ist der profane Name für Göttlichkeit. Beide bedeuten einfach, was jenseits von uns liegt.

Wenn wir einen großen Mann begreifen könnten, dann würden wir ihn hängen.

Wir geben zu, daß wir die von uns angebetete Gottheit, als sie sichtbar und verständlich wurde, gekreuzigt haben.

Dem Mathematiker ist die Zahl elf bloß 6 + 5, dem Buschmann, der nur die Anzahl seiner Finger zählen kann, ist sie eine unberechenbare Myriade.

Der Unterschied zwischen dem seichtesten Routinier und dem tiefsten Denker scheint letzterem unbedeutend, ersterem unendlich.

Inmitten eines beschränkten Volkes wird ein Genie zu einem Gott: jedermann betet es an und niemand tut, was es will.

Schönheit und Glück, Kunst und Reichtum

Glück und Schönheit sind Abfälle.

Narrheit ist die direkte Folge von Glück und Schönheit.

Reichtum und Kunst sind falsche Rezepte für die Erzeugung von Glück und Schönheit.

Wer ein lebenslängliches Glück mit einem schönen Weibe wünscht, gleicht dem Trinker, der den Geschmack des Weines dadurch dauernd zu genießen sucht, daß er seinen Mund immer voll davon behält.

Die unerträglichste Qual wird durch die Verlängerung des größten Vergnügens hervorgerufen.

Wer Zahnweh hat, hält jeden, dessen Zähne gesund sind, für glücklich. Der an Armut leidende begeht denselben Irrtum dem Reichen gegenüber.

Je mehr man über seinen Bedarf besitzt, desto mehr Sorgen hat man.

Die Tyrannei, die dir verbietet, deinen Weg mit Schaufel und Spaten zu bahnen, ist schlimmer als jene, die dir verbietet, ihn in einem zweispännigen Wagen hingelehnt zurückzulegen.

In einer häßlichen und unglücklichen Welt kann sich auch der reichste Mann nichts als Häßlichkeit und Unglück verschaffen.

In seinem Streben, der Häßlichkeit und dem Unglück zu entfliehen, verstärkt der Reiche beide. Jeder neue Yard im Westend schafft einen neuen Yard im Eastend.

Das neunzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des Glaubens an die schönen Künste; die Resultate liegen uns vor.

Der vollendete Gentleman

Der Gentleman opfert seiner Ehre ohne Vorbehalt alles mit Ausnahme seiner Vornehmheit.

Der moderne Gentleman ist einer, der genug Geld hat, um das zu tun, was jeder Tropf tun würde,

wenn er sich's leisten könnte; das heißt: er konsumiert, ohne zu produzieren.

Das wahre Kennzeichen moderner Vornehmheit ist Schmarotzertum.

Selbst die höchste Ausbildung körperlicher oder moralischer Fähigkeiten kann mit der Schande des Schmarotzens nicht versöhnen.

Ein moderner Gentleman ist notgedrungen der Feind seines Landes. Selbst im Kriege kämpft er nicht, um es zu verteidigen, sondern um zu verhindern, daß seine Macht, es zu berauben, an einen Fremden übergehe. Solche Kämpfer sind im gleichen Sinne Patrioten, wie etwa zwei Hunde, die um einen Knochen raufen, Tierfreunde sind.

Der nordamerikanische Indianer war der Typus des Gentleman, der Krieg und Sport als die einzige seiner würdige Beschäftigung betrachtet; der Athener unter Perikles war der Typus des künstlerisch und intellektuell kultivierten Gentleman; beide Arten bedeuteten politische Mißerfolge. Der moderne Gentleman hat, ohne die Tollkühnheit des einen oder die Kultur des andern, den Appetit beider: er wird nicht erfolgreich sein, wo sie unterlegen sind.

Wer an Erziehung, Strafrecht und Sport glaubt, braucht nur das nötige Vermögen, um ein vollendeter moderner Gentleman zu werden.

Mäßigkeit

Mäßigkeit wird niemals um ihrer selbst willen gepriesen.

Ein mäßig ehrenhafter Mann mit einer mäßig treuen Frau, beide mäßige Trinker in einem mäßig gesunden Hause: das gibt den richtigen Durchschnitt der Mittelklasse.

Das unbewußte Ich

Das unbewußte Ich ist das wirkliche Genie. Dein Atem geht falsch im Augenblick, wo dein bewußtes Ich sich mit ihm vermengt.

Nur während der neun Monate, bevor er seinen ersten Atemzug tut, führt ein Mensch die eigenen Angelegenheiten so gut, wie ein Baum die seinen.

Vernunft

Der vernünftige Mensch paßt sich der Welt an; der unvernünftige besteht auf dem Versuche, die Welt sich anzupassen. Deshalb hängt aller Fortschritt vom unvernünftigen Menschen ab.

Wer auf Vernunft hört, ist verloren: Vernunft macht alle zu Sklaven, die nicht stark genug sind, sie zu beherrschen.

Anständigkeit

Anständigkeit ist die Verschwörung der Unanständigkeit mit dem Schweigen.

Erfahrung

Die Menschen sind nicht im Verhältnis zu ihrer Erfahrung, sondern zu ihrer Fähigkeit, sich Erfahrungen zunutze zu machen, weise.

Wenn wir durch bloße Erfahrung klug werden könnten, dann müßten die Pflastersteine Londons weiser sein als der weiseste Mann.

Vergeltung

Jene Geschöpfe, die wir Tiere nannten, erhielten ihre Genugtuung, als Darwin uns zeigte, daß sie unsere Ahnen sind.

Die Diebe erhielten ihre Genugtuung, als Marx die Bourgeoisie des Diebstahls beschuldigte.

Gute Vorsätze

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, nicht mit schlechten. Alle Menschen meinen es gut.

Natürliche Rechte

Wenn ein Professor beweisen will, daß niemand irgendwelche natürlichen Rechte hat, zwingt er sich, die eigenen für gewährleistet anzusehen.

Das Recht zu leben wird mißbraucht, sobald es nicht fortwährend angefochten wird.

Faute de mieux

In meiner Kindheit bezweifelte ich die Bezeichnung einer gewissen jungen Dame, als „die hübsche" Miß Soundso. Meine Tante wies mich zurecht, indem sie sagte: „Vergiß nie, daß die am wenigsten häßliche Schwester die Schönheit der Familie ist."

Kein Zeitalter und kein Zustand ist ohne seine Helden. Der am wenigsten unfähige General einer Nation ist ihr Cäsar, der am wenigsten blöde Staatsmann ist ihr Solon, der am wenigsten verworrene Denker ihr Sokrates, der am wenigsten gemeinplätzige Dichter ihr Shakespeare.

Barmherzigkeit

Barmherzigkeit ist die schädlichste Art des Sinnenkitzels.

Diejenigen, die der Armut und der Krankheit dienen, sind Mitschuldige der zwei schlimmsten aller Verbrechen.

Wer Geld gibt, das er nicht verdient hat, ist mit der Arbeit anderer Leute großmütig.

Jede wahrhaft wohlwollende Person empfindet Ekel vor Almosenspenden und Bettelei.

Ruhm

Das Leben macht alle Menschen gleich, der Tod hebt den hervorragendsten empor.

Disziplin

Gesetze gegen Meuterei werden nur von Offizieren gewünscht, die ohne Autorität kommandieren. Göttliches Recht braucht keine Peitsche.

Frauen im Heim

Das Heim ist das Gefängnis des Mädchens und das Zuchthaus der Frau.

Zivilisation

Zivilisation ist eine Krankheit, die durch die Gepflogenheit, Gesellschaften mit verdorbenem Material aufzubauen, hervorgerufen wird.

Wer moderne Zivilisation bewundert, identifiziert sie gewöhnlich mit der Dampfmaschine und dem elektrischen Telegraphen.

Wer die Dampfmaschine und den elektrischen Telegraphen versteht, setzt sein Leben an den Versuch, diese durch etwas Besseres zu ersetzen.

Die Einbildungskraft kann keinen gemeineren Verbrecher ausdenken, als den, der das gegenwärtige London nochmals so aufbauen wollte, wie es ist,

und keinen größeren Wohltäter als den, der es zerstören würde.

Spiel

Die volkstümliche Methode, Reichtum zu verteilen, ist die Methode des Roulette-Tisches.

Der Roulette-Tisch bringt niemandem etwas ein, ausgenommen seinem Besitzer; trotzdem ist die Leidenschaft des Spieles allgemein, die Leidenschaft, Roulette-Tische zu halten, dagegen unbekannt.

Das Spiel verspricht den Armen, was das Eigentum den Reichen erfüllt: das ist der Grund, warum die Bischöfe nicht wagen, es gründlich zu brandmarken.

Die soziale Frage

Verliere deine Zeit nicht mit sozialen Fragen. Die Krankheit der Armen ist Armut, die Krankheit der Reichen ist Nutzlosigkeit.

Nackte Wahrheiten

Man sagt uns: als Jehova die Welt erschuf, sah er, daß alles gut war — was würde er jetzt dazu sagen?

Die Bekehrung eines Wilden zum Christentum ist die Bekehrung des Christentums zur Wildheit.

Kein Mensch wagt, seine Gedanken so weit zu sagen, daß er sich selbst als Radikaler vorkäme.

„Mens sana in corpore sana“ ist ein törichter Ausspruch: der gesunde Körper ist ein Produkt des gesunden Geistes.

Die Dekadenz kann nur Anhänger finden, wenn sie die Maske des Fortschritts trägt.

In Zeiträumen des Fortschrittes sind die Edlen erfolgreich, weil die Dinge ihren Weg nehmen; in Zeiträumen des Rückschrittes sind die Gemeinen aus dem gleichen Grunde erfolgreich: daher kommt es, daß die Welt niemals ohne die Erheiterung zeitgenössischer Erfolge bleibt.

Der Übermensch, dem die Welt nicht gut genug ist, kämpft Schulter an Schulter mit dem Schurken, der nicht gut genug für die Welt ist.

Jeder Mann über Vierzig ist ein Schuft.

Die Jugend, der alles vergeben wird, vergibt sich selbst gar nichts: dem Alter, das sich selbst alles verzeiht, wird nichts verziehen.

Verwechsle deine Abneigung gegen Zerstörung nicht mit der Abneigung gegen den Kampf, deine Abneigung, jemandes Sklave zu sein, nicht mit der Abneigung gegen Sklaverei, deine Abneigung gegen den Reichtum deines Nachbarn nicht mit der Ab-

neigung gegen Armut. Der Feigling, der Unbotmäßige und der Neidische teilen deine Abneigungen.

Hüte dich das zu haben, was du liebst, oder du wirst gezwungen werden, zu lieben, was du hast. Wo es keine Ventilation gibt, wird die frische Luft als unzuträglich erklärt. Wo es keine Religion gibt, wird die Heuchelei guter Ton. Wo es keine Kenntnisse gibt, nennt sich Unwissenheit Wissenschaft.

Wenn die Zuchtwahl nur zur Folge hat, daß die Gemeinheit blüht und der Ausbeuter gedeiht, dann muß die Natur der Gott der Schurken sein.

Wenn die Geschichte sich wiederholt und immer das Unerwartete geschieht, wie unfähig muß der Mensch sein, durch Erfahrung klug zu werden.

Mitleid ist die Nächstenliebe des Kranken.

Wer das Böse versteht, verzeiht es: wer es empfindet, zerstört es.

Das erworbene Bewußtsein des guten Benehmens ist stärker als die natürlichen Instinkte. Es ist leichter, Mönchs- und Nonnenklöster wieder herzustellen, als eine Araberin dazu zu bringen, ihren Mund öffentlich unbedeckt zu lassen, oder einen britischen Offizier zu bewegen, durch Bond-Street an einem Mainachmittag mit einer Golfkappe auf dem Kopf zu gehen.

Es ist gefährlich aufrichtig zu sein, außer wenn man auch dumm ist.

Die Chinesen zähmen ihr Geflügel, indem sie ihm die Schwingen stutzen, und ihre Frauen, indem sie ihre Füße verunstalten.

Volkswirtschaft und Staatswirtschaft sind unterhaltende Spiele des Intellekts, aber Lebenswirtschaft ist der Stein der Weisen.

Wenn ein Ketzer das Martyrium fürchtet, spricht er von „wahrem und falschem Glauben" und beweist, daß der wahre Glaube seine Ketzerei sei.

Hüte dich vor dem Manne, der deinen Streich nicht vergilt, — er vergibt dir nicht, noch erlaubt er, daß du dir selbst vergibst.

Wenn du deinen Nachbar beleidigst, tue es gründlich.

Sentimentalität ist der Irrtum, zu glauben, daß in moralischen Konflikten Pardon gegeben oder genommen werden kann.

Zwei verhungernde Menschen können nicht doppelt so hungrig wie einer sein, — aber zwei Schufte können zehnmal so lasterhaft wie einer sein.

Mache dein Kreuz zu deiner Krücke; aber wenn du siehst, daß ein anderer das tut, hüte dich vor ihm.

Selbstaufopferung

Selbstaufopferung befähigt uns, andere Menschen zu opfern, ohne zu erröten.

Wenn du damit beginnst, dich denen aufzuopfern, die du liebst, wirst du damit enden, die zu hassen, denen du dich aufgeopfert hast.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

S.F.